Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Zwölfter Band.

Digitized by Google

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Zwölfter Band.

Berlin 1869.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Aus Oſt und Weſt.

Sieben Vorleſungen

von

Friedrich Bodenſtedt.

Berlin 1869.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Ein paar orientirende Worte mögen den hier mitgetheilten anspruchslosen Skizzen vorausgehen, wovon einige schon früher in Journalen veröffentlicht wurden und Veranlassung zu vielfach an mich ergangenen Wünschen gaben, meine im Laufe der letzten sechs Winter im Hörsale des Baron v. Liebig gehaltenen Abend-Vorträge zusammenzustellen und herauszugeben.

Meine Vorlesungen an der Universität bewegten sich in diesen sechs Jahren zwischen Ost und West hin und her, indem ich abwechselnd über Geschichte und Literatur der slavischen Völker und Altenglands las; so lag es denn nahe genug, daß ich auch aus diesen Studienkreisen die Gegenstände meiner Darstellung wählte, als ich aufgefordert wurde, theilzunehmen an den vom Professor v. Liebig veranstalteten wissenschaftlichen Abend-Vorträgen, welche alljährlich im Spätwinter von einem Kreise befreundeter Gelehrten vor einem gebildeten Publikum aller Stände gehalten werden. So erklärt sich Inhalt und Entstehung dieses Buches.

München, Ende Februar 1861.

F. B.

Inhaltsverzeichniß.

Vorwort.

Seite

1. Ueber ſlaviſche Volkspoeſie 1
2. Der Kreml in Moskau als Träger und Mittelpunkt der ruſſiſchen Geſchichte 39
3. Peter der Große 75
4. Die Stellung der Frauen im Orient und Occident 119
5. Ueber Shakeſpeare und die altengliſche Bühne I. 145
6. Ueber Shakeſpeare und die altengliſche Bühne II. 165
7. Das ruſſiſche Theater in ſeiner ſocialen Bedeutung 191

Ueber ſlaviſche Volkspoeſie.

Die Slaven rühmen ſich, das geſangreichſte Volk auf Erden zu ſein, und ſie ſuchen dieſen Ruhm — in Ermangelung von Dichtern erſten Ranges, welche denen anderer Kulturvölker ebenbürtig wären — vornehmlich durch ihre Volkspoeſie zu begründen. Sie halten daran um ſo feſter, als ihnen alle andere Kunſtoffenbarung fehlt, indem ſie bisher weder in der Malerei, noch in der Skulptur, noch in der Architektur Großes und Eigenthümliches zu ſchaffen vermochten, was bei einem ſo uralten, zahlreichen und weitverzweigten Volke allerdings eine auffallende Erſcheinung iſt.

Ihr ganzes Gemüth, ihre ganze geiſtige Zeugungskraft hat ſich bisher nur im Liede ausgeſprochen. Ob und wie weit ſie darin wirklich den andern Völkern voranſtehen, will ich hier nicht näher prüfen, ſondern freudig den Reichthum, die Schönheit und Innigkeit ihrer Volkslieder anerkennend, einen Verſuch machen, die Eigenthümlichkeit derſelben im großen Ganzen, wie bei den verſchiedenen Stämmen, in leicht überſichtlicher Skizze zu veranſchaulichen.

Daß die als Beiſpiele eingeflochtenen Liedesblumen in deutſcher Nachbildung viel von ihrem urſprünglichen Duft und Zauber einbüßen mußten, bedarf kaum der Erwähnung. Trotzdem wird ein unverdorbener Geſchmack leicht ihren eigenthümlichen Reiz erkennen, der, wie mir ſcheint, auf einen vorwiegend weiblichen Zug im ſlaviſchen Volkscharakter hinweiſt.

Dieſer vorwiegend weibliche Zug mag einigermaßen die ſonſt völlig räthſelhafte Erſcheinung erklären, daß ein Volk von ſo bedeutender poetiſcher Anlage noch kein großes geſchloſſenes Kunſtwerk zu ſchaffen vermocht hat, obgleich zerſtreut alle Elemente dazu in ſeiner Volksdichtung vorhanden ſind.

Aus den Heldenliedern der Serben tönen homeriſche Klänge; die melancholiſchen Dumas der Ukraine geben wunderbar treue Bilder der Sitten, Kämpfe und Leiden des Volks; die polniſchen Geſänge athmen glühende Vaterlandsliebe; durch die lyriſchen Volkslieder aller ſlaviſchen Stämme geht eine naturfriſche Tiefe und Reinheit der Empfindung; die reiche, klangvolle, biegſame, noch ganz jungfräuliche Sprache ſchmiegt ſich entgegenkommend allen poetiſchen Bedürfniſſen an — nichts fehlt als ein männlicher Genius, ein poetiſcher Herrſchergeiſt, um die zerſtreuten Elemente ſich dienſtbar zu machen und mit ihrer Hilfe ein unſterbliches Kunſtwerk zu ſchaffen.

* * *

Jedes ächte Lied iſt der glückliche, ſangbare Ausdruck eines energiſchen Gefühls, einer erhöheten Stimmung oder einer ergreifenden Begebenheit. Mit dieſen Worten ſoll das höchſt mannigfaltige Weſen des Liedes nicht erſchöpft, ſondern nur angedeutet ſein, und ſchon dieſe Andeutung wird genügen, uns darüber zu verſtändigen, daß es zur Hervorbringung ächter Lieder einer beſondern, eigenthümlichen Begabung bedarf. Die Nothwendigkeit ſolcher Begabung hat bei der im Gegenſatz zur Volksdichtung ſogenannten Kunſtpoeſie noch kein verſtändiger Menſch in Zweifel gezogen, während über die Entſtehung der Volkslieder allerlei wunderliche Vorſtellungen ſich hartnäckig behaupten und meiſtens in der irrthümlichen Annahme zuſammentreffen, der Urſprung eines Volksliedes laſſe ſich nicht

auf ein beſtimmtes Individuum zurückführen, ſondern ſei das Geſammterzeugniß einer vielköpfigen Menge, Volk genannt.

Allerdings giebt es einzelne bevorzugte Volksſtämme, bei welchen eine gewiſſe poetiſche Zeugungskraft ſich häufiger offenbart, als bei andern; ich erinnere, um ganz in der Nähe ein Beiſpiel zu finden, nur an die Bewohner der bayerſchen Alpen und ihre zur Cither geſungenen »Schnadahüpfl«; allein unter hunderten ſolcher improviſirten Reimſpielereien ſind immer nur wenige von wirklich poetiſchem Gehalt, und dieſe wenigen laſſen ſich immer auf beſtimmte Individuen zurückführen, deren Namen freilich im Laufe der Zeit über ihre Lieder vergeſſen werden. Ja, nicht ſelten kommt es vor, daß aus höheren Sphären Lieder in das Volk herabfallen und bei dieſem, wenn ſie ihm mundgerecht ſind, als ächte Volkslieder forttönen und dafür gelten; denn das Volk kümmert ſich bei den Liedern, die es ſingt, um künſtliche Unterſcheidung ſo wenig, wie um die Namen der Dichter. In dem geſangreichſten Theile des bayerſchen Gebirges, am Fuße des Wendelſtein, hörte ich drei der jetzt beliebteſten Volkslieder ſingen und, mit Hilfe des ſehr gebildeten Schullehrers von Bayriſch-Zell, gelang es mir, die Verfaſſer zu entdecken: das eine, das allbekannte Lied vom Wendelſtein, ſtammte, nebſt der Melodie, von dem Vorgänger des Schullehrers her, und die beiden andern hatten meinen poetiſchen Freund Franz von Kobell zum Verfaſſer.

Bei dieſen drei Volksliedern iſt alſo das Volk nicht weiter betheiligt, als daß es ſie ſingt, ohne nach den Verfaſſern zu fragen. Und eine ähnliche Bewandtniß wird es wohl mit vielen andern Volksliedern haben. Aber natürlich würde weder der treffliche Schullehrer von Bayriſch-Zell, noch Franz von Kobell im Stande geweſen ſein, Lieder zu dichten, welche im Munde des Volkes leben, wenn nicht Beide ſelbſt lange unter dem Volke gelebt hätten, das Volk liebten, in der begrenzten Welt ſeines Redens, Denkens und Fühlens

vollkommen heimiſch wären und durch eine beſondere Gabe befähigt, den poetiſchen Ausdruck dafür zu finden. Schon Herder ſagt: »Zum Volksſänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel ſein muß, oder für den Pöbel ſingt; ſo wenig es die edelſte Dichtkunſt beſchimpft, daß ſie im Munde des Volkes tönt. Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gaſſen; der ſingt und dichtet niemals, ſondern ſchreit und verſtümmelt.«

Nun kommt es gewiß auch nicht ſelten vor, daß ein Volkslied wirklich von einem poetiſch angelegten, aber ungeſchulten Sohne des Volkes herrührt und von Mund zu Mund fortklingend, im Laufe der Zeit allerlei Umwandlungen, Zuſätze oder Auslaſſungen, je nach dem Bedürfniſſe des Singenden, erfährt.

Es giebt altüberlieferte Weiſen, denen ſich die neuen Lieder anbequemen mußten, um den Beifall des Volkes zu gewinnen; ſo entſtand früh eine gewiſſe Gleichmäßigkeit in Form und Ton, wodurch das Volkslied nach dem Charakter der verſchiedenen Stämme ein ganz eigenthümliches Gepräge erhielt in leicht erkennbarem Gegenſatz zu den in Gehalt und Form mannigfaltigeren Erzeugniſſen der lyriſchen Kunſtpoeſie.

Seit man angefangen hat, die Volkslieder bei verſchiedenen Völkern zu ſammeln und zu veröffentlichen, haben ſolche Sammlungen einen höchſt wohlthätigen, erfriſchenden Einfluß auch auf die Erzeugniſſe der Kunſtpoeſie geübt, aber nur wirklichen Dichtern gelingt es, zum Segen der Kunſt, aus dieſem lautern Quell zu ſchöpfen und ſeine Tropfen in Diamanten zu verwandeln. In Frankreich, England und Deutſchland hat das Volkslied nicht wenig dazu beigetragen, den auf der einen Seite durch Rohheit, auf der andern durch Ueberfeinerung verderbten Geſchmack zu reinigen und die ſchwülſtigen, zopfigen Reimkünſteleien durch den einfachen Ausdruck natürlicher Gefühle zu verdrängen.

In Frankreich begann dieſer Läuterungsprozeß ſchon durch Molière, der beim Publikum noch heftige Oppoſition fand, als er (in ſeinem Miſanthropen) dem verkünſtelten Sonett des Oronte das einfache Lied:

Si le Roi m'avait donné
Paris sa grand' ville,
Et qu'il me fallut quitter
L'amour de ma mie!
Je dirais ou Roi Henri,
Reprenez votre Paris,
J'aime mieux ma mie, oh gay!
J'aime mieux ma mie —

gegenüberſtellte, welches dadurch literargeſchichtliche Berühmtheit erlangte und zur Fahne einer neuen Richtung wurde.

In England übte die Herausgabe von Percy's Reliques einen gewaltigen, auch auf Deutſchland nachwirkenden Einfluß, während hier die poetiſche Würdigung des Volksliedes mit Herder und Goethe begann und die Schätze der ganzen Welt in ihren Bereich zu ziehen ſuchte.

Aus der Vergleichung der verſchiedenen Sammlungen, zu welchen Italien ſeine werthvollſten Beiträge erſt in neueſter Zeit geliefert hat,*) ergiebt ſich, daß der naive, naturwahre Charakter des Volksliedes im Weſentlichen überall derſelbe iſt, wie mannigfaltig auch die äußeren Unterſcheidungsmerkmale des poetiſchen Ausdrucks der verſchiedenen Völker ſein mögen. Das Volkslied verhält ſich zu den Erzeugniſſen der Kunſtpoeſie, wie der volksthümliche Tanz zum Ballet, wie die Traube zum gekelterten Wein, oder wie die ſchlichte Feldblume zu den farbenreichen, künſtlich gepflegten Blumen des Gartens und Treibhauſes. Es gedeiht auch nur da, wo das Volk noch ſeinen eigenthümlichen Tanz und Geſang bewahrt hat, wie in den bayerſchen und öſterreichiſchen Bergen, in Italien und

*) Canti popolari inediti Umbri, Liguri, Piceni, Piemontesi, Latini, raccolti e illustrati da Oreste Marcoaldi. Genova, 1855.

in allen ſlaviſchen Ländern. Wenn ein Volk nicht mehr in ſeiner eigenen Weiſe ſingt, hört es auch auf in ſeiner eigenen Weiſe zu dichten, denn ein Lied, das nicht von einer alten heimiſchen Melodie getragen wird, oder nicht zugleich mit einer neuen aus dem Herzen ſpringt, iſt als Volkslied undenkbar.

Die Unterſchiede der poetiſchen Ausdrucksweiſe werden naturgemäß durch die nationalen Eigenthümlichkeiten bedingt. Bei Völkern von vorwiegend männlichem Charakter — wie die Germanen — wird das epiſche, und bei ſolchen von vorwiegend weiblichem Charakter — wie die Italiener und Slaven — wird das lyriſche Element überwiegen.

Wo bei einzelnen ſlaviſchen Stämmen — wie bei den kriegeriſchen Serben und Kleinruſſen, deren Geſänge die Kämpfe und Leiden von Jahrhunderten erzählen — das epiſche Element höhere Bedeutung gewann, nähert es ſich mehr dem in heiterer, behaglicher Ruhe, wie ein tiefer, breiter Strom zwiſchen freundlichen Ufern dahinfließenden Vortrage Homers, als dem rüſtigen, dramatiſch belebten, die keckſten Sprünge und ſchroffſten Uebergänge geſtattenden Tone der engliſchen Balladen.

Auch der Inhalt der ſlaviſchen Heldendichtungen entſpricht mehr der altgriechiſchen Weltanſchauung, als den vom ritterlichen Geiſte des Mittelalters durchweheten epiſchen Geſängen der romaniſchen und germaniſchen Völker. So iſt es zum Beiſpiel für den größten ſlaviſchen Helden keine Schande, vor einem ſtärkeren Feinde zu fliehen, und ebenſo wird ſein Ruhm durch unnütze Grauſamkeit gegen Schwächere durchaus nicht beeinträchtigt. Hülfreich nimmt er ſich der Schutzloſen und Unterdrückten an, überhäuft aber ſchöne Frauen, die ſich des leiſeſten Verſtoßes gegen die weibliche Sitte ſchuldig gemacht haben, mit den abſcheulichſten Schimpfnamen, oder haut ihnen ohne Weiteres das Haupt vom Rumpfe. Die einzigen Triebfedern ſeiner Kraftäußerung ſind übermüthiger Thaten-

drang, Haß gegen die Feinde und unverſöhnliche Rachſucht gegen die Unterdrücker ſeines Volks; — ritterliches Ehrgefühl und romantiſche Frauenhuldigung ſind ihm unbekannt; die Liebe ſpielt bei ihm faſt immer eine untergeordnete Rolle und reicht allein nicht aus, ihn zu großen Thaten zu begeiſtern. Wo romantiſche Elemente, in Folge weſtlichen Einfluſſes, den ſlaviſchen Heldengeſängen ſich beigemiſcht haben, gehören dieſe ſicher erſt dem heutigen Jahrhundert an; in den ältern Geſängen kommt nichts der Art vor! Dagegen finden wir häufig noch einen mythologiſchen Hintergrund und übernatürliche Weſen greifen entſcheidend in die Geſchicke der Helden ein, welche meiſt als durchaus ſittenſtrenge, tugendfeſte Männer geſchildert werden.

Der Königsſohn Marko, der Lieblingsheld der ſerbiſchen Sage, deſſen unerhörte Kriegsthaten lebhaft an diejenigen der Helden des Firduſi erinnern, ruft die in den Wolken thronende Wila, welche ihm mit Rath und Schutz beiſteht, wie Pallas Athenae dem Odyſſeus, »als ſeine Bundesſchweſter« um Hülfe an, als er im Kampfe mit Muſſa, einem ſtreitgewaltigen Türken, zu unterliegen fürchtet; aber die Wila entgegnet ihm aus den Wolken, ſie könne ihm keine Hülfe gewähren, weil er ſich gegen ihr Verbot am Sonntage in einen Kampf eingelaſſen habe.

Trotzdem erreicht Marko ſeinen Zweck, denn durch die aus den Wolken tönende Stimme wird Muſſa veranlaßt, zum Himmel empor zu blicken, und dieſen Augenblick benutzt Marko, ihn mit einem Meſſer niederzuſtoßen.

Die Serben ſind das einzige Volk der Gegenwart, deſſen Sage und Geſchichte in einem breiten epiſchen Geſangesſtrome — durch immer neue Zuflüſſe anſchwellend und ſich erfriſchend — ununterbrochen durch die Jahrhunderte fortgeklungen iſt und noch heute lebendig im Munde des Volkes lebt, ſo daß hier alle Bedingungen vorhanden wären, ein großes, ächtes Epos

zu bilden, wenn die poetiſchen Ueberlieferungen ihren künſtleriſchen Abſchluß fänden, zuſammenfließend im Geiſte eines bedeutenden Dichters, der, zugleich im Volke wurzelnd und doch über dem Volke ſtehend, das Gold von den Schlacken zu ſondern, das Fehlende zu ergänzen und dem Verſchiedenartigen einheitliches Gepräge zu geben wüßte.

Der erſte Entdecker des ſerbiſchen Liederſchatzes war der italieniſche Abbé Fortis, der vor etwa hundert Jahren eine Sammlung ihrer ſchönen Heldenſagen erſcheinen ließ, welche Goethe und Herder ſo zur Bewunderung hinriſſen, daß ſie Beide Ueberſetzungen daraus lieferten.

Eine nähere Bekanntſchaft mit der ſerbiſchen Volkspoeſie wurde in Deutſchland zuerſt vermittelt durch eine talentvolle, gelehrte Dame, Fräulein von Jakobs, in der Literatur unter dem Namen Talvj bekannt.

Ein patriotiſcher Serbe, Wuk Stephanowitſch Karadſchitſch, ein Mann von viel Geſchmack und Gelehrſamkeit, hatte in den erſten Dezennien dieſes Jahrhunderts eine reiche Sammlung der Geſänge ſeines Vaterlandes in vier Bänden veranſtaltet, wobei er mit Vorbedacht und Umſicht nur ſolche Lieder wählte, die er ſelbſt aus dem Munde ſerbiſcher Bauern gehört. Einen großen Theil davon überſetzte die Talvj in's Deutſche, und fand, bei dem entſchiedenen Beifall, deſſen die ſchönen Lieder ſich zu erfreuen hatten, bald in und außerhalb Deutſchland viele fleißige Nachfolger, als deren bedeutendſter Siegfried Kapper zu nennen iſt.

Die ſerbiſche Sprache wird — in ihrer Verbreitung über die türkiſchen und öſterreichiſchen Provinzen von Serbien, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro, Dalmatien und Slavonien — von etwa fünf Millionen Menſchen geſprochen, und die alten Wohnſitze der Serben an der unteren Donau ſind als die eigentliche Wiege der ſlaviſchen Geſchichte zu betrachten. Hier erhob ſich zuerſt eine ihrer Mundarten zur Würde der

Sprache, wurde zuerſt ſchriftlich und zum Ueberſetzen der heiligen Schrift angewandt. — Schon um die Mitte des neunten Jahrhunderts hatten die Serben eine Ueberſetzung der Bibel. Trotzdem ließ ſich das Volk, deſſen Land zum Hauptſitze ſlaviſcher Kultur beſtimmt ſchien, nicht nur von ſeinen Stammesgenoſſen bald überflügeln, ſondern fiel ſogar gänzlich in Finſterniß zurück. Die Urſache dieſer Erſcheinung iſt hauptſächlich in unglücklichen äußeren Umſtänden zu ſuchen. Die Lage des Landes auf der großen Wanderſtraße der aſiatiſchen Barbarenhorden, welche Europa überſchwemmten, hatte ſchon lange die Kraft jedes Keimes dauernder Einheit gelähmt. Die aus dem Flachlande verſcheuchte Bevölkerung, häufig mit gänzlicher Vernichtung von den wilden Fremdlingen bedroht, mußte ihre Zuflucht in den ſchützenden Bergen ſuchen, wo ſie, unter Drangſalen aller Art, an die Pflege von Kunſt und Wiſſenſchaft nicht denken konnte.

Zwar gelang es zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts dem fürſtlichen Hauſe Nemanitſch, geordnete Zuſtände in Serbien herzuſtellen und ſogar viele umliegende Gebiete zur Huldigung zu bringen. Seine Herrſchaft erſtreckte ſich ſchon vom Adriatiſchen Meerbuſen bis zu den Bergen Griechenlands und in die Nähe der unteren Donau. Bald jedoch fielen die Türken über das kaum erhobene Reich her und ſeine Unabhängigkeit wurde zugleich mit ſeiner politiſchen Exiſtenz in der furchtbaren Schlacht von Kaſſowo zu Grabe getragen. Alle Führer wurden erſchlagen; der Adel, die hohe Geiſtlichkeit und was nur irgend von der Blüte des Volkes die entſetzliche Niederlage überlebt hatte, mußte landesflüchtig werden, alle Schätze, Bücher, ja die ganze Macht, und ſogar das Andenken an die volksthümliche Ueberlieferung mit ſich forttragend.

Nur das Volk blieb zurück, abgeſchnitten von ſeiner Vergangenheit, weil es nicht leſen konnte und nichts von ſeiner alten Geſchichte wußte, und gleichſam ſchon ſeiner Zukunft

beraubt, weil die unwiderrufliche Niederlage ihm für immer das politiſche Leben entriß.

So haben ſich alle Erinnerungen der Serben in einem Kampfplatze eingeſchloſſen; ihre alte nationale Poeſie irrt wehmüthig um einen Grabhügel auf den Feldern von Kaſſowo, d. h. das Amſelfeld, umher, wo König Laſar begraben liegt.

In unmittelbarem Zuſammenhange mit dieſen älteſten Geſängen der Serben ſind jene, ſchon vorhin erwähnten, welche ſich auf Marko Kraljewitſch, den ſerbiſchen Herkules, beziehen.

Eine andere Gruppe ganz neuer Heldengeſänge, deren Held der berühmte Kara-Georg iſt, beſingt die Begebenheiten des letzten Krieges zwiſchen Türken und Serben von 1801—1815.

Sie ſind ganz im Geiſte und Tone jener älteren gedichtet, denen ſie auch in poetiſchem Werthe nicht nachſtehen. Doch faſt noch mehr als die Geſchichte der letzten Türkenkriege iſt den Serben die Geſchichte der Schlacht auf dem Amſelfelde wunderbar friſch und gegenwärtig. Nicht zerſtreut durch die Zwiſte und Ereigniſſe der Gegenwart, haben ſie jenes Amſelfeld immer vor Augen und im Gedächtniß.*) Die herrlichſten ihrer Sagen und Dichtungen beziehen ſich darauf, und noch heute geht der Serbe an dieſem Platze weinend vorüber, als wenn der Kampf vor einigen Stunden ſtattgefunden hätte, und er ſpricht davon, wie von etwas Gegenwärtigem.

Die Sage erzählt: »Sultan Amurat kam auf Kaſſowo's Feld und ſchrieb an den König Laſar:

»»O Laſar, du König von Serbien! Noch nie hat man geſehen und wird wohl nie ſehen, daß ein Land zwei Herren habe und ein Unterthan Zweien Abgaben zahle. Du und ich, wir können Beide zuſammen nicht herrſchen; ſende mir daher die Schlüſſel und den Tribut — ſende mir die goldenen

*) Vergl. Mickiewicz, Vorleſungen über ſlaviſche Literatur ꝛc. I.

Schlüſſel aller deiner Städte und den Tribut von ſieben Jahren. Willſt du dies aber nicht thun, nun ſo komme aufs Feld von Kaſſowo, mit den Säbeln die Erde zu vertheilen.««

Nachdem Laſar das Schreiben des Sultans geleſen, weinte er bitterlich, er weinte und ſchwur auf eine unerhörte Weiſe: demjenigen Serben, der nicht zum Amſelfelde komme, möge nichts glücken, weder der Acker möge ihm weißen Weizen geben, noch die Gärten Weintrauben.«

Dann wird der Sendung eines Falken von der allerheiligſten Jungfrau zu Jeruſalem erwähnt, der den König fragt, was er vorziehe: das irdiſche oder das himmliſche Reich:

»Kam ein grauer Edelfalk geflogen,
Weither von Jeruſalem, dem heil'gen,
Und er trägt ein kleines Schwalbenvöglein;
Doch es war kein grauer Edelfalke,
War der heilige Elias ſelber;
Und er trug kein kleines Schwalbenvöglein,
Trug ein Schreiben von der Mutter Gottes,
Trug es auf das Amſelfeld zum König.
Fällt dem König auf die Knie das Schreiben,
Und das Schreiben ſpricht zum König alſo:
Fürſt Laſar, du von erlauchtem Stamme,
Sage welches Reich du dir erwähleſt,
Willſt das Himmelreich du lieber haben,
Oder willſt das ird'ſche Reich du lieber?
Wenn du dir das ird'ſche Reich erwähleſt,
Sattle Roſſe, zieh die Gurte feſter,
Laß die Helden ihre Säbel gürten,
Greife an mit Sturm das Heer der Türken,
Und das ganze Heer wird dir erliegen.
Aber willſt das Himmelreich du lieber,
So errichte auf dem Amſelfelde
Eine Kirche, nicht auf Marmorgrunde,
Nein, gefertiget aus Seid' und Scharlach,
Daß das Heer zum Abendmahle gehend
Und entſündigt ſich zum Tod bereite!
Alle deine Krieger werden fallen,
Du, o Fürſt, mit ihnen untergehn!«

Der König entſchließt ſich, das Himmelreich zu wählen, und bereitet ſich zur Schlacht und zum Untergange.

Ich würde die engen Grenzen eines Vortrages überschreiten müſſen, wenn ich längere Auszüge aus der ſerbiſchen Heldendichtung geben wollte, was auch ſchon deshalb unnöthig iſt, da die trefflichen Ueberſetzungen der Talvj und Siegfried Kappers Jedermann leicht zugänglich ſind.

Das angeführte Bruchſtück ſollte nur dienen, Ton und Weſen des Ganzen anzudeuten und, mit Hinweiſung auf das Vorhandene, zu weiterm Genuſſe einzuladen.

Den ſerbiſchen Heldenliedern ganz gleich in Ton, Form und Charakter, und an poetiſchem Werth vollkommen ebenbürtig, ſind die epiſchen Dichtungen der ſtammverwandten Tſchernagorzen (Montenegriner) oder Bewohner der »ſchwarzen Berge«, deren Land zwiſchen Raguſa und Bosnien liegt, welches es von den türkiſchen Provinzen ſcheidet. Dieſes Land beſteht faſt nur aus einem einzigen, finſtern, wildzerklüfteten Felſengebirge, das ſich bis an's Meer zu dem ſchmalen Ufer des öſterreichiſchen Albanien erſtreckt, und die Geſchichte des dort hauſenden Völkleins, unter welchem ſich urſlaviſches Weſen bis heute am reinſten erhalten hat, weiß von Nichts zu erzählen, als von blutigen Kämpfen zur Abwehr der Nachbarvölker und beſonders der Türken.

Die Schickſale des kriegeriſchen Stammes der Tſchernagorzen haben viel Aehnlichkeit mit denen der Serben, woraus ſich die große Aehnlichkeit im poetiſchen Ausdruck beider leicht erklärt.

Innerlich ebenfalls damit verwandt, aber verſchieden in der Form, finden wir die epiſche Volksdichtung bei den Slaven von Krain, einem Volke, welches ſeit dem dreizehnten Jahrhundert mit Oeſterreich verbunden, an deſſen langjährigen und blutigen Türkenkriegen rühmlichen Antheil nahm, häufig unter eigenen Heerführern kämpfend. Dieſe Kämpfe und die Verherrlichung der krainſchen Helden bilden den vornehmſten Inhalt ſeiner Geſänge, welche, im Gegenſatz zu den ſerbiſchen,

einen mehr romanzenartigen Charakter haben. Die meiſten gehören dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert an und durch alle weht ein glühender Türkenhaß. Die Helden ſind zuweilen der Sage und Geſchichte der Nachbarvölker entnommen, deren Geſchicke mit denen der Krainer mannigfach zuſammenfielen. So ſpielt z. B. der Serbenheld Marko auch in den krainſchen Liedern eine nicht unerhebliche Rolle; vor Allen aber wird König Mathias (Corvinus Hunyady) gefeiert, deſſen mythiſche und poetiſche Verherrlichung in Ungarn und den öſterreichiſchen Slavenländern faſt derjenigen Friedrich Barbaroſſa's in Deutſchland gleichkommt.

Anaſtaſius Grün hat viele der ſchönſten krainſchen Volkslieder, mit möglichſter Wahrung ihrer urſprünglichen Friſche, ins Deutſche übertragen;*) ich führe hier nur eines an, welches genügen wird, die krainſche Eigenthümlichkeit zu veranſchaulichen und zu zeigen, wodurch ſich dieſelbe von den ſerbiſchen Liedern unterſcheidet.

Drei Brüder.

Das waren edler Helden drei:
Ha, Marko jung und Debelak,
Der Dritte dann war Jankotitſch.

Jung Marko ſo zu ihnen ſprach:
»Nun laßt Euch ſagen, Brüder mein,
Die Glieder bindet mir recht feſt,
In Schellen Arm und Bein mir preßt,
Knüpft Knoten in die Schlingen auch,
Einſchmiedet mich nach Türkenbrauch
Und werft in dunklen Kerker mich;
Dann geht in's tiefe Türkenland
Und bietet dort mich zum Verkauf,
Um eine Saumlaſt gelben Golds,
Um eine weißer Thalerſtück',
Und zwanzig weiße Gulden drein.«

*) Volkslieder aus Krain. Ueberſetzt von Anaſtaſius Grün. Leipzig 1850.

Sie gehn in's tiefe Türkenland,
Sie gaben Marko dort zum Kauf,
Um eine Saumlaſt gelben Golds,
Um eine weiße Thalerſtück',
Und zwanzig weiße Gulden drein.
Drauf alſo fragte Jankotitſch:
»Was ſag' ich, giebſt du, Türkenzar,
Wohl ſiebenhundert Krieger mit?«
»Noch drauf geb' ich dir ſiebenzehn
Und will auch ſelber mit euch gehn!«
Sie brechen auf und wallen fort,
Wohl weit dahin in fernes Land,
Wo Marko's dunkler Kerker ſtand.

So aber ſprach der Türkenzar:
»Laß mich den jungen Marko ſehn,
Doch nimmer frei und ungeſchwächt,
Nach Türkenart geſchmiedet recht.«
Den dunklen Thurm ſie öffnen friſch,
Wo Marko ſitzt an ſeinem Tiſch,
Und mit den Zähnen knirſcht ergrimmt,
Daß Feuer rings im Kerker flimmt.
Und alſo ſprach der Türkenzar:
»Kein junger Marko iſt's, fürwahr,
Das iſt der Höllenteufel gar!«
Jung Marko führen ſie mit ſich,
Sie ziehn in's tiefe Türkenland,
Wohl weit dahin in fernes Land,
Bis an des Fluſſes Kulpa Strand.

So aber ſprach Jung Marko jetzt:
»O Gnade, Gnade, Türkenzar!
Gefang'ne hatt' ich ſelber einſt,
Doch jedem that ich eine Gunſt,
So thu auch du mir, Türkenzar!
Mach frei mir rechten Arm und Fuß,
Daß ich das Haupt mir waſch' im Fluß,
Im Haupte fühl' ich argen Schmerz
Und auch nicht wohl iſt's mir um's Herz.
O gebt mir doch mein Säblein her,
Mein Säblein, das zwei Zentner ſchwer,
Zwei Zentner und drei Pfunde mehr.
Sie reichen ihm ein Becken dar,
Und auch ſein blankes Säblein dar.
Er hieb die Türken und zerhieb
Wohl ſiebenhundert und ſiebzehn.

Schnell zog Jung Marko heim und trat
Zuerſt in's Schloß des Jankotitſch.
Die Brüder ſitzen an dem Tiſch
Und theilen ſich die Gelder froh.
Jung Marko aber ſagte ſo:
»Was theilt ihr unter euch das Gold?
Das ihr doch nicht verzehren ſollt?«
Zog aus der Scheid' ſein Säblein ſcharf,
Vom Rumpf die Köpf' er Beiden warf.

Die krainſche Sprache (eigentlich ſlavoniſche, auch wendiſche Sprache genannt) und damit die eigenthümliche Liederweiſe herrſcht außerhalb Krains noch in jenen Diſtrikten Iſtriens und des Küſtenlandes, die vordem zu Krain gehörten, ebenſo iſt ſie heimiſch in einzelnen Grenzgebieten Ungarns, einem Theile Kärnthens und in der untern Steiermark. Sie führt uns zunächſt, ſowohl dem Namen, als auch der poetiſchen Verwandtſchaft nach, zu der liederreichen Ukraine hinüber, zu den Kleinruſſen und den Koſaken am Dnjepr und am Schwarzen Meere.

Wir ſind in den endloſen Steppen Rußlands, wo das hohe Reihergras wogt wie die Wellen des Meeres, und zahlloſe Vögelſchwärme und wilde Steppenpferde mit den Wolken um die Wette dahin fliegen. — Von der unteren Donau erſtrecken ſich, einerſeits den Fuß der Karpathen umſäumend, andererſeits am Schwarzen Meere hinter dem Dnjepr und Don bis zum Kaukaſus, dieſe kräuterreichen Steppen, wo einſt die Gottesgeißeln Attila und Timurleng ihre Pferde weideten. Es iſt dieſes die große Ader, welche Europa mit den Flächen Mittelaſiens verbindet. Zugvögel, Heuſchrecken, wandernde Inſekten aller Art, die Peſt und wilde Raubhorden ſehen wir dieſen Erdgürtel durchziehen. Die Völker, welche eine Schranke gegen die Einbrüche ſtellen, oder mit einander kämpfen wollten, begegneten ſich auf dieſem neutralen Boden, auf dieſer welken, wüſten Wahlſtätte, wo, wie ein polniſcher Dichter ſagt, die Ueberlieferung keinen Stein

findet, auf dem ſie ausruhen könnte, ja nicht einmal einen Baum zum Anlehnen.

Ein großer Theil dieſes Gebiets trägt den Namen Ukraine, welches ſich etwa überſetzen ließe, das Grenzland. Hier war die Wiege der Koſaken, eines Miſchvolks von Polen, Ruſſen, Finnen und Tataren. Die Anfänge dieſes merkwürdigen Reitervolks bildeten ſich in unzugänglichen Schlupfwinkeln hinter den Waſſerfällen des Dnjepr, zu der Zeit, da Rußland dem Andrange der mongoliſchen Tataren erlag. Die Bewohner ganzer, von den Tataren zerſtörter Ortſchaften, deſertirte Soldaten, verarmte Landleute, Räuber, Flüchtlinge aller Art fanden ſich hier zuſammen und bildeten eine kriegeriſche Gemeinſchaft, die ihre Subſiſtenzmittel hauptſächlich auf Beutezügen zu Waſſer und zu Lande ſuchen mußte. Sie unternahmen die kühnſten Streifzüge gegen die Tataren und der chriſtliche Glaube wurde Allen zum Unterpfand gemeinſamen Haſſes gegen ihre früheren Unterdrücker. Allen wurde der Name Koſak beigelegt, ein Wort, welches noch heute einen unabhängigen Krieger bezeichnet. Der Trieb, ſich zu rächen und ihre Unabhängigkeit zu befeſtigen, war das natürliche Reſultat einer ſo mühevoll errungenen Sicherheit. Der Reiz der Freiheit, die reiche Beute, die wachſende Macht und endlich der eigene Herd ließen die armen Flüchtlinge das neue Leben liebgewinnen und reizten Andere, ſich ihnen anzuſchließen.

Aus ſolchen Anfängen erwuchs im Laufe der Jahrhunderte ein mächtiger, republikaniſcher Kriegerſtaat, der das ruſſiſche Reich ſelbſt zu wiederholten Malen in ſeinen Grundveſten erſchütterte, bis es Peter dem Großen und Katharina II. gelang, die ſelbſtändige Macht der Koſaken zu brechen und ihre Reiterhorden dem ruſſiſchen Heere einzuverleiben.

Die Koſaken reden die kleinruſſiſche oder ruthenieſche Sprache, eine Mittelſprache zwiſchen der polniſchen und ruſſiſchen, mit vielen tatariſchen Wörtern geſpickt.

Die Flächen der Ukraine nennt Mickiewicz den Sitz der lyriſchen Poeſie der Slaven. Von hier aus haben Lieder unbekannter Volksdichter häufig das ganze Slaventhum durchzogen. Der Koſak, neben ſeiner Erd- oder Rohrhütte ſitzend, lauſcht in nachdenkendem Schweigen ſeinem unfern graſenden Pferde; er läßt ſeinen Blick in der grünen Steppe umherſchweifen und ſinnt träumeriſch nach über die Kämpfe, die hier einſt ſtattfanden, über die Siege und Niederlagen, die hier noch vorkommen werden. Das Lied, das ſeiner Bruſt entquillt, wird zum Ausdruck des Nationalgefühls; allenthalben mit Begeiſterung aufgenommen, geht es von Geſchlecht zu Geſchlecht. Die Donau, der ſagengeheiligte Strom, ſpielt faſt immer eine Rolle in den Koſakenliedern.

Wir haben es hier zunächſt mit ihren epiſchen Geſängen zu thun, an welchen als beſonders charakteriſtiſch gleich hervorzuheben iſt, daß ſie — im Gegenſatz zu der Heldendichtung aller anderen ſlaviſchen Stämme — niemals einen kecken, heitern Ton anſchlagen, niemals Siegesfreude ausdrücken, ſondern immer nur die Trauer über eine verlorene Schlacht oder den Tod eines erſchlagenen Helden.

Hier iſt es nöthig, verſchiedene Beiſpiele anzuführen, um die eigentliche Mannigfaltigkeit der Gattung zu veranſchaulichen, die man mit »Duma« bezeichnet und für welche die deutſche Sprache keinen entſprechenden Ausdruck bietet.

Eine Duma iſt entweder eine längere, wehmüthige, poetiſche Betrachtung an und für ſich, oder eine ſolche verbunden mit der Erzählung irgend eines traurigen Ereigniſſes.

Es weht durch dieſe Geſänge ein tiefes, inniges Naturgefühl, eine glühende Liebe zur Heimat und zu den Angehörigen, wobei beſonders das Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn, ſo wie zwiſchen Bruder und Schweſter oft rührend hervortritt, und in vielen offenbart ſich eine ächte, wahrhaft ergreifende Religioſität.

Belege dafür mögen die drei folgenden Dumen bieten:

Der Tod Moroſenko's.

O Koſak Moroſenko! Du Stern in der Schlacht!
Sieh, ob deinem Tod die ganze Ukraine klagt!

Klagt die ganze Ukraine, die Koſaken all',
Auf dem Markt ſchluchzt die Mutter ob des Sohnes Fall.

Laß, Mutter Moroſenko's, keine Thräne mehr ſinken,
Komm' mit uns Koſaken, Meth und Wein zu trinken!

Wie kann ich trinken, mich freuen zu dieſer Friſt,
Wenn Moroſenko von den Türken erſchlagen iſt?

Sieh, hinterm Berg, hinterm Berg her den Heereszug nah'n,
Sprengt auf ſchwarzem Streitroß Moroſenko heran;

Hat bis zur flatternden Mähne den Kopf gebeugt,
Spricht: Wehe! Dort ſich des Feindes Land zeigt!

Spring' an, über'n Strom weg, mein ſchwarzes Roß,
Entgegen dem wilden Tatarentroß!

Und er ſetzt über'n Strom weg — heiß war die Schlacht,
Und Moroſenko wird zum Gefangenen gemacht. —

Und ſie ſetzten ihn auf einen Eichenblock,
Und nahmen ihm ſeine Stiefel, ſeinen rothen Rock.

Und aus der blutigen Bruſt, unter wildem Schmerz,
Riſſen ſie ſein Herz, ſein ſo tapferes Herz.

Und man hat ihm ein tiefes Grab geſchichtet,
Und über dem Grab einen Hügel errichtet.

Moroſenko! Du mit dem ſtolzen Sinn,
Schau jetzt auf dein Land, die Ukraine, hin!

Wozu das? Ich liebe mein Land nicht mehr,
Nur mein Roß noch lieb' ich; das führt mir her!

Führt mein Roß her, ſattelt mein ſchwarzes Roß,
Und bindet darauf des Koſaken Geſchoß;

Und laßt es den Weg zur Ukraine finden,
Den Koſaken dort meinen Tod zu verkünden! —

Digitized by Google

Der Tod Iwan Swiergowsky's.

Als unſer tapfere Pan,
Der Koſakenhetman
Iwan Swiergowsky, in der Schlacht
Von den Türken zum Gefangenen gemacht,
Sie ihm den Kopf vom Rumpfe hieben,
Spießten ihn auf, ihren Spott damit trieben.

Und ſiehe, da zieht gewitterſchwer
Von fern eine große Wolke her;
Kommen Schwärme ſchwarzer Raben geflogen,
Haben wie dichte Nebel die Ukraine überzogen —

Liegt's auf dem Volk der Ukraine trüb:
Es beweint ſeinen Herrn, der im Felde blieb.

Huben die ſtürmiſchen Winde zu ſauſen an:
Wo iſt unſer Hetman, der tapfere Pan?

Flogen kreiſchende Schwärme von Geiern herzu:
Wo truget ihr unſern Hetman zur Ruh'?

Schrie'n die Adler aus den Lüften herab:
Wo iſt Swiergowsky's, des Hetmans, Grab?

Kommt ein Schwarm von Lerchen gezwitſchert und fragt:
Wo habt ihr ihm Lebewohl geſagt?

Der Koſaken Einer zur Antwort gab:
»Zuneben ſeinem tiefen Grab,
Unfern der Stadt, Kilia genannt,
An der Grenze vom Türkenland.«

Der Sturm auf dem Schwarzen Meere.

Auf dem Schwarzen Meere, auf weißem Stein,
Sitzt ein heller Falk, klagend und jammernd laut,
Und aufs Schwarze Meer forſchenden Blickes ſchaut.
Er ſieht, wie am Himmel die Sterne verglühen,
Wie die Wolken die Hälfte des Mondlichts umziehen,
Und ſeltſame Ahnung ſein Herz durchgraut.
Siehe, da naht es ſchwarz, heben die Stürme zu ſauſen an,

Heben die Wellen des Meeres zu rollen, zu brauſen an,
Und wie die Meerkinder ſpringen und die Windsbraut heult
Wird die Flotte der Koſaken in drei Theile getheilt.
Der eine bricht fern bei Agara an's Land,
Der andere zerſchellt an der Donau Strand,
Doch der dritte — was ſoll mit dem dritten geſchehn?
Wird er ſinken, im Schwarzen Meer untergehn?
In dem dritten fährt Gritzko Sborowsky Pan,
Der Koſaken von Saparoſch Attaman.
Er geht auf dem Verdecke in düſterer Ruh
Und ſpricht dieſe Worte den Schiffern zu:

»Unter uns, Kameraden, iſt ein Verbrechen geſchehn,
Daß die Wellen ſo toben und die Stürme ſo wehn —
Fangt Gott, dem gnädigen, eure Sünden zu beichten an,
Dem Schwarzen Meer und mir — eurem Attaman;
Naht euch alleſammt, ſagt eure Sünden her:
Und der Schuldige ſoll ſterben im Schwarzen Meer!
Die Flotte der Koſaken ſoll nicht untergehn,
Weil von Einem unter euch ein Verbrechen geſchehn!«

Und voll Schweigen ſtand der Koſaken Schaar,
Denn es wußte Keiner, wer ſchuldig war.

Da Alexis, Sohn des Prieſters von Piriatin,
Nimmt das Wort und tritt vor die Krieger hin:
»Nehmt und opfert mich, Brüder, zu eurer Ruh,
Bindet mit rothem Tuche die Augen mir zu,
Hängt an den Hals mir einen weißen Stein
Und werft mich in's Schwarze Meer hinein!
Laßt mich, Brüder, allein in den Wellen ſterben,
So wird nicht die Flotte der Koſaken verderben!«

Die Koſaken hörten ihm ſtaunend zu
Und ſprachen: — »Alexis, wir ſind ſchlechter als du!
Du kannſt die heiligen Bücher leſen,
Durch dein Beiſpiel hältſt du uns ab vom Böſen,
Durch deine Lehre lernen wir Gutes thun:
Wie kann auf dir ſo ſchwere Sünde ruhn?«

»Wohl ſeid ihr mir nicht an Wiſſen gleich,
Ich leſe die Schrift und erkläre ſie euch,
Lehr' euch Böſes meiden und Gutes thun
Und doch auf mir ſchwere Sünden ruhn!
Ich bin aus Piriatin, meiner Heimat, geritten,
Ohne Vater und Mutter um ihren Segen zu bitten;
Meinem Bruder hab' ich ſcheidend im Zorn gedroht;

Meinen Nachbarn nahm ich ihr letztes Stück Brot;
Stolz ritt ich einher, stieß mit dem Fuß auf der Straße
Die Bruſt der Weiber, die Stirn der Kinder zum Spaße.
Ich pflegte die Kirchen vorbei zu jagen,
Ohne die Mütze zu ziehn, ohne das Kreuz zu ſchlagen;
Für meine Sünden, Brüder, muß ich jetzt untergehn!
Seht, wie es wogt und brauſt auf dem Schwarzen Meer,
Das kommt von Mutter und Vaters Gebeten her,
O müßt' ich im Sturm nicht untergehn,
Wollte Gott meine heißen Gebete erhören:
Wie wollt' ich hinfort meine Eltern ehren!
Nie würde ich wieder meinen Bruder betrüben,
Meine Schweſter wie eine Mutter lieben!«

Als noch Alexis, Sohn des Prieſters, ſeine Beichte ſprach,
Ließ der Sturm auf dem Schwarzen Meere nach;
Die Flotte ward gerettet durch des Höchſten Hand
Und kam glücklich bei der Inſel von Tentra an's Land.

Alsdann die Koſaken ſtanden und ſtaunten ſehr,
Daß die Flotte nicht verſunken im Schwarzen Meer
Und kein Einz'ger ertrunken vom ganzen Heer.

Und Alexis, Sohn des Prieſters, aus dem Schiffe ging,
Nahm die heilige Schrift, an zu leſen fing,
Erklärt ſie den Koſaken, die ihn aufmerkſam hören,
Und ſpricht zu ihnen, giebt ihnen weiſe Lehren:
»Treu ſollen wir, Brüder, unſern Nächſten lieben,
Nie durch böſe That Vater und Mutter betrüben;
Den Menſchen, die gerecht vor dem Herren ſtehn,
Wird es wohl auf Erden und im Himmel gehn!
Des Mörders Schwert bringt ihnen nicht den Tod,
Der Eltern Gebet führt ſie durch Sturm und Noth,
Macht von Todſünden ihre Seele rein,
Wird ihr Schutz zu Meer und zu Lande ſein!«

Die Polen beſitzen keine nennenswerthen Denkmäler epiſcher Volksdichtung, und die Ruſſen nur ein einziges: das viel genannte Lied von Igors Heerfahrt gegen die Polowzer, ein uns in ſo verſtümmelter Geſtalt überkommenes Gedicht, daß es bis jetzt noch keinem Slaviſten gelungen iſt und auch wohl für die Zukunft nicht gelingen wird, die Form auf irgend ein bekanntes rhythmiſches oder metriſches Geſetz zurückzuführen. Wie es vorliegt, erſcheint es als eine Erzählung in poetiſcher

Proſa, durch einige wahre Naturlaute und ſchwungvolle Sätze anregend, im Ganzen aber zwiſchen Numerus und gebundener Rede troſtlos hin und her irrend und deshalb auf die Dauer ermüdend.

Denn eben ſo regellos wie die Form, iſt auch der Inhalt, der nichts weniger als eine ruhige, in ſchönem Ebenmaß durchgeführte Erzählung bietet, vielmehr raſtlos und innerlich unvermittelt von einem Gegenſtande zum andern überſpringt, weder in den einzelnen Theilen, noch in dem Ganzen volle Befriedigung gewährend. Damit ſollen die mannigfachen, poetiſchen Schönheiten des Igorliedes, wozu beſonders ſeine wunderbaren, ganz eigenthümlichen Naturſchilderungen gehören, nicht geleugnet werden, und immerhin bleibt es, wenn es wirklich, wie behauptet wird, aus dem zwölften Jahrhundert ſtammt (was mir, nebenbei geſagt, nicht recht einleuchten will, trotz der hineinſpielenden, altſlaviſchen Götterwelt), ein höchſt intereſſantes Denkmal ruſſiſcher Poeſie. Ich führe deshalb ein paar charakteriſtiſche Proben daraus an:

»Igor, der Fürſt, trat in den goldenen Bügel und ritt durch das weite Feld hin. Die bange Nacht weckt das Schreien der Vögel, das Heulen des Wildes. Die Polowzer rannten auf ungebahnten Wegen zum großen Don; es knarrten die Wagen um Mitternacht. Igor führt ſeine Schaar zum Don, denn ſchon weiden ſich an ſeiner Noth die Vögel ..... Eingeſchlummert iſt der Sang der Nachtigallen, aufgewacht iſt das Gekrächze der Dohlen. Ruſſinen ſchloſſen die weiten Flächen mit ihren rothen Schilden, Ehre ſich und den Fürſten Ruhm zu gewinnen.

»Vom Frühlicht bis zum Abend, vom Abend bis zum Morgen flogen geſtählte Pfeile, klirrten Helme unter Säbelhieben, ſchwankten todtbringende Lanzen auf polowziſcher Erde. Unter dem Hufſchlag der Roſſe erdröhnte die ſchwarze Erde, die mit weißen Knochen beſäete, mit Blut getränkte ..... Verderben erwuchs aus der blutigen Saat .....

»Was ſauſt, was brauſt ſchon ſo früh vor dem Morgenroth? Igor wendet die Schaaren, denn es dauert ihn ſein lieber Bruder Wßewolod. Sie ſchlugen ſich einen Tag, ſie ſchlugen ſich den zweiten. Am dritten Tage, da es Mittag wurde, ſenkten ſich die Banner Igors. Es trennten ſich die beiden Brüder am Ufer der ſchnellen Kajala.....

»Da begann es zu mangeln am blutigen Weine und zu Ende ging das Gelag der tapfern Ruſſinen. Sie tränkten ihre Gäſte mit Blut und ſie ſelber ſanken nieder für ihr Ruſſinenland. Es beugte ſich klagend das Gras und die Bäume ſenkten trauernd ihre Häupter zur Erde.« .....

Schon dieſe kurze Stelle wird genügen, um die charakteriſtiſche Verſchiedenheit des Igorliedes von den vorhin erwähnten Dichtungen zu zeigen. Wir fühlen uns hier plötzlich in eine fremde Welt verſetzt, wo es wirr um uns her ſchallt und ſummt, wie Rauſchen des Steppengraſes, wie der Wiederhall von Vogelſtimmen und das Schwirren von Inſektenſchwärmen.

Zur Vervollſtändigung unſrer raſchen Ueberſicht epiſcher Volkspoeſie bei den Slaven, müſſen wir noch einen Blick nach Böhmen werfen, wo man im Jahre 1818 eine Sammlung angeblich alter Gedichte entdeckte, welche unter dem Titel »die Königinhofer Handſchrift« zu wiederholten Malen herausgegeben und in faſt alle europäiſche Sprachen überſetzt wurde.

In dieſer Sammlung befinden ſich zwei epiſche Fragmente, von welchen das eine: »Libuſcha's Gericht« aus dem neunten, und das andere: »Saboj — Slavoj — Ljudek« aus dem zehnten Jahrhundert ſtammen ſoll, ſo daß wir darin die älteſten poetiſchen Denkmäler ſlaviſcher Zunge vor uns hätten, wenn die Aechtheit der Lieder außer Zweifel ſtünde.

Libuſcha's Gericht beſchreibt einen Erbſchaftszwiſt zwiſchen zwei Brüdern, welcher vor dem verſammelten Volke durch die

ſagenberühmte Fürſtin Libuſcha geſchlichtet wird. In der Form zeigt es nahe Verwandtſchaft mit den ſerbiſchen Heldenliedern, wie folgende Stelle, die ich der zweiten Hälfte des Gedichts entlehne, darthun wird:

„Stellt ſich Jeder auf nach ſeinem Alter,
Tritt herein im weißen Kleid die Fürſtin,
Tritt zum Ahnenthron im hohen Rathe.
Bei ihr ſtehn zwei weiße Seherjungfrau'n,
Wohlgelehrt in richterlicher Weisheit.
Hält die Eine die Geſetzestafeln
Und die And're der Vergeltung Richtſchwert.
Vor den Beiden rechtverkündend Feuer,
Unter ihnen heiligſühnend Waſſer.
Spricht vom gold'nen Ahnenthron die Fürſtin:
Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
Recht verkünden ſollt Ihr zweien Brüdern,
Die zuſammen hadern um ihr Erbgut,
Um ihr eignes, väterliches Erbgut!
Nach den Satzungen der ewigen Götter,
Walten Beide dieſes Guts gemeinſam,
Oder theilen ſich zu gleichen Theilen.
Meine Kmeten, Lechen und Wladyken!
Gebet Kraft dem Recht, das ich verkünde,
Wenn mein Spruch gefällt nach Eurem Sinne.
Doch, dafern er nicht nach Eurem Sinn iſt,
Sollt Ihr anders über ſie entſcheiden,
Die entzweiten Brüder zu verſöhnen.“

Das andere Gedicht iſt weniger regelmäßig gebaut und fällt gegen den Schluß hin innerlich und äußerlich etwas aus dem epiſchen Tone. Es beſingt den Kampf der Tſchechen mit irgend einem deutſchen Fürſten, der, wie es ſcheint, das Chriſtenthum bei ihnen einführen wollte. Der tapfere Tſchechenführer Saboj ruft ſeine von den Chriſten beſiegten Landsleute zur Rache auf. Nachdem er die bewaffneten Männer in den böhmiſchen Wäldern verſammelt hat, redet er ſie mit einem Liede an, das ihnen die Schande der Unterdrückung vor Augen hält; er ſagt: daß die Chriſten fremde Götter eingeführt, die Vögel aus den heiligen Hainen verſcheucht, die Bäume aus-

gerottet haben, und ſucht ſie beſonders dadurch zu entflammen, daß er ihnen klar macht, das Chriſtenthum erlaube jedem Manne nur eine Frau zu beſitzen. Hier rafft ſich Saboj mit funkelnden Augen auf und ruft: Singe, du beſitzeſt die Gabe, der Menſchen Herzen zu rühren! Er erinnert die Genoſſen an die Abenteuer der Jugend, malt ihnen das Bild des Triumphes über die Feinde aus. Alle umringen ihn und reichen ihm die Hand zum Bunde. Darauf ſtürmen ſie gegen das feindliche Lager; der Chriſtenführer, hier Ljudek genannt, erſcheint mit ſeinem Heere; vor Wuth ſchäumend, fordert er Saboj zum Zweikampfe auf und wird von dieſem erſchlagen. Der entmuthigte Feind will ſich durch die Flucht retten, wird aber durch einen Fluß aufgehalten, wo ihn der Untergang ereilt. Das Gedicht ſchließt:

Winde brauſen durch das Land,
Heere brauſen durch das Land;
Durch die Lande, rechts und links hin,
Zieh'n in breiten Reih'n die Heere,
Fort mit Freudenjauchzen.

Bruder, ſieh' die Berge dämmern!
Ha, die Götter haben
Dort uns Sieg verlieh'n!
Schaaren ſchwärmen dort von Seelen
Hin und her, von Baum zu Baum;
Bange zagt vor ihnen,
Wild und ſcheu Geflügel;
Nur die Eulen ſcheuen nimmer.
Fort zum Berg, begrabt die Leichen,
Bringt den Göttern Opferſchmaus,
Bringt den Göttern, unſern Rettern,
Reicher Fülle Opfer dar;
Stimmet an ihr Lieblingslied,
Weiht die Wehr erſchlag'ner Feinde ihnen.

Zeigen ſich in den epiſchen Geſängen der zahlreichen Slavenſtämme leicht erkennbare, innere und äußere Unterſchiede, ſo finden wir dagegen in der lyriſchen Volksdichtung

überall eine merkwürdige Aehnlichkeit, ungeachtet des höchſt mannigfaltigen Reichthums der ſlaviſchen Lieder.

Dieſe Lieder ſind die eigentliche Offenbarung des ſlaviſchen Volkscharakters, wie er, trotz der Trennung der Stämme und trotz der verſchiedenen Schickſale, die ſie unter fremdem Joche erfahren, überall in wunderbarer Reinheit ſich erhalten hat.

Ich habe ſchon vorhin bemerkt, daß dieſer Charakter ein vorwiegend weiblicher, zartbeſaiteter, leicht erregbarer und empfänglicher iſt. Der Beweis dafür iſt in allen ſlaviſchen Liedern zu finden, ſelbſt bei ſolchen Stämmen, welche, wie die Serben und Koſaken, ſeit Jahrhunderten ein kriegeriſches Leben geführt haben. Sie wurden Krieger, nicht aus Luſt und Neigung zum Waffenhandwerke, ſondern weil die Verhältniſſe ſie dazu drängten, denn von Haus aus iſt der Slave äußerſt friedfertiger, anſchmiegender und harmloſer Natur, und von jener herben, trotzigen Männlichkeit, jener übermüthigen Raufluſt und Streitſucht, welche noch heute durch alles germaniſche Blut geht, iſt bei den Slaven keine Spur zu finden.

Ein deutſches Tanz- und Trinkgelage unter dem Volke endigt gewöhnlich damit, daß ſich die jungen Burſche, wenn ihnen das Bier oder der Wein zu Kopfe ſteigt, einander die Köpfe blutig ſchlagen, während die Ruſſen bei ähnlichen Gelegenheiten einander umhalſen, küſſen und mit den ſüßeſten Schmeichelworten überhäufen. Schon dieſes bei allen Slaven (auch wenn ſie nüchtern ſind) landesübliche Küſſen und Koſen der Männer untereinander, zeugt von dem weiblichen Zuge ihrer Natur. Auch die ihnen ſonſt eigenthümlichen Eigenſchaften, wie ihre unendliche Zärtlichkeit gegen Kinder, ihre Liſt, Schlauheit und Geſchmeidigkeit entſpringen aus dieſer Quelle.

Es kommt gar nicht ſelten vor, daß man einen alten, graubärtigen Koſaken weinen ſieht und jammern hört bei dem

Gedanken, daß er allein ſtehe in der Welt, ohne Vater und Mutter. Wo ließe ſich in England oder Deutſchland ein Seitenſtück zu ſolcher Erſcheinung finden?

Dieſe weiche Charakteranlage der Slaven, die ſich am reinſten bei den Ruſſen erhalten hat, erklärt auch ihr tiefes, religiöſes Gefühl, ſo wie ihre demüthige Unterwürfigkeit unter die Macht des Zaren und der Kirche. Kein Volk germaniſchen Bluts würde jahrhundertlange Knechtſchaft ſo geduldig ertragen haben, wie die Ruſſen.

Man muß dieſe nationalen Eigenthümlichkeiten wohl ins Auge faſſen, um die ſlaviſchen Volkslieder, dieſe Geiſtesblüthen des Volks, von deren Duft und Schmelz ja durch die Ueberſetzung ohnehin viel verloren gehen muß, richtig zu würdigen und zu verſtehen.

Unter allen ſlaviſchen Stämmen ſind die Polen, welche in der Kunſtpoeſie den erſten Rang einnehmen, in der Volksdichtung am ärmſten. Das Volk iſt vielleicht eben ſo geſangluſtig, wie ſeine Nachbarſtämme, aber die Vornehmen und Gelehrten haben es früher nie der Mühe werth gehalten, ſich um die Volkslieder zu bekümmern. Erſt in neuerer Zeit hat ſich dies zum Beſſern geändert und hat man angefangen, Sammlungen polniſcher Volkslieder zu veröffentlichen. Ich laſſe eines der beſſern hier folgen:

Schönes Mädchen, liebes Mädchen,
Warum willſt du mich nicht lieben?
Iſt mein Pferd mit Gold beſchlagen
Und geziert mit großen Perlen,
Und ein Herz hab' ich im Buſen,
Mehr als Gold und Perlen werth.
Und das Mädchen weint und ſpricht:
Ach, ich möchte dich wohl lieben,
Doch du zieheſt in die Schlacht,
Und die gold'nen Hufe wird
Deinem Pferd' der Türke nehmen,
Und die Perlen, deine Perlen,
Wird er ſeinem Mädchen bringen,

Und dich ſelber mit dem Pfeil
Wird er tödten im Gefechte;
Deinen wunden Kopf dann wird er
Hinter ſeinem Pferde ſchleifen,
Und dein ſchönes Herz wird er
Hin zum Fraß den Raben werfen!

Dieſem mögen ſich einige altböhmiſche Lieder aus der Königinhofer Handſchrift anſchließen, um zu zeigen, daß der wehmüthige Ton, der noch heute alle ſlaviſche Volksdichtungen durchklingt, ſchon ein charakteriſtiſches Merkmal ihrer älteſten Erzeugniſſe war.

Die Verlaſſene.

Ach, ihr Wälder, dunklen Wälder,
Miletiner Wälder!
Warum grünt ihr, wie im Sommer,
Luſtig fort im Winter?

Gerne wollt' ich ja nicht weinen,
Nicht mein Herz betrüben,
Aber ſagt, ihr guten Leute,
Wer mich Arme tröſtet?

Ach, wo iſt mein liebſter Vater?
Längſt im Grabe liegt er!
Wo iſt meine gute Mutter?
Ueber ihr wächſt Gras ſchon!
Bruder hab' ich nicht, noch Schweſter,
Fort iſt mein Herzliebſter!

Die Roſe.

Ach, du Roſe, rothe Roſe!
Warum biſt ſo früh erblüht?
Kaum erblühend ſchon erfroren?
Ging dein Duft und Glanz verloren
Und verwelkend ſankſt du hin!

Saß am Abend, lange ſaß ich
In Erwartung und in Sorgen,
Bis zum Hahnenruf am Morgen;
Schon verglommen war das Feuer
Und ermüdet ſchlief ich ein.

Da im Traum' ſah ich: mir glitte
Von der Hand mein Ringlein nieder,
Und ein koſtbar edler Stein
Fiele aus des Ringleins Mitte.
Ring und Stein fand ich nicht wieder,
Ach, ich blieb im Gram allein —
Der Geliebte kam nicht!

Der Kukuk.

Steht im Blachfeld eine Eiche,
Im Gezweig' ein Kukuk ſitzt,
Und er jammert und beklagt ſich,
Daß nicht immer Frühling ſei.

Reifte wohl das Korn im Felde,
Blieb' es Frühling allezeit?
Würden Aepfel reif im Garten,
Blieb' es Sommer allezeit?

Könnten Aehren auf dem Boden
Frieren, blieb' es immer Herbſt?
Würde nicht das Mägdlein trauern,
Blieb' es einſam allezeit?

Ueberraſchende Parallelen zu dieſen Liedern ließen ſich in Menge aus allen ſlaviſchen Dialekten anführen. Ein Ring, der vom Finger gleitet, oder gar zerſpringt, ſpielt als unglückliches Wahrzeichen beſonders bei den Ruſſen eine große Rolle und der Kukuk hat überall im Waldkonzert des ſlaviſchen Volksgeſanges eine Hauptſtimme. Ein Seitenſtück zum Ringe (in anderer Faſſung) bietet folgendes ruſſiſche Lied:

Nachtigall, o Nachtigall!
Sangeshelle Nachtigall!
Sag', wohin, wohin dich ſchwingſt,
Wo die ganze Nacht du ſingſt?
Welche Arme mag gleich mir,
Troſtbedürftig lauſchen dir,
Die zur Nacht das Aug' nicht ſchließt,
Weil's von Thränen überfließt!

Flieg', durchfliege, Nachtigall,
Rings die weiten Lande all —

Fliege über's blaue Meer,
Lug' auf fremden Strand umher,
Sieh' in Stadt und Lande zu,
Nirgend, nirgend findeſt du
Eine Maid in Dorf und Stadt,
Die wie ich zu leiden hat.

Auf der Bruſt mir armem Ding
Eine Schnur von Perlen hing;
Ach, ich trug auch, armes Ding,
Auf dem Finger einen Ring.
Und im Herzen treu und mild
Trug ich meines Liebſten Bild!
Doch im Herbſt verloren ganz
Meine Perlen ihren Glanz.
Und in Wintersnacht mein Ring,
Auf der Hand in Stücke ging —
Jetzt im Frühling wein' ich ſehr!
Habe keinen Liebſten mehr!

Und als Seitenſtück zu dem böhmiſchen Kukuksliede möge folgendes kleinruſſiſche hier ſeinen Platz finden:

Kam aus der Ferne ein Kukuk geflogen,
Flog durch Feld und Hain;
War aus ſeinem Fittig eine Feder gefallen
In die Donau hinein.

O, gleich der bunten, verlorenen Feder,
Die der Strom fortreißt, —
Schwindet mein Leben im fremden Lande
Einſam, verwaiſt.

Floß mein Leben hin, wie auf der Welle
Ein einſam Blatt, ...
Fort! was wahr' ich den Goldring, den Er mir
Gegeben hat!

Von rührender Innigkeit iſt ein kleines, von der Talvj mitgetheiltes galiziſches Lied:

Todte Liebe.

Weiß biſt du, mein Mägd'lein,
Kannſt nicht weißer mehr ſein!
Warm lieb' ich dich, Mägd'lein,
Kann nicht wärmer mehr ſein.

Als ſie todt war, mein Mägd'lein,
War viel weißer ſie noch;
Und ich liebt' ſie, ich Armer,
Viel wärmer dann noch.

Dann das Lied eines Koſakenmädchens aus Kleinrußland:

Eine Hopfenranke im Garten allein
Schlängelt zur Erde ſich, —
Unter den Menſchen ein Mägdelein
Weinete bitterlich.

O grüner, blühender Hopfen, warum
Rankſt nicht nach oben zu?
O liebes, junges Mädchen, warum
Fluchſt deinem Schickſal du?

Kann die Hopfenranke nach oben ziehn,
Wenn keine Stütze ſie hält?
Kann des Mädchens Auge vor Freude glühn,
Wenn ihr Koſak ihr fehlt?

Und als Gegenſtück dazu, das naive Klagelied eines alten, weinenden Koſaken:

Fliegt ein Adler über's Meer hin,
Himmelauf zu fliegen ſcheint er;
Grämt ſich der Koſak, der alte,
Seine Jugendzeit beweint er.

Spricht: O meine jungen Jahre!
Sagt, wo ſeid ihr hingezogen?
Seid in Wieſen, ſeid im Felde,
Seid im grünen Wald verflogen?

Ohne Nutzen, ohne Segen,
Schwindet des Koſaken Beute:
Was er geſtern ſchwer errungen,
Leichten Sinns vertrinkt er's heute.

Die Slaven leben in innigſter Beziehung zu der ſie umgebenden Natur und Thierwelt, und ihre Lieder knüpfen gern an die erſten beſten ſich daraus darbietenden Erſcheinungen an, wie wir ſchon aus dem Vorhergehenden geſehen haben: »Ach, ihr Wälder« ꝛc., »Ach, du Roſe« ꝛc.

Sehr häufig haben ſolche Eingänge eine im Liede poetiſch ausklingende, tiefere, ſymboliſche Bedeutung, wie z. B. der Flug des Adlers den alten Koſaken, der ein verlorenes Leben beweint, an ſeine hochfliegende Jugendzeit erinnert.

Die zärtliche Mutter erſcheint unter dem Bilde einer Schwalbe, die ihrer Jungen wartet; die klagende Schweſter wird verglichen mit dem Kukuk, der nach der ſlaviſchen Sage nichts Anderes iſt, als eine Schweſter, die ihren Bruder verlor.

Das liebende Mädchen wird verglichen mit der »blauen Taube«, der junge Krieger iſt ein »heller Falk«, ein »weißer Schwan« oder ein »grauer Adler«; oft aber auch werden ſolche Bilder zu Anfang eines Liedes antithetiſch gebraucht, um den gefeierten Helden noch mehr hervorzuheben; z. B.:

Das iſt kein grauer Aar, der dort
Vom Thal die Flügel ſchwingt:
Das iſt Moroſenko, der ſtarke Held,
Der auf ſein Streitroß ſpringt;

oder:

Das iſt nicht der blaue Kukuk, der durch's dunkle Holz ſich ſchwingt:
Eine Schweſter iſt's, die ob dem fernen Bruder Klage bringt.

In ähnlichem Sinne wird häufig das Bild der Wachtel gebraucht, und aus der Pflanzenwelt ſind es beſonders die Linde, der Hollunder, Ahorn und Wachholder, die im ſlaviſchen Liede eine große Rolle ſpielen. Dem Salbei und der Raute werden zauberiſche Kräfte beigelegt. Die »Schwätzerin Eiche« ſäuſelt dem Koſaken alte Thaten ins Ohr.

Der Glaube an Haus-, Feld- und Waldgeiſter kommt überall bei den Slaven vor; der Glaube an Upiory oder Vamphre, vorzugsweiſe nur bei den Serben.

Zu Anfange dieſes Jahrhunderts erſchien eine Sammlung altruſſiſcher Lieder von Kirſcha Daniloff, in welchen der

»Meerkönig« in ſeinem Verkehr mit Sadko, einem Kaufmann aus Nowgorod, genannt »der reiche Gaſt«, eine große Rolle ſpielt. Nur um das den Ruſſen eigenthümliche, bisher noch nicht auf ein beſtimmtes Geſetz zurückgeführte Versmaß zu veranſchaulichen, worin dieſe und ähnliche Gedichte geſungen ſind, gebe ich eine kleine Probe davon:

»Auf dem Meere, auf weitem, auf blauem Meer,
Laufen, hinlaufen dreißig Schiffe ſchnell,
Dreißig Schiffe, Eines ein Falk: das Schiff
Deſſelbigen Sadko, des reichen Gaſts.«

Plötzlich ſteht nun dieſes Schiff, »der Falk«, ſtill und iſt nicht wieder von der Stelle zu bringen. Sadko kann ſich das Wunder nicht anders erklären, als durch die Annahme, es müſſe einer von den Schiffsleuten eine ſchwere Schuld auf dem Gewiſſen haben, und er hält es für ſeine Pflicht, den Sünder zu ermitteln, um ihn ins Meer hinabzuſtürzen und dadurch den Zorn der Gottheit zu ſühnen.

Zu dieſem Zwecke befiehlt er Allen, eiſerne Looſe zu machen und dieſelben ins Meer zu werfen; das Loos des Schuldigen werde untergehen und die der Unſchuldigen ſich auf dem Waſſer erhalten. Der ſchlaue Sadko, der wohl weiß, daß er ſelbſt der Schuldige iſt, aber glaubt, als ein reicher Mann Gott und die Menſchen betrügen zu können, wirft ſtatt eines eiſernen Looſes eine Hopfenblüthe ins Waſſer. Allein nun begiebt ſich das Wunder, daß alles Eiſen obenauf ſchwimmt und die Hopfenblüthe untergeht.

Darauf läßt der Beſtürzte noch einmal Looſe machen von leichtem Holz und beſtimmt dabei, daß derjenige, deſſen Loos das Meer verſchlinge, unſchuldig ſein ſolle. Er ſelbſt wirft ein zehn Pfund ſchweres Eiſenſtück ins Waſſer, und wieder begiebt es ſich, daß das Eiſen obenauf ſchwimmt, während das Holz untergeht. Nun bleibt dem in ſeinem eigenen Netze Gefangenen keine Rettung mehr, er muß ſich

zum Tode vorbereiten. Doch er betet vorher inbrünſtig und — wie das Lied ſagt —

„Wirkſam, wie von Vater und Mutter, ſind
Die Gebete Sadko's, des reichen Gaſts.
Und ſiehe, es ward das Wetter ſtill,
Fortgetragen ward Sadko, der reiche Gaſt.
Und es trug ihn glücklich zum Ufer hin,
Und am ſteilen Ufer ſteigt Sadko aus,
Wandelt weithin zuneben dem blauen Meer,
Und alſobald fand er ein großes Haus,
Es war wohl das große Haus baumeshoch,
Und darin auf der Bank liegt der Meereszaar.“

Mit dem Meereszaren beſteht er dann allerlei wunderliche Abenteuer, wobei das Trinken eine große Rolle ſpielt. Der Meereszaar reicht dem betrunkenen Sadko eine hellklingende Gußli, die er ſo geſchickt zu handhaben verſteht, daß der Meereszar an zu tanzen fängt, wodurch das blaue Meer in Aufruhr geräth, aber ſich bald wieder beruhigt und den ſchelmiſchen Sadko unbeſchädigt nach Hauſe trägt.

Dieſe und ähnliche Geſchichten ſind mit einer fabelhaften Breite und Weitſchweifigkeit erzählt und kommen an poetiſchem Werthe den kleinen lyriſchen Gedichten, die im Munde des Volks leben, bei weitem nicht gleich. Solcher kleineren Gedichte giebt es Tauſende, wovon die meiſten wohl aus dem vorigen Jahrhundert ſtammen und die älteſten ſchwerlich weiter als bis ins ſechzehnte Jahrhundert zurückreichen. Sie zerfallen in Soldatenlieder, Räuberlieder,*) Brautlieder, Fiſcherlieder, Frühlingslieder, Mönchs- und Nonnenlieder — kurz, alle möglichen Arten ſind darin vertreten, nur von Jägerliedern findet ſich kaum eine Spur.

Ein Räuber, der, zum Tode verdammt, ſein Unglück beklagt, aber ſterbend noch den »rechtgläubigen Zaren«, ſeinen

*) Ich verweiſe hier auf meine Gedichte „Altes und Neues“ (Berlin, bei R. Decker, 1859), wo man unter den „Volksweiſen“ die beſten ruſſiſchen Volkslieder findet. Als charakteriſtiſch für das ruſſiſche Volkslied verdient hervorgehoben zu werden, daß es meiſtens den Reim ganz verſchmäht.

ſtrengen Richter, preiſt; ein Reitersmann, der auf weitem Blachfelde neben einem verlöſchenden Feuer liegt, von einer tödtlichen Heidenkugel getroffen, und ſein treues Roß, das er wie einen Bruder liebt, mit allerlei zärtlichen und traurigen Grüßen und Botſchaften in die ferne Heimat ſendet, während der Glanz ſeiner Augen bricht, wie der des verlöſchenden Feuers.

Ein armer Mönch, der unter dem Duft und Blütenregen des Frühlings, einſam in ſeiner öden Kloſterzelle knieend ein Vaterunſer betet und durch den Geſang der Nachtigall, der aus dem Epheugebüſche ins offene Fenſter hereintönt, geſtört im Beten, wehmüthig der Zeit gedenkt, da er an eines Mägdleins weißem Arme im Frühling wandelte und mit ihr dem Geſange der Nachtigallen lauſchte.

Eine Nonne, welche für ihr Kloſter Almoſen ſammelt und bei jedem Geldſtück, das ſie bekommt, ermahnt wird, für den Geliebten der Spenderin zu beten, wobei ſie dann weinend ihrer eigenen verlorenen Liebe gedenkt.

Ein Sohn, der ſeiner Mutter Vorwürfe macht, daß ſie ihm das Leben gegeben, in welches noch kein Strahl des Glücks hineingeſchienen; eine Mutter, die um ihren im Kriege gefallenen Sohn, eine Schweſter, die um ihren fernen Bruder klagt — ſolchen und ähnlichen Inhalts ſind Hunderte ruſſiſcher Lieder, die nur leiſer Veränderung bedürften, um als ächte Perlen in der Krone eines lyriſchen Dichterkönigs zu glänzen.

Doch fehlt es, obſchon der vorherrſchende Ton ein wehmüthiger iſt, in Rußland wie in andern Slavenländern auch an heitern und ſcherzhaften Liedern nicht.

In einem ſerbiſchen Liede ſtellt ein keckes Mädchen ſeine Schönheit über die der Sonne und dieſe beſtraft des Mädchens Uebermuth dadurch, daß ſie ihm eine böſe Schwiegermutter giebt.

In einem ukrainiſchen Liede prügelt die Frau ihren Mann, und als dieſer ſich beim Richter darüber beklagt, behält die Frau Recht und der Mann muß ſie noch um Ver-

zeihung bitten, daß er ihr Anlaß gegeben habe, ihn zu prügeln, woraus ſich denn die Moral ergiebt:

»Unſ're Zeit iſt ſo verſtockt,
Daß, um's kurz zu ſagen:
Wem die Prügel aufgehockt,
Der muß die Schuld auch tragen!«

Höchſt ergötzlich ſind auch die beſonders bei den Böhmen und Slovaken häufig vorkommenden Lieder, welche Hochzeiten der Thiere beſingen, wie der Wolf ſich mit der Ziege vermählt, der Ochſe Hochzeitsbitter iſt, der Kater Brautführer, der Junker Haſe mit dem edlen Junker Windhund Händel bekommt u. ſ. w. Kurz, man könnte auch aus den komiſchen Gedichten der Slaven ein ganz artiges Bändchen zuſammenſtellen und der deutſche Leſer würde ſich dabei wundern, wie auch in dieſen Liedern ein die ganze ſlaviſche Volksdichtung kennzeichnender, natürlicher Sinn für Anſtand ſich ausſpricht, der wieder auf das vorwiegende weibliche Element im ſlaviſchen Charakter hinweiſt.

Durch ihre Lieder ſieht man den Völkern ins Herz und lernt das beſſere Theil in ihnen ſchätzen und lieben. Man erkennt, daß ein inneres geiſtiges Band ſie alle gleichmäßig umſchlingt und zu einander hinzieht. Und je mehr ſolche Erkenntniß wächſt und ſich verbreitet, deſto mehr werden ſie einſehen lernen, daß ſie mehr Grund haben, einander zu lieben, als zu haſſen.

Der Kreml in Moskau

als

Träger und Mittelpunkt der russischen Geschichte.

Ein ruſſiſcher Dichter ſagt: »Seit tauſend Jahren beherrſchen uns die Deutſchen, aber ihr Regiment muß ein ſchlechtes ſein, denn bis jetzt haben ſie nichts aus uns zu machen gewußt.«

Die Wahrheit iſt, daß die Ruſſen nicht allein von jeher ſich unfähig gezeigt haben, aus ſich ſelbſt heraus ein dauerndes Staatsweſen zu gründen, ſondern auch unfähig, fremde Staatsformen ſich ſo anzueignen, daß ſie dem Volke in Fleiſch und Blut übergegangen wären.

Als ſie vor tauſend Jahren zum Erſtenmale die Unmöglichkeit einſahen, ſich ſelbſt zu regieren, und doch das Bedürfniß fühlten, regiert zu werden, beriefen ſie Herrſcher aus einem fremden Stamme, deſſen Fußſtapfen in allen andern Ländern Merkmale höherer Kultur und edler Sitte wurden und nur im ruſſiſchen Schnee ſpurlos verſchwanden.

Denn die Ruſſen ſind ein Volk, das ſich wohl der Gewalt, aber nicht dem Geſetze beugt, — ein Volk, das den wechſelnden Launen des roheſten Wütherichs williger gehorcht, als den feſten Satzungen des geſchriebenen Rechts. Der ächte Ruſſe iſt geradezu unfähig, die Nothwendigkeit von Geſetzen zu begreifen; ſie haben für ihn keinen andern Sinn als den: übertreten zu werden. In dem Zaren ehrt und fürchtet er die gottähnliche Macht; ſittliche und rechtliche Bedeutung haben für ihn nur die Familie und die Gemeinde. In der Familie herrſcht der Vater, in der Gemeinde herrſcht das

einſtimmig gewählte »Haupt«. Beiden unbedingt zu gehorchen erſcheint als eine durch uraltes Herkommen geheiligte Pflicht, die ſich ſo von ſelbſt verſteht, daß es keiner geſchriebenen Beſtimmungen darüber bedarf.

Was zwiſchen der Gemeinde und dem Zaren liegt, hat beim Volke immer nur Widerſtand und Abneigung gefunden. Der ganze fremde Regierungsapparat iſt ſeit den Tagen der warägiſchen Fürſten bis heute in Rußland nichts anderes geweſen, als eine Eisdecke, unter welcher das Gemeindeleben ſich wie Waſſer immer friſch und flüſſig erhalten hat. Von Zeit zu Zeit ſchmilzt die Eisdecke zuſammen oder ſie wird von unten durchbrochen, und die Volksflut bildet dann eine furchtbare Macht, welche, richtig geleitet, Ungeheures vermag.

Dieſe kurzen Andeutungen erklären alles Eigenthümliche der ſonſt unverſtändlichen ruſſiſchen Geſchichte, welche eine lange Reihe fruchtloſer Verſuche bildet, die uralten, unzerſtörbaren heimiſchen Bräuche durch fremde Geſetze und Sitten zu verdrängen.

Wo es die Vertheidigung der heimiſchen Sitte und des heimiſchen Bodens galt, da zeigte das Volk ſich allezeit der größten Aufopferung fähig; es folgte auch bereitwillig dem Aufrufe ſeiner Zaren im Namen des Vaterlandes und der Religion, aber das geſchriebene Geſetz und bureaukratiſche Regiment vermochte den Ruſſen nie Anſehn und Achtung abzugewinnen.

Der heute tiefklaffende Riß zwiſchen dem formloſen Altruſſenthum und der herrſchenden modernen Bureaukratie, welche allerdings die bodenloſe Verachtung, in der ſie ſteht, vollkommen verdient, begann erſt ſeit der Gründung Petersburgs klar hervorzutreten. Die ächten Moskowiter, das Volk und ſeine intelligenteſten Vertreter, wollen von einer Hauptſtadt Petersburg nichts wiſſen und betrachten die ganze Petersburger Regierungsperiode als eine traurige Verirrung der

ruſſiſchen Geſchichte, deren nationaler Kern und weſentlicher Inhalt für ſie ſich nur an den Kreml knüpft, wo ſie mit der Vertreibung der Tataren begann, unter dem Romanow-Holſteinſchen Hauſe aufhörte und in Zukunft aufs Neue beginnen muß.

In dieſem Sinne bezeichne ich hier den Kreml als Träger und Mittelpunkt der ruſſiſchen Geſchichte.

* * *

Inmitten eines, auf hügligem Boden wellenförmig ausgebreiteten Häuſermeeres von mehr als eilf deutſchen Meilen Umfang, erhebt ſich Inſel-gleich ein hoher Erdrücken, welcher den unten wogenden Mosquaſtrom etwa hundert Fuß überragt, und eine bunte, blendende Menge von Tempeln und Paläſten trägt, die, von einer weißen Mauer umſpannt, in ihrer Abgeſchloſſenheit gleichſam eine Stadt für ſich bilden.

Dies iſt der Kreml von Moskau, das ruſſiſche Kapitol, ein Labyrinth der verſchiedenartigſten Gebäude, die aber, von fern geſehen, den Eindruck eines einzigen rieſigen Palaſtes machen, überwölbt mit goldſchimmernden Kuppeln und umkränzt von gothiſchen Thürmen, aus deren Mitte ein weißer, hoher Glockenthurm mit goldenem Zwiebelknauf emporſteigt.

Die Bauwerke des Kreml umſchließen nach innen vier geräumige Plätze, laſſen aber in ihrer urſprünglich planloſen Aufſtellung außerdem noch eine Menge Durchgänge und Zwiſchenräume frei.

Die gewaltige, weißſteinige Mauer, welche, den Hebungen und Senkungen des hügligen Bodens folgend, ſich um den Kreml ſchlingt, bildet ein unregelmäßiges Polygon. Ihre Zinnen ſind ringsum von Schießſcharten durchzackt und werden durch ſtattliche gothiſche Thürme geſtützt, zwiſchen welchen ſich

noch verſchiedene kleine Spitzthürme erheben. — Gegen Oſten, wo der größte dieſer Thürme und zugleich der Haupteingang ſich befindet, wird der Kreml von der übrigen Stadt geſchieden durch eine weite, ſanft ſich ſenkende Fläche, genannt der rothe Platz, deſſen andere Breite der ganz orientaliſch gebaute Baſar — ein würdiges Seitenſtück zur Zarenburg — einnimmt.

Gegen Norden, wo der Kreml ſchroff abfällt, ziehen ſich tiefunten herrliche, langausgedehnte Gartenanlagen hin, und ebenſo gegen Süden, wo noch tiefer zu ſeinen Füßen die breite Mosqua wogt, über welche ſich hier eine pfeilergetragene, hohe, prachtvolle Brücke ſpannt.

Das Süduſer der Mosqua bietet den freieſten und vollſtändigſten Ueberblick der launenhaft zuſammengewürfelten Bauwerke des Kreml, deſſen gewaltige Mauer von hier aus nur als eine leichte Umgrenzung der gigantiſchen Häuſermaſſen erſcheint, mit den vielen goldenen, ſilbernen, himmelblauen und grünen Kuppeln, die ſich in bald größeren, bald kleineren Gruppen planlos durcheinander drängen, beherrſcht von dem hier in ſeiner ganzen Größe ſichtbaren Iwan Weliky, dem höchſten aller Thürme des Zarenreichs.

Mit Fug und Recht betrachtet der Ruſſe den Kreml als die geheiligtſte Stätte ſeines Vaterlandes, denn hier war die Wiege ſeiner Macht und Einheit, jeder dieſer Tempel und Paläſte iſt ein Denkmal oder war die Bühne folgenreicher Ereigniſſe und dieſe weißen Ringmauern umſchließen die Geſchichte eines halben Jahrtauſend, innerhalb welchem Rußland geworden was es iſt. Darum ſagt auch der Volksmund noch heute: »Als die weiße Mosquaſtadt ſich mit dem goldenen Kreml vermählte, gebar ſie das heilige Rußland.«

Die Gründung des Kreml, ſowie das Heranwachſen Moskau's zur Hauptſtadt des Reichs, fällt in die Zeit der Tatarenherrſchaft über Rußland.

Als Frau von Staël von der Höhe des Kreml auf Moskau hinabsah, brach sie, voll Entzücken über das großartige Bild, in die Worte aus: Voilà Rome tatare! und richtiger kann Moskau in der That nicht bezeichnet werden. Denn obwohl diese majestätische Stadt durch ihre Größe und Lage unwillkührlich an Rom erinnert, so kann sie doch ihr tatarisches Gepräge nirgends verleugnen und es unterliegt keinem Zweifel, daß die moskauischen Großfürsten ihre Hauptstadt nach dem Muster der mongolischen Residenzen anlegten, von welchen uns Marko Polo, der achtzehn Jahre am Hofe des Großchans verweilte, eine sehr anschauliche Beschreibung giebt. Hienach zu schließen, wären diese Residenzen ihrerseits den Lagerzelten einer Horde in der Steppe vergleichbar gewesen.

Denken Sie sich eine unabsehbare Steppe, wo ein kriegerisches Menschengewimmel von Hunderttausenden zu längerer Rast sein Lager aufschlägt. In der Mitte des Ganzen, am höchsten emporragend und am weitesten ausgedehnt, erhebt sich das Gezelt des Chans. Ringsum laufen, in vier regelmäßigen Abtheilungen, die Zelte seines Hofstaats, durch eine breite Umwallung von dem übrigen Lager getrennt, dessen Tausende von Zelten ihrerseits in vier große Quartiere gesondert, die wieder eine Menge Unterabtheilungen haben und viele breite Durchgänge frei lassen, in unabsehbarer Ferne ebenfalls von einer breiten Umwallung begrenzt werden. — So ungefähr ist, in großen Zügen gezeichnet, das Bild eines mongolischen Hordenlagers in der Steppe.

Denken Sie sich nun, um das Bild zu vervollständigen, aus einer solchen Stadt von Zelten im Laufe der Zeit eine Stadt von Stein erstehen, mit all den malerischen Veränderungen und Unregelmäßigkeiten, welche das Anbequemen an die Oertlichkeit und die steigenden Bedürfnisse des Lebens nöthig machen. Kanäle werden gegraben, Aquädukte gebaut, um das spärliche Wasser nach allen Seiten zu vertheilen;

Bäder, Gärten, Märkte und Kaufhallen werden angelegt, Tummelplätze für die Lebenden und Ruheplätze für die Todten. Rieſige weiße Paläſte wachſen auf, neben ſchattenreichen Bäumen; dazwiſchen werfen Springbrunnen ihren Silberſtaub; Tempel wölben ſich mit glänzenden Kuppeln, ſchlanke, blendendweiße Thürme in die Luft ſtreckend. Die Kuppeln bleiben überall der hervorragende Schmuck. Bald ſind ſie blau, wie der Himmel, der ſich über ihnen wölbt; bald golden, wie die Sonne, die ſich in ihnen ſpiegelt; bald grün, wie das Laub der Bäume, das ſie umgiebt.

Wir wiſſen, daß alle ſolche Bauten von fremden Künſtlern ausgeführt wurden, aber dieſe mußten ſich dem mongoliſchen Geſchmacke fügen, ſo daß durch ihre Werke die verſteinerte Zeltſtadt wohl an maleriſcher Zuthat und Verſchönerung gewann, aber nichts von ihrem urſprünglichen Charakter verlor.

Aehnlich verhält es ſich mit Moskau, das freilich nicht aus Zelten emporgewachſen, aber ganz nach dem Muſter einer ſolchen Zeltſtadt gebaut iſt. Dieſes große Karavanſerai zwiſchen Aſien und Europa kann ſelbſt heute, nachdem es ſeit dem Brande von 1812 zu vier Fünftheilen neu aufgebaut iſt, ſein mongoliſch-byzantiniſches Gepräge, vornehmlich ausgedrückt durch die zahlloſen, Alles beherrſchenden Kuppeln, nicht verleugnen.

Die Tatarenherrſchaft in Rußland währte über zweihundert Jahre und wird immer noch als das größte Unglück beklagt, welches Gott in ſeinem Zorne über das ruſſiſche Volk verhängt habe; aber es iſt ſehr zu bezweifeln, ob ohne dieſes Unglück heute überhaupt ein ruſſiſches Reich exiſtirte.

Die normanniſchen Waräger, welche zu Ende des neunten Jahrhunderts das bis dahin wie eine träge Maſſe formlos hin- und herflutende Volk unterwarfen und nach germaniſchem Brauch und Recht regierten, flößten ihm auch den Geiſt ger-

manischer Uneinigkeit ein, den sie selbst in fortwährenden Kämpfen untereinander nährten. Nur vorübergehend gelang es einzelnen kräftigen Herrschern, wie Wladimir und Jaroslaw, Rußland zu einigen, und sie selbst zerstörten ihr Werk wieder durch die das Land zersplitternde Regelung der Erbfolge.

Danach wurde das Reich in so viele Fürstenthümer getheilt, als Erben vorhanden waren; im Laufe der Zeit zerfiel jedes derselben in besondere Theilgebiete, und die Beherrscher der ersteren nannten sich Großfürsten, im Gegensatz zu den von ihnen abhängigen Theil- oder Lehnfürsten, deren Zahl unaufhörlich wuchs.

Als die Mongolen über Rußland hereinbrachen, war das Reich schon in so viele Fürstenthümer, freie Städte und Herrschaften zerfallen, die auf dem besten Wege waren sich untereinander zu vernichten, daß kein anderes Band der Einigung übrig geblieben, als die nationale Kirche und Sprache. Dieses Band der Einigung konnte unter der langen Fremdherrschaft nur an Stärke wachsen, da die mongolischen Herrscher in keiner Weise Glauben und Sprache der ihnen unterworfenen Völker beeinträchtigten und nichts von ihnen verlangten, als Gold und Gehorsam.

Es war im Jahre 1224, als in Rußland zum Erstenmale der Name der Mongolen oder Tataren erscholl.

Unter einer Nomadenhorde in den hohen Bergen Burkan-Kaldu, welche ihre Flüsse dem Baikalsee und dem östlichen Ozean zusenden, an der heutigen Grenze der beiden größten Reiche der Erde, China und Rußland, wurde Temutschin geboren, der später den Namen Dschingis-Chan, d. i. der größte Chan, annahm und einer der größten Feldherrn aller Zeiten wurde.

Er behauptete, eine Offenbarung gehabt zu haben, daß er berufen sei, die Welt zu beherrschen, und in kurzer Zeit

machte er ſich Tibet und das nördliche China, Choraſan und alles Land vom Aralſee bis zum Indus unterthan. Hierauf verwüſtete er mit ſeinen Heeren die Länder am Kaspiſchen und Schwarzen Meere.

Als die Ruſſen von ſeinem Vordringen hörten, zogen viele Fürſten des Landes aus, um ihn zu bekämpfen, bevor er ihre Grenzen überſchritten. Es kam ihnen eine Geſandtſchaft entgegen mit der Kunde, daß die Tataren keine Feinde der Ruſſen ſeien und ihnen kein Leides zufügen wollten. Die ruſſiſchen Fürſten aber ließen in ihrem Uebermuthe die Geſandten tödten. Hierauf ließ Dſhingis-Chan den Ruſſen ſagen: »Ihr wollt Krieg, er ſoll Euch werden. Wir aber haben Euch kein Unrecht gethan. Derſelbe Gott waltet über allen Völkern: Er wird uns richten!«

Die Ruſſen ſtießen mit den Tataren zuſammen und erlitten in der Schlacht an der Kalka,*) am 31. Mai 1224, eine furchtbare Niederlage.

Dſhingis-Chan, damals mit anderen Eroberungen beſchäftigt, verfolgte ſeinen Sieg nicht weiter. Er ſtarb wenige Jahre nachher, und erſt Batu, der Heerführer ſeines Nachfolgers, unterwarf ganz Rußland, mit Ausnahme Groß-Nowgorods, dem Joche der Tataren.

Batu ſchlug im Jahre 1238 ſein Lager an der Wolga auf, wohin der Großfürſt Jaroslaw mit vielen Bojaren reiſen mußte, um ſich und ſein Volk dem Chan in aller Form zu unterwerfen. Dafür wurde er zum Oberhaupt aller ruſſiſchen Fürſten ernannt. Seine Reſidenz nahm er in Kiew.

Fortan mußten die ruſſiſchen Großfürſten immer in die Horde reiſen, zuerſt an die Wolga, in das Lager des Chans, und dann in die große Tatarei, in das Lager des Großchans, um ihm zu huldigen und ſeine Befehle zu empfangen.

*) Ein jetzt ausgetrockneter Fluß in der heutigen Provinz Taganrog.

Dieſe Huldigung geſchah in den demüthigendſten Formen. Sie mußten, ehe ſie das Zelt des Chans betraten, zwiſchen zwei Feuern hindurchgehen, angeblich, um ſich von böſen Anſchlägen zu läutern, dann ins Zelt treten ohne die Schwelle zu berühren und endlich vor dem Chan niederknien.

Im Uebrigen kümmerten die Tataren ſich gar nicht um die Angelegenheiten der Ruſſen, ſo lange dieſe ſich unterwürfig zeigten und ihren Tribut regelmäßig entrichteten.

Zu jener Zeit war Moskau noch ein ganz unbedeutender Ort, und der Hügel, auf welchem heute der Kreml ſteht, war mit dichter Waldung bedeckt, wonach die erſte Kirche, welche hier erbaut wurde, die älteſte in Moskau, noch jetzt Kirche des Heilands im Walde heißt.

Ueber die Zeit der Gründung dieſer kleinen, düſtern, unanſehnlichen Kirche läßt ſich hiſtoriſch nichts feſtſtellen. Die Angaben ſchwanken zwiſchen Mitte des zwölften und Ende des dreizehnten Jahrhunderts. Nach der Sage wurde ſie auf Veranlaſſung des wunderthätigen Eremiten Bukol gebaut, und der häufige, von reichen Spenden begleitete Beſuch führte bald zur Anlage von Hütten und Buden, die ſpäter, als der Kreml Reſidenz der Herrſcher von Moskau wurde, andern Bauwerken weichen mußten.

Moskau's Aufblühen und des Kremls Erweiterung begannen erſt unter dem Großfürſten Johann Danilowitſch, der von 1328 bis 1340 regierte. Das Volk gab ihm den Beinamen Kalita, der Beutel, weil er ſtets einen großen Beutel bei ſich trug, woraus er Geld an die Armen vertheilte.

Er umgab Moskau mit einer Befeſtigung von Eichenholz. Zu ſeiner Zeit wurden auch noch die meiſten Kirchen und alle Wohnhäuſer aus Holz gebaut, ſo daß nur wenige Spuren von ſeinen Bauten übrigblieben, als nach ſeinem Tode ganz Moskau ſammt dem Kreml in Flammen aufging.

Der Großfürſt Dimitri Iwanowitſch faßte deshalb in

einer allgemeinen Rathsverſammlung mit ſeinem Vater und den Bojaren den Beſchluß, den Kreml aus Stein aufzubauen und legte den Grund dazu im Frühling des Jahres 1367.

Dieſer Fürſt war es auch, der den erſten Schritt zur Befreiung Rußlands vom Tatarenjoche that. Mamai, der damals Heerführer der goldenen Horde an der Wolga war, hatte Geſandte mit kriegeriſchem Gefolge nach Niſchny-Nowgorod geſchickt, wo ſie in Streit mit dem Volk geriethen und ſammt ihrem Gefolge erſchlagen wurden.

Als Mamai hiervon Kunde erhielt, zog er mit ſeinem Heere nach Niſchny-Nowgorod, zerſtörte die Stadt und ließ nichts als Aſche und Leichen zurück.

Dimitri aber ließ ſich von den Mongolen nicht ſo leicht einſchüchtern, wie ſeine Vorgänger gethan. Am 11. Auguſt 1378 lieferte er ihnen im Rjäſanſchen Gebiete an den Ufern der Woſha eine Schlacht, in welcher ſie vollſtändig geſchlagen wurden.

Erſt zwei Jahre ſpäter wagte Mamai einen neuen Feldzug, nachdem er aus Tataren, Polowzen, Tſcherkeſſen, Jaſſen, kaukaſiſchen Juden, Armeniern und ſelbſt aus krimmſchen Genueſern ein zahlreiches Heer geſammelt, womit er ganz Rußland zu vernichten drohte. Außerdem ſchloß er ein Bündniß mit dem lithauiſchen Großfürſten Jagiello, der ihm ein Hülfsheer zuzuführen verſprach.

Aber die Furcht vor den Tataren ſchien im Lande verſchwunden. Die Ruſſen waren wie aus einem tiefen Schlafe erwacht. Auf den Ruf ſeines Fürſten erhob ſich das ganze Volk. Am Don ſtießen die beiden Heere zuſammen.

Als das in Moskau verſammelte Heer, von der Geiſtlichkeit mit dem Kreuze und den wunderthätigen Bildern begleitet, aus dem Kreml zog, betete der Großfürſt in der Kirche des Erzengels Michael, an den Gräbern ſeiner Vorfahren, nahm dann Abſchied von ſeiner Gemahlin und beſtieg

ſein Roß mit den Worten: »Gott iſt unſer Schutz und unſere Wehr.«

Am 6. September erreichte er den Don, ließ Brücken über den Strom ſchlagen, verſammelte ſeine Hauptleute und ſprach zu ihnen: »Die Stunde des Gerichts rückt heran.«

Am 8. September traf er mit den Tataren zuſammen, ſtellte ſein Heer in Schlachtordnung, kniete nochmals zum Gebete nieder, ſeine Arme gegen das goldene Chriſtusbild ausbreitend, welches auf der großfürſtlichen ſchwarzen Fahne prangte, und gab dann das Zeichen zum Angriff, indem er mit den Worten: »Gott iſt unſere Zuverſicht und Stärke,« ſelbſt zuerſt in die Feinde ſprengte.

Lange blieb der Sieg ſchwankend, und als er ſich endlich für die Ruſſen entſchieden hatte, ſuchten ſie vergebens nach ihrem Fürſten. Im Kampfe durch einen mächtigen Schlag betäubt, war er vom Pferde geſtürzt und wie todt liegen geblieben. Erſt von den Freudenrufen ſeines ſiegreichen Heeres geweckt, kam er wieder zur Beſinnung, dankte dem Himmel für die gewonnene Schlacht und umritt dann mit ſeinen Hauptleuten die Kulikowſche Ebene, wo nach den Berichten der Annaliſten zweimalhunderttauſend erſchlagene Krieger lagen.

Der Fürſt wurde nach dieſem an den Ufern des Don erfochtenen Siege Dimitri Donskoi oder der Doniſche genannt.

Trotz des hier erlittenen Schlages und trotz ihrer ſich immer mehrenden inneren Zerſplitterung hörten die Tataren nicht auf, Moskau zu beunruhigen.

Mamai traf auf der Flucht mit dem Führer einer feindlichen Horde, Tochtamyſch, einem Nachkommen Dſchingis-Chans, zuſammen, der ſein Heer vollends vernichtete, plündernd durch Rußland zog, Moskau erſtürmte und erſt wieder umkehrte, als er dem Volke einen ſchweren Tribut auferlegt hatte (1382).

So geſchah es, daß beim Tode Dimitri's des Doniſchen ſein Reich wieder in derſelben Abhängigkeit von den Tataren war, wie zur Zeit ſeiner Thronbeſteigung.

Das Tatarenreich, welches ſchon ſeinen Einſturz gedroht hatte, wurde plötzlich zu neuer Größe und Macht erhoben durch den gewaltigen Timur (Temir, Tamerlan), der im Jahre 1359 den Thron Dſhingis-Chans beſtieg. Der Sohn eines armen Fürſten der Dſhagatai-Mougolen, der nichts beſaß, als ein Pferd und ein Kameel, ſchwang er ſich binnen wenigen Jahren zum Herrſcher von ſechsundzwanzig großen Reichen in drei Welttheilen empor, ſo daß er einſt im Rathe ſeiner Feldherren von ſich ſelbſt ſagen konnte: »Mein Name hat das Weltall in Schrecken geſetzt, durch eine Bewegung meines Fingers erſchüttere ich die Erde.«

Er ſchlug ſeinen Thron in Samarkand auf, unterwarf alle Länder vom Kaſpiſchen bis zum Mittelmeere, vom Nil bis zum Ganges und nannte ſich den Herrn der beſten Hälfte der Welt.

Er legte große Waſſerleitungen, prachtvolle Städte und Paläſte an, und ward als ein frommer Mann, als ein großer Förderer und Kenner der Künſte und Wiſſenſchaften geprieſen, während ſeine Heere auf den Trümmern von Delhi, Bagdad, Damaskus und Smyrna hohe Pyramiden von Menſchenköpfen aufthürmten, als Denkmale ihrer Siege.

Seine Aufrufe und Briefe waren immer in ſchwungvoller, oft poetiſcher Sprache geſchrieben, und keine ſeiner Drohungen blieb unerfüllt.

Wie alle Emporkömmlinge, liebte Timur Pracht und Aufwand, und zum Glanz ſeines Hofſtaats, den die ſchönſten Frauen aller ihm unterworfenen Länder ſchmückten, mußte die halbe Welt ihren Tribut zollen. Sein Thron war von Elfenbein und Gold, ſeine Krone und ſein Leibgürtel ſtrotzten von den koſtbarſten Edelſteinen. Man bediente ſich an ſeinem Hofe nur goldener und ſilberner Gefäße. Die

Pracht ſeiner Gewänder, ſeiner Zelte, ſeiner Feſtgelage grenzte ans Wunderbare. Man würde verſucht ſein, die Schilderungen davon für Märchen zu halten, wenn ſie nicht durch die glaubwürdigſten Zeugniſſe beſtätigt wären.

Wir haben ſelbſt den Bericht eines Münchener Kindes, Johann Schildtberger, der mit König Sigismund von Ungarn 1395 gegen die Türken zog, gefangen genommen wurde und, dem Sultan Bajaſid I. nach Aſien folgend, zugleich mit dieſem in die Hände Timurs fiel, den er bis zum Tode des großen Mongolenherrſchers auf ſeinen Feldzügen begleitete. Nach einer Abweſenheit von zweiunddreißig Jahren kam er in ſeine Vaterſtadt München zurück und beſchrieb ſeine Abenteuer in einem Buche, welches die gleichzeitigen perſiſchen und tatariſchen Nachrichten in merkwürdiger Weiſe beſtätigt.

Gegen überwundene Feinde zeigte ſich Timur oft großmüthig. Er hatte von dem Ruhme des Sultans Bajaſid gehört, deſſen Eroberungen ſeine eigenen Pläne durchkreuzten. Er ſchrieb ihm einen Brief, worin die Stelle vorkommt: »Du, eine turkomaniſche Ameiſe, wagſt es, Dich gegen den Elephanten aufzulehnen? Höre den Rath der Vernunft, bleibe in Deinen Grenzen, oder Du biſt verloren.« Bajaſid antwortete: »Schon längſt wünſchte ich, mit Dir zu kämpfen; Preis dem Allerhöchſten! Du gehſt meinem Schwerte entgegen.«

Bajaſid wurde geſchlagen und gefangen genommen; Timur umarmte ihn, überhäufte ihn mit Geſchenken und ſuchte ihn durch Betrachtungen über die Vergänglichkeit irdiſcher Größe zu tröſten. Aehnliche Beiſpiele ließen ſich viele anführen. Ueber die Beweggründe ſeiner Eroberungen äußerte er ſich ſelbſt in einem Briefe an Sultan Farudſch von Egypten, der ihm ſeine Raubzüge vorgeworfen.

»Große Eroberer, ſchrieb ihm Timur, ſammeln Heere, ſuchen Gefahren und Schlachten, nur der Ehre und des

unſterblichen Namens wegen. Dieſes drohende Getöſe der Rüſtung, welche Millionen Menſchen in Bewegung ſetzt, wird durch die Liebe zum Ruhm und nicht durch Raubgier erzeugt, denn der Menſch kann ſich mit einem halben Brode des Tages ſättigen.«

Der Zug Timurs nach Rußland iſt mit großer Genauigkeit von dem berühmten perſiſchen Geſchichtſchreiber jener Zeit Sherif-Eddin beſchrieben. Obgleich voll Bewunderung für ſeinen Helden, geſteht er doch ein, daß Timur ſeinen Weg durch Leichen bezeichnete, indem er nicht nur Krieger, ſondern auch unbewaffnete Einwohner erſchlug.

Um Moskau vor dem wilden Eroberer zu ſchützen, wurde auf den Rath der Geiſtlichkeit das wunderthätige Bild der Mutter Gottes von Wladimir auf den Kreml gebracht. Beim Anblick des Bildes warfen ſich die Bewohner von Moskau zur Erde und geleiteten es dann andächtig in die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä, deren vornehmſten Schmuck es heute noch bildet.

Nun geſchah es in der That, daß Timur auf ſeinem ſchreckenvollen Zuge durch Rußland gar nicht nach Moskau kam, ſondern plötzlich, ohne irgendwelchen Widerſtand gefunden zu haben, umkehrte und ſüdlichere Gegenden aufſuchte.

Die ruſſiſchen Annaliſten erzählen, daß genau an demſelben Tage und zu derſelben Stunde, da das Volk von Moskau dem heiligen Muttergottesbilde entgegenzog, Timur ſeinen Rückzug aus Rußland angetreten. Seit jener Zeit feiert die ruſſiſche Kirche das Feſt der Jungfrau Mariä am 26. Auguſt, allen nachwachſenden Geſchlechtern zum Gedächtniß, daß Rußland damals einzig und allein durch ein himmliſches Wunder vor dem ſchrecklichſten aller Eroberer gerettet ſei.

Wollte ein Hiſtoriker, dem dieſes Wunder unbekannt wäre, verſuchen, den Rückzug Timurs auf natürliche Weiſe

zu erklären, ſo ließe ſich etwa Folgendes anführen: Timur hätte bei den angeſtrengteſten Märſchen Moskau vor Anbruch des Winters nicht erreichen können und ſich dabei der Gefahr ausgeſetzt, ſein an wärmere Regionen gewöhntes Heer in Schnee und Eis zu verlieren. Zudem mochte er bald finden, daß ſeine Vorgänger in dem dünnbevölkerten, unwirthlichen Lande ihm wenig zu plündern übrig gelaſſen. Er hielt es deshalb für rathſamer, reichere Länder aufzuſuchen und wandte ſich zunächſt nach Aſow, einer reichen Handelsſtadt, unterwarf dann alle Länder des Kaukaſus und feierte in dem ſchönen Georgien ein großes Siegesfeſt.

Timur ſtarb im Jahre 1404. Nach ſeinem Tode wurde Moskau noch zweimal von tatariſchen Horden erobert und niedergebrannt, nur der Kreml, bei deſſen Vertheidigung man damals ſchon Kanonen anwandte, blieb unbezwingbar und erſchien deshalb den Ruſſen als ein in des Himmels beſonderem Schutz ſtehender heiliger Zufluchtsort.

Als der Großfürſt Waſſily Waſſilitſch im Jahre 1445 von den Tataren mit Krieg überzogen und gefangen genommen wurde, ſuchte alles Volk aus der Umgegend von Moskau Schutz im Kreml, der bei dieſer Gelegenheit in Flammen gerieth, zum größten Theil abbrannte und über dreitauſend Menſchen unter ſeinen Trümmern begrub.

Er wurde wieder aufgebaut unter Johann Waſſiljewitſch dem Großen, der überhaupt als der eigentliche Gründer des heutigen Rußlands zu betrachten iſt, indem er es gänzlich von der Herrſchaft der Tataren befreite, ſeine Grenzen erweiterte, die letzten Machtreſte der Lehnsfürſten und freien Städte vernichtete und Moskau zum Mittelpunkte des nunmehr vollſtändig geeinigten Reiches machte.

Durch ſeine Vermählung mit der Prinzeſſin Sophia, aus dem Hauſe der Paläologen, begründete er zugleich die ſpäteren Anſprüche der ruſſiſchen Zaren auf den byzantiniſchen Kaiſerthron.

Die unausgeſetzten Beſtrebungen der Päpſte, die getrennte morgenländiſche Kirche wieder mit der abendländiſchen unter römiſchem Primat zu vereinen, hatte im Jahre 1438 zu dem berühmten Concil von Ferrara und Florenz geführt, wobei Rußland durch Iſidor, Metropoliten von Moskau, vertreten war. Der griechiſche Kaiſer Johann VII. Paläologus, welcher durch die Union den Beiſtand der europäiſchen Fürſten gegen die ſein Land bedrohenden ſeldſchukkiſchen Türken zu gewinnen hoffte, hatte ſich, begleitet von vielen Biſchöfen, in eigener Perſon eingefunden.

Am 6. Juli 1439 wurde von den Vertretern der griechiſchen Kirche die durch Papſt Eugen IV. vorgelegte Unionsformel angenommen, kraft welcher ſie ſich, mit Aufrechthaltung ihrer alten inneren Kirchenordnung, der Prieſterehe, des Abendmahls unter beiderlei Geſtalt und mit verſchiedenen andern Vorbehalten, dem päpſtlichen Primat wieder unterwarfen.

So war auf dem Papier Alles glücklich zu Stande gekommen. Als aber der heimgekehrte Metropolit Iſidor in der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Kreml die Unionsakte feierlich verkündete, wurde er vom Großfürſten Waſſily Waſſiljewitſch ſtürmiſch unterbrochen und auf des Herrſchers Befehl ins Gefängniß geworfen, aus welchem er ſich nur durch die Flucht retten konnte. Er entkam glücklich nach Rom, wo er mit Beibehaltung des Titels »Biſchof von Rußland« eine der erſten Stellen im Collegium der Cardinäle erhielt.

Unter dem ruſſiſchen Volke und der Geiſtlichkeit hatte Iſidor viele Anhänger und deshalb gab der römiſche Stuhl ſeine Hoffnung nicht auf, bei einer günſtigen Gelegenheit ganz Rußland für die florentiniſche Union zu gewinnen.

Bald ſchien ſich ſolche Gelegenheit darzubieten.

Konſtantinopel war am 29. Mai 1453 von den Türken erſtürmt und Kaiſer Konſtantin in der heldenmüthigen Ver-

theidigung ſeiner Hauptſtadt gefallen. Ihn überlebten zwei Brüder, Thomas und Demetrius.

Demetrius ließ ſich in ſchimpfliche Unterhandlungen mit dem Sultan ein, dem er ſogar ſeine Tochter ins Serail gab, während Thomas mit ſeiner Familie das Land verließ und in Rom eine Zufluchtsſtätte fand durch Papſt Pius II., der den Nachkommen der älteſten chriſtlichen Fürſten in ihm ehrte und ihm außerdem zu Dank verpflichtet war, weil Thomas das Haupt des Apoſtels Andreas (welches ſeitdem in der Petrikirche aufbewahrt wird) dem heiligen Stuhl geſchenkt hatte.

Thomas ſtarb zu Rom. Seine Kinder, unter welchen die Prinzeſſin Sophia durch große Schönheit und hohe Geiſtesgaben ſich auszeichnete, lebten von den Wohlthaten des neuen Papſtes Paul II., durch deſſen Vermittelung die Ehe der Prinzeſſin Sophia mit dem Großfürſten Johann zu Stande kam, an welche er weitreichende Pläne knüpfte.

Zunächſt hoffte der Papſt, durch den Einfluß der in den Lehren der florentiniſchen Union erzogenen Prinzeſſin Sophia, Johann ebenfalls zur Annahme der Union zu bewegen; dann ihn, als Gemahl einer Tochter des nur durch Gewalt geſtürzten griechiſchen Kaiſerhauſes, für die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche zu begeiſtern.

Als die päpſtliche Geſandtſchaft nach Moskau kam, berieth ſich der Großfürſt mit ſeiner Mutter, dem Metropoliten Philipp und den vornehmſten Bojaren. Der Chroniſt erzählt: »Alle glaubten einſtimmig mit ihm, Gott ſelbſt ſende ihm eine ſo angeſehene Braut, den Zweig des Herrſcherbaumes, unter deſſen Schatten ehedem die ganze rechtgläubige, ungetrennte Chriſtenheit ruhte, — und dieſes geſegnete Bündniß, an jenes Wladimirs erinnernd, werde Moskau zu einem zweiten Byzanz machen und dem Zaren die Rechte der griechiſchen Kaiſer verleihen.«

Durch eine griechiſche Prinzeſſin, Anna, die Gemahlin Wladimirs, war einſt das Chriſtenthum nach Rußland gekommen und auf Befehl des Fürſten vom Volke ohne Widerſtand angenommen.

Kurz darauf, um die Mitte des eilften Jahrhunderts, führte die ſchon lange beſtehende Spaltung zwiſchen Rom und Byzanz zur gänzlichen Trennung der griechiſchen Kirche von der römiſchen. Durch Sophia hoffte der Papſt ſie wieder zu vereinigen. Aber ſeine Hoffnungen ſollten auch dieſes Mal getäuſcht werden.

Am 12. November 1472 wurde die Vermählung des ruſſiſchen Großfürſten mit der Tochter der Paläologen in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä auf dem Kreml gefeiert, und Sophia, ſtatt ihren Gemahl für die florentiniſche Union zu gewinnen, trat ſelbſt zur ruſſiſchen Kirche über.

Rußland nahm ſeit der Zeit das Wappen des griechiſchen Kaiſerreichs, den zweiköpfigen Adler, an.

Moskau wurde unter Johanns Regierung nicht mehr von den Tataren beunruhigt, deren Macht ſchon in völliger Auflöſung begriffen war. Es hatten ſich an den Grenzen Rußlands drei Chanate oder Königreiche gebildet: die Hauptſtadt des erſten war Aſtrachan, die des zweiten Kaſan, die des dritten (welches den Ruſſen noch Jahrhunderte hindurch gefährlich werden ſollte) war Bagtſchi-Sarai in der Krimm.

Mit dem Chane der krimmſchen Tataren wußte Johann ein vortheihaftes Bündniß zu ſchließen, während der Chan der goldenen Horde an der Wolga ſich immer noch oberſten Herrſcher von Moskau nannte und vom Zaren Tribut verlangte.

Hiergegen ſträubte ſich der Stolz der Großfürſtin Sophia, welche ihren Gemahl unabläſſig anfeuerte, die letzten Reſte des verhaßten Jochs von ſich zu ſchütteln.

Im Kreml befand ſich ein eigenes Haus für die Tataren, wo ihre Geſandten, Beamten und Kaufleute wohnten, welche

den Chan von Allem, was unter ihren Augen vorging, in Kenntniß ſetzten. Sophia ſuchte durch eine Liſt dieſe gefährlichen Späher loszuwerden. Sie ſandte Geſchenke an Achmets, des Chans der goldenen Horde, Gemahlin und ſchrieb ihr, daß ſie in Folge eines Traumgeſichts einen Tempel auf dem Platze des tatariſchen Hauſes zu erbauen wünſche, weshalb ſie ſich dieſen Platz ausbäte und den Tataren gern einen andern dafür anweiſen wolle.

Die Bitte wurde gewährt, das Haus abgebrochen und die Tataren blieben nun ohne Obdach, da Sophia ihnen nicht mehr erlaubte, im Kreml zu hauſen.

Trotzdem fuhr Johann fort, dem Chan Tribut zu entrichten, um einen Krieg zu vermeiden, denn er war ein kluger Fürſt von überlegenem Verſtande und großer Schlauheit, aber ohne allen kriegeriſchen Geiſt und perſönlichen Muth.

Auf die Dauer konnte er jedoch dem Flehen ſeiner Gemahlin und den ernſten Vorſtellungen der geiſtlichen wie weltlichen Würdenträger ſeines Reichs, welche gänzliche Befreiung vom Tatarenjoche verlangten, nicht widerſtehen, und als eine neue Geſandtſchaft von der goldenen Horde kam, um den Tribut einzufordern, trat er das Bild des Chans, dem er ſeine Unterwürfigkeit bezeigen ſollte, öffentlich mit Füßen und ließ die Geſandten tödten, bis auf einen einzigen, der in die Horde zurückkehrte, um ſeinem Gebieter das Geſchehene zu verkünden.

Hierauf rüſtete der Chan, um Moskau mit Krieg zu überziehen; der Großfürſt entbot ebenfalls ſein opferwilliges Volk zum Kampfe und beide Heere ſtanden im Herbſt 1440 an den Ufern der Ugra, die das Volk den Gürtel der Mutter Gottes nannte, der Moskau's Gebiet ſchütze, einander gegenüber.

Von beiden Seiten wurden unter furchtbarem Geſchrei Pfeile abgeſchoſſen, die jedoch, der Entfernung wegen, keinen großen Schaden anrichteten. Die Ruſſen hatten aber damals

auch ſchon Feuergewehre, deren Wirkung den Chan veranlaßte, ſich einige Werſt vom Fluſſe zurückzuziehen. Inzwiſchen ſprengten tatariſche Reiter ans Ufer und riefen, nach den Worten des Chroniſten, den Ruſſen zu: »Laſſet dem Chan den Weg frei, oder er bringt mit Gewalt bis zum Großfürſten und dann wird es Euch ſchlimm ergehen.«

Dieſe Worte wurden dem Großfürſten hinterbracht, der ſich ebenfalls in großer Entfernung vom Fluſſe aufhielt und gar keine Luſt zeigte, den Kampf fortzuſetzen. Uneingedenk des Eides, den er im Kreml geſchworen, die Ungläubigen zu bekämpfen, ſandte er einen Bojaren mit Friedensvorſchlägen an Chan Achmet, der aber, ſehend, daß es gelungen, den Feind einzuſchüchtern, unbedingte Unterwerfung in der ſchimpflichſten Form verlangte: der Großfürſt ſollte, vor dem Steigbügel des Chans knieend, dieſen um Gnade bitten. Hierauf konnte Johann nicht eingehen, wenn er auch gewollt hätte. Inzwiſchen war große Furcht über ihn und ſein Heer gekommen, da ſie annahmen, daß der Chan nur im Gefühle großer Machtüberlegenheit ſolche demüthigenden Forderungen gewagt habe.

Bald darauf traten ſtarke Fröſte ein, die Ugra und Okka wurden mit Eis bedeckt, ſo daß den Tataren der bis dahin verhinderte Uebergang möglich wurde, und der Großfürſt zog ſich ſofort nach Kremenez zurück, angeblich, weil das dortige Terrain am geeignetſten wäre, um den Feinden eine Schlacht zu liefern.

Die Truppen, glaubend, daß ihr unkriegeriſcher Fürſt nur aus Furcht den Rückzug antrat, flohen in wildeſter Verwirrung, obgleich kein Feind ſie verfolgte. Es geſchah hier, wie die Annaliſten einſtimmig berichten, ein Wunder: die Tataren, den Rückzug der Ruſſen gewahrend, hielten das für eine Kriegsliſt, um ſie zur Verfolgung zu reizen und in einen Hinterhalt zu locken. Eine ſeltſame Furcht fuhr in den Chan,

alſo, daß er mit ſeinem ganzen Heer die Flucht ergriff. So zeigte ſich hier das wunderbare Schauſpiel, daß zwei mächtige Heere vor einander flohen, ohne verfolgt zu werden.

Eine Erklärung dieſes angeblichen Wunders findet ſich im zehnten Kapitel der Kaſan'ſchen Chronik, wo wir erfahren, daß die Krimmſche Horde, auf Johanns Anſtiften, plündernd und verwüſtend in das Gebiet Achmets eingefallen war, weshalb dieſer, ſobald er Nachricht davon erhielt, ſchleunig umkehrte, um ſein eigenes Land zu vertheidigen.

Auch hat kein ruſſiſcher Annaliſt und Geſchichtſchreiber gewagt, dieſen Rückzug der Tataren der Tapferkeit Johanns zuzuſchreiben, für welche kein einziges Zeugniß vorliegt, und in Lwows Chronik heißt es ausdrücklich: »Die Leichtſinnigen mögen ſich nicht des Schreckens ihrer Waffen rühmen! Nein, nicht Waffen und nicht menſchliche Weisheit, ſondern der Herr hat diesmal Rußland gerettet.«

Doch, wie dem immer ſein möge: Rußland war frei vom Tatarenjoche, und wenn Johann kein großer Held war, ſo wußte er ſich durch kluge Verträge, Belebung des Verkehrs mit dem Auslande, weiſe Staatseinrichtungen und Förderung der Künſte des Friedens den Beinamen des Großen zu verdienen.

Unter ihm ward Moskau zum wirklichen Mittelpunkte des Reichs und erweiterte ſich in demſelben Maße, wie die früheren Hauptſtädte der Großfürſten zuſammenſchrumpften.

Nowgorod war die Wiege des ruſſiſchen Staats geweſen; Kiew die Wiege der ruſſiſchen Kirche, — Beide erwuchſen zu einheitlicher Macht in Moskau, deſſen geſchichtliche Bedeutung erſt dann anfing, als die Bedeutung Nowgorods und Kiews aufhörte.

Durch das Tatarenjoch wurde das früher zerſplitterte Rußland geeinigt, und als dieſe Einigung vollbracht war, ging das Tatarenreich ſeinerſeits durch Zerſplitterung zu Grunde.

Dieſe Völker waren unfähig, dauernde Staatenordnungen zu gründen, weil ihnen alle Künſte des Friedens und damit alle Quellen ſichern Unterhalts fehlten. Ihrem friedlichen Nomadenleben gewaltſam entriſſen, aus Aſien nach Europa geworfen, wurden ſie auf immer ihrer Heimat entfremdet, ohne ſich in der Fremde je heimiſch zu fühlen. Daher ihr unſtäter Sinn, ihre wilden Gelüſte, ihre Beweglichkeit und Todesverachtung.

Angefeuert von begeiſterten Helden, die ſich ſelbſt den Zorn Gottes nannten, durchflogen ſie die Länder, wie Heuſchreckenſchwärme, Alles auf ihrem Pfade verwüſtend. Sich ſelbſt überlaſſen, gingen ſie in Trägheit unter, bis eine gewaltige Hand ſie wieder zuſammenballte und zerſtörend unter die Völker ſchleuderte. Ohne große Führer vermochten ſie Nichts, mit ihnen Alles. Aber Männer wie Dſhingis-Chan und Timur ſind im Morgenlande eben ſo ſelten, wie im Abendlande ein Napoleon, und ſobald dieſe Männer ſtarben, mußte auch mit ihnen ſterben, was nur durch ſie Leben erhalten hatte.

Obgleich die Tataren ſich nie dauernd in den ruſſiſchen Städten niederließen, ſondern nur von Zeit zu Zeit das Land verheerend durchzogen, ſo blieb doch die Berührung mit ihnen nicht ohne nachhaltige Folgen für die Ruſſen. Beſonders ſcheinen die Zaren das Geheimniß ihrer Regierungskunſt und des ſummariſchen Verfahrens von den Chanen gelernt zu haben.

»Gott herrſcht im Himmel, ich herrſche auf Erden,« ſagte der Chan; daſſelbe ſagen die Ruſſen noch heute von ihrem Zaren, um ſeine Macht zu bezeichnen.

Ueber den Einfluß der langen Fremdherrſchaft auf das Volk, ſagt Karamſin, der berühmteſte Geſchichtſchreiber der Ruſſen: »Den Nationalſtolz vergeſſend, lernten wir die niedrigen Ränke der Sklaverei, die bei den Schwachen die Stärke erſetzen; die Tataren betrügend, betrogen wir uns ſelbſt

untereinander mehr; indem wir uns mit Gold loskauften von den Gewaltthätigkeiten der Barbaren, wurden wir weit habsüchtiger, und den Niederträchtigkeiten fremder Tyrannen unterworfen, viel gefühlloser gegen Beleidigungen und gegen Schande. Das Gefühl der Unterdrückung, Furcht und Haß in den Gemüthern erzeugen gewöhnlich düstere Rohheit der Sitten .... Dazu kam, daß die innere bürgerliche Ordnung sich vollständig änderte. Alles was den Schein der Freiheit und alter Bürgerrechte hatte, ward unterdrückt und verschwand. Ueberall verstummte die Glocke der Volksversammlungen, der Ausdruck der höchsten gesetzgebenden Macht des Volks. Dieses Recht der alten Städte war nicht mehr das Erbtheil der neuen, weder Moskau's noch Twer's, deren Ansehn unter den Monopolen erstand. Es blieb kein Mittelpunkt, kein gesetzliches Recht, sich dem Fürsten zu widersetzen: es erschien die Alleinherrschaft.«

Erst durch Johann III., den ersten wirklichen Alleinherrscher, wurde in Rußland die Thronfolge dergestalt geordnet, daß die Krone immer auf den ältesten Sohn überging. Die erste Krönung fand genau nach dem Muster der griechischen Kaiserkrönung statt, wie überhaupt Byzanz Moskau in allen Dingen zum Vorbild diente. So trägt auch der Kreml, trotz der verschiedenartigsten Elemente, aus welchen er emporgewachsen, doch vorwiegend byzantinisches Gepräge.

Die Kathedrale der Himmelfahrt Mariä, in welcher der russische Großfürst seine Vermählung mit der griechischen Prinzessin gefeiert hatte, drohte den Einsturz, und Johann wünschte eine neue anzulegen.

Lange dauerten die Vorbereitungen; von allen Seiten berief man Baumeister und unter großen Feierlichkeiten wurde der Grundstein zur Kirche gelegt. Aber kaum war sie bis zu der Wölbung aufgeführt, als sie unter furchtbarem Gekrach wieder zusammenstürzte. Hierdurch mißtrauisch geworden gegen

ſeine ruſſiſchen Künſtler, berief Johann den berühmten Baumeiſter Fioraventi-Ariſtoteles aus Venedig, der dann (1479) die prachtvolle Kathedrale zu Mariä Himmelfahrt errichtete, die noch heute als ein ſchönes Denkmal byzantiniſch-italieniſcher Baukunſt des funfzehnten Jahrhunderts unſere Bewunderung erregt.

Sie ſteht gerade in dem Mittelpunkt des Kremls, wird durch vier koloſſale Säulen geſtützt und von fünf glänzenden Kuppeln überwölbt. Die Mauern ſind von Außen wie von Innen mit byzantiniſchen Heiligenbildern geſchmückt. Durch die hohen und ſchmalen Fenſter dringt nur ſchwaches und ſpärliches Licht. Es wird behauptet, daß keine andere Kirche der Welt ſo viele koſtbare Heiligthümer in ſich ſchließe, wie dieſe. Hier befindet ſich auch das ſchon früher erwähnte wunderthätige Muttergottesbild von Wladimir, welches nach dem Glauben der Ruſſen vom Evangeliſten Lucas eigenhändig gemalt wurde. Es iſt ganz mit Edelſteinen ausgelegt, worunter große Diamanten von unſchätzbarem Werthe.

Das bloße Goldgewicht des hohen Ikonoſtaſes, der Altargeräthe und der ſonſtigen Heiligthümer ſoll ſich auf 330 Pud, d. i. 13,200 Pfund, belaufen. Die Franzoſen nahmen Alles mit ſich, aber die Beute wurde ihnen von den Koſaken wieder abgenommen, die aus Dank dafür der Kirche noch einen 800 Pfd. ſchweren ſilbernen Kronleuchter verehrten.

Der in der Sakriſtei aufbewahrte, ungeheure Kirchenſchatz enthält unter Anderem:

Die vom griechiſchen Kaiſer Monomach ſtammenden reichen Krönungsgewänder;

die Votivkelche Katharina's II. und Maria Feodorowna's, die den Griff und Fuß ſelbſt aus Elfenbein ſchnitzten;

die von mehreren Zarinnen und Großfürſtinnen geſchriebenen vier Evangelien;

die Handſchriften Peters I. ꝛc.

In der mit der Kathedrale verbundenen, ſogenannten Oelkochkirche befinden ſich die vom Kaiſer Paul dargebrachten, koloſſalen, ſilbernen Weihgefäße, in welchen alljährlich drei Tage hindurch das ganze zum Bedarf für Rußland erforderliche heilige Oel gekocht wird.

In einem andern mit der Kathedrale verbundenen Gebäude befindet ſich der Patriarchenſchatz, der die Kronen, Meßgewänder, Patriarchenſtäbe ꝛc. der alten Kirchenfürſten Rußlands enthält.

Seit Johann III. ſeinem Enkel Dimitry die Zarenkrone aufſetzte, wurden alle ruſſiſchen Herrſcher in der Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä gekrönt. In neueſter Zeit hat man, vor der Krönung Alexanders II., die alten Mauern übermalt und auch die Goldverzierungen erneuert, jedoch mit ſtrenger Beibehaltung der alten byzantiniſchen Muſter.

Gegenüber der Himmelfahrts-Kathedrale ſteht die Kathedrale des Erzengels Michael, welche faſt um dieſelbe Zeit wie jene erbaut wurde und bis auf Peter I. als Begräbnißſtätte der ruſſiſchen Zaren diente. Von ſeinen Nachkommen wurde hier nur noch Peter II. beſtattet, der Moskau beſonders liebte und ſeine Reſidenz dahin verlegen wollte, weil er Petersburg haßte, wo ſein Vater, der Zarewitſch Alexéi, begraben lag und Alles ihn an deſſen Tod erinnerte.

Die Bauart der Kathedrale des Erzengels iſt ganz der vorhin beſchriebenen ähnlich; wie jene wird ſie von fünf goldſchimmernden Kuppeln überragt. An den Wänden, wo funfzig fürſtliche Särge ſich hinziehen, ſind die Bilder der Zaren gemalt, welche hier begraben liegen. Nur der Sarg Johanns (oder Iwan) des Schrecklichen, der ſeinen eigenen Sohn erſchlug, ſteht, von den andern getrennt, in einem beſondern Anbau.

Der Großfürſt Johann war ſo entzückt über die beiden Kathedralen, daß er immer mehr Architekten aus Italien

berief, um neue Bauten ausführen zu laſſen. Zunächſt wurde die Kirche zur Verkündigung Mariä errichtet, welche auf dem höchſten Punkte des Kremlhügels liegt und neun vergoldete Kuppeln trägt, ein gleiches Dach und auf der äußerſten Spitze deſſelben ein weithinſtrahlendes Kreuz aus gediegenem Golde. In dieſer Kirche wurden früher die Zaren getauft. Als Merkwürdigkeit darin iſt ferner zu erwähnen, daß ſie Bildniſſe griechiſcher und römiſcher Philoſophen enthält, welche an einen einigen Gott geglaubt haben, wie Plato, Ariſtoteles, Seneka ꝛc.

Im Anſchluß an dieſe Kirche und zwiſchen den beiden vorhin beſchriebenen Kathedralen erhebt ſich der von Boriß Godunoff erbaute, berühmte Glockenthurm Iwan Weliky zu einer Höhe von beinahe 300 Fuß. Unter den darin hängenden Glocken wiegt die größte 4000 Pud, oder 160,000 Pfd. — In den unteren Räumen befinden ſich verſchiedene Kapellen, von welchen eine zu Ehren Johanns erbaut wurde, woher auch der Thurm ſeinen Namen Iwan Weliky trägt. Der achteckige, ſchlanke, in drei Hauptabtheilungen ſich verjüngende Glockenthurm iſt mit einer goldenen Zwiebelkuppel gekrönt, aus deren Knopfe ein rieſiges Kreuz ſich erhebt.

Von der Höhe des Iwan Weliky überſieht man die ganze weitausgedehnte Stadt mit ihren Hunderten von Kirchen und Tauſenden von Kuppeln, mit den vielen Gärten und Alleen, die ſich grün durch die weißen Häuſermaſſen hinſchlängeln, und den ſchwarzen Wäldern und blauen Hügeln, die ſie in weiter Ferne begrenzen.

Am Fuße des Thurmes ſteht auf granitnem Geſtelle die größte Glocke der Welt, welche ein Gewicht von 12,000 Pud, oder 480,000 Pfund hat und einen Umfang, daß mehr als zwanzig Menſchen bequem darunter Platz finden. Ihre Höhe beträgt einundzwanzig und ihr Durchmeſſer dreiundzwanzig Fuß. Sie wurde unter der Kaiſerin Anna Iwanowna von

Michail Motorin gegoſſen, aber niemals geläutet, da gleich nach dem Guſſe ein Stück abſprang, welches jetzt daneben liegt. Ein Jahrhundert hindurch lag ſie ſeitdem dreißig Fuß tief unter der Erde. Am 4. Auguſt 1836 wurde ſie unter Leitung Montferrand's mit großen Feierlichkeiten ans Licht gezogen.

Die Kathedralen zur Himmelfahrt Mariä und die Archangelſche (d. h. die des Erzengels Michael) nebſt dem Glockenthurme umſchließen drei Seiten eines großen Platzes, deſſen vierte Seite die Kathedrale zur Verkündigung Mariä, die rothe Treppe und der Granitpalaſt einnehmen.

Die rothe Treppe (nach den mißgeſtaltenen Löwen, welche ſie zieren, auch die Löwentreppe genannt) war vordem der Platz, wo die Zaren ſich dem Volke zu zeigen pflegten, und heute gehen die Kaiſer über dieſe Treppe in die Kathedrale, um das Volk zu begrüßen. Von dieſer Treppe ſtürzte Johann der Schreckliche die Unglücklichen hinunter, die ſeinen Zorn auf ſich gezogen. Hier durchbohrte er mit ſeinem ſpitzen Herrſcherſtabe (der heute noch in der Rüſtkammer gezeigt wird) die Füße des Abgeſandten eines Fürſten Kurbsky, der, vom Zaren mit dem Tode bedroht, nach Polen geflüchtet war und von dort an Johann den Schrecklichen einen Brief ſchrieb, worin er ihm alle Greuel und Mißbräuche ſeines Herrſcherthums vorhielt. Johann, ſeinen Stab in den durchbohrten Fuß des Abgeſandten haltend, hörte den Brief bis zum Ende und befahl dann, den Ueberbringer auf die Folter zu ſpannen, um durch ihn Näheres über die Flucht Kurbsky's und ſeine Mitſchuldigen zu erfahren. Der tapfere Dulder aber verrieth nichts. Unter den furchtbarſten Qualen pries er ſeinen Herrn, und ſchätzte ſich glücklich, für ihn zu ſterben. Dieſe heldenmüthige Treue ſetzte ſelbſt den ſchrecklichen Zaren in Erſtaunen, der auch in ſeiner Antwort an Kurbsky davon ſpricht und dieſem vorwirft, daß er weniger hohen Sinn habe, als ſein

Diener. Ich führe nur eine Stelle dieſes merkwürdigen Briefes an: »Warum, Unglücklicher, ſtürzeſt Du Deine Seele ins Verderben, indem Du Deinen vergänglichen Leib durch die Flucht retteſt? Warum willſt Du nicht von mir, dem ſtörriſchen Herrſcher, den Tod erleiden und Dir die Märtyrerkrone verdienen? Was iſt Leben, was Reichthum und Ruhm dieſer Welt?« .... Und in dieſem Tone fährt er fort, um zu beweiſen, daß er die frommen Bojaren nur deshalb köpfen und verbrennen laſſe, um ſie ſchneller in den Himmel zu befördern.

Auf der rothen Treppe wurde auch der Pſeudo-Zar Demetrius von dem aufgewiegelten Volke getödtet.

Ueber ihre Stufen gelangt man zunächſt in den Granitpalaſt (oder nach der äußeren Bekleidung ſogenannten facettirten Palaſt), wo die Zaren in alter Zeit die Geſandten empfingen.

Beim Aufbau des neuen Kaiſerpalaſtes wurde der Granitpalaſt damit verbunden und bildet jetzt einen Saal deſſelben. Dieſer Saal iſt ganz mit rothem Sammet bekleidet, auf welchem ringsum goldene Doppeladler glänzen. In der Ecke ſteht der Thron, und die Säulen ſind mit alterthümlichem Silberſchmuck umgeben. Der Saal bildet das Band zwiſchen dem alten zariſchen Terem oder Erkerſchloſſe und dem neuen Kaiſerpalaſte.

Hier im Terem zeigt man noch das Zimmer mit purpurrothen Wänden, wo Johann der Schreckliche hauſte, als ob Alles, was an ihn erinnert, einen blutigen Schein haben müſſe. Ebenſo erregt hier ein weißer, ſchwergewölbter, in der Mitte von einer dicken, plumpen Säule getragener Saal unſere Aufmerkſamkeit, wo der ſchreckliche Zar, nach dem Tode ſeiner zweiten Gemahlin, Marie, die berühmte Brautſchau abhielt, wozu die ſchönſten Jungfrauen, Bauerdirnen wie Bojarentöchter, aus allen Gegenden Rußlands herbeigeholt wurden.

Ueber zweitauſend Jungfrauen waren im Terem verſammelt, zu des Zaren Augenweide und Auswahl. Und damit keine durch künſtlichen Putz es der andern zuvorthue und ſein Auge täuſche, ließ der Zar durch erfahrene Frauen alle ganz gleich kleiden, bis auf die kleinſten Einzelnheiten herab. Seine Wahl fiel auf Marfa, eine Kaufmannstochter aus Nowgorod, welche wenig nach der Ehre gelüſtete, Zarin zu werden, da ihr Herz längſt einem Anderen gehörte. Auch ſtarb ſie aus Kummer kurz nach der Hochzeit mit dem ſchrecklichen Zaren.

Ueber den vom Kaiſer Nikolaus erbauten neuen Palaſt, welcher erſt im Jahre 1849 vollendet wurde, läßt ſich wenig mehr ſagen, als daß es ein koloſſales, im modernſten Kaſernengeſchmacke errichtetes Gebäude iſt, mit prachtvollen Wohngemächern und ungeheuren Sälen, welche ſämmtlich nach den vornehmſten ruſſiſchen Orden benannt und verziert ſind.

Als der Kaiſer 1849 nach ruſſiſcher Sitte vom Volke Salz und Brot in ſeinem neuen Palaſt empfing, ſchloſſen die Säle über zwanzigtauſend Menſchen ein. Die Koſten des ganzen Schloßbaues beliefen ſich auf zwölf Millionen Silberrubel.

Dieſes neueſte Bauwerk des Kreml umſchließt zugleich das älteſte, nämlich die zu Anfang meiner Skizze geſchilderte »Kirche des Heilands im Walde«, welche der Architekt, weil ſie der Ausführung ſeiner Pläne im Wege ſtand, ganz niederreißen wollte. Dies unterblieb jedoch und ſie wurde mit in die Umwallung des Palaſtes hineingezogen, deſſen Hauptfaçade ſich dem Moskwaſtrom zuwendet. Zu Füßen dehnt ſich der Schloßgarten aus, der eine andere kleine byzantiniſche Kirche umſchließt, wo, nach der Volksſage, jetzt die Gebeine jenes unglücklichen Sohnes Peters I. ruhen, den ſein Vater hinrichten ließ. Eine unheimliche Stille umgiebt dieſen Ort, der vom gemeinen Manne wie inſtinktartig gemieden wird.

Der Kaiſerpalaſt und die drei Kathedralen bilden das Hauptcentrum des Kreml. Gegen Oſten eröffnet ſich ein

zweiter Platz, welcher begrenzt wird durch das Tschudoff-Kloſter, einen älteren Schloßbau, den ſogenannten Nikolajewſchen Palaſt, und das Nonnenkloſter zur Auferſtehung des Heilands. Hier befinden ſich die Gräber aller Zarinnen und Großfürſtinnen Rußlands. Dicht daneben iſt der Haupteingang zum Kreml, die heilige Pforte, welche ſeit Alters nie anders als mit entblößtem Haupte betreten wird.

Das hier eingemauerte Muttergottesbild gilt als das eigentliche Palladium der ruſſiſchen Akropolis. Die Sage geht, daß es drei Mal durch verruchte Hände geraubt worden ſei: zuerſt durch die Tataren, die es nach Kaſan, dann durch die Polen, die es nach Kiew, und endlich durch die Franzoſen, die es nach Smolensk brachten. Aber jedesmal fand es ſeinen Weg zurück durch die Luft.*)

Die moskowitiſchen Kutſcher, ſelbſt wenn ſie es noch ſo eilig haben, laſſen ſich nie einen Umweg verdrießen, um durch die heilige Pforte zu fahren und dem Heiligenbilde ihre Verehrung zu bezeigen. Hier iſt ein fortwährender Durchzug von Menſchen, und Niemand würde — ſelbſt bei der ſtrengſten Winterkälte und in der finſterſten Nacht — wagen, ſein Haupt unentblößt zu laſſen.

Alle fremden Eroberer, welche ihren Weg zum Kreml durch dieſe Pforte nahmen: Tataren, Lithauer, Polen, Franzoſen — kamen glücklich hinein, aber unglücklich heraus.

Der dritte große Platz auf dem Kreml wird umſchloſſen vom Senatsgebäude, dem Arſenal und den Kaſernen, welche ſämmtlich erſt nach dem Jahre 1812 entſtanden ſind, da dieſer Theil des Kremls, zu welchem die Nikolsky-Pforte führt, durch die Franzoſen zerſtört wurde. Beſonders litt der obere Theil des Nikolsky-Thurmes durch die Sprengung, während der untere ganz unverſehrt blieb.

*) Das Volk ſagt: Am Thor Moskau's halten die Engel Wacht; an der heiligen Pforte aber die Mutter Gottes.

Das Arſenal iſt ein koloſſales Gebäude ohne alle architektoniſche Gliederung, wie überhaupt alle Neubauten des Kremls mehr durch Größe als durch Schönheit ſich auszeichnen. Vor der Façade ſind die Kanonen aufgeſtellt, welche 1812 den Franzoſen abgenommen wurden, mit Ausnahme zweier Ungethüme, die, gleich der großen Glocke, Erzeugniſſe ruſſiſcher Kunſt ſind und ihres Gleichen auf Erden nicht haben. Sie liegen am Eingange des Arſenals, und die eine davon zeichnet ſich durch ihre ungeheure Länge, die andere durch ihren Umfang aus, welcher ſo groß iſt, daß ſechs Perſonen bequem darin Platz finden.

Die jetzigen Kaſernen ſind aus der früheren Rüſtkammer entſtanden, welche 1851 in ein anderes Gebäude verlegt wurde.

Der Senatspalaſt, unter Alexander I. erbaut, läuft in eine Kuppel aus, auf welcher eine Säule ſich erhebt mit der Inſchrift »Geſetz«. Darüber ſchwebt eine Krone.

Der vierte Platz auf dem Kreml, zu welchem die Borowitzky-Pforte führt, wird gebildet durch das neue Schloß und die Rüſtkammer, oder den ſogenannten Waffenpalaſt. Dies Gebäude macht einen unbefriedigenden Eindruck; es ſieht aus, als ob es nicht fertig geworden wäre. Seine Halbſäulen ſind wundervoll modellirt, aber zu klein im Verhältniß zum Ganzen.

Von den Schätzen und Merkwürdigkeiten des Waffenpalaſtes, deren Werth ſich auf eine Milliarde belaufen ſoll, iſt es ſchwer, eine Beſchreibung zu geben. Hier findet man außer den Thronen und Kronen der älteren Großfürſten und Zaren, auch die Kronen aller dem ruſſiſchen Scepter unterworfenen Länder; Helme, Panzerhemden, Waffen, Rüſtungen und Geräthſchaften aller Art aus allen Theilen des Reichs; Silberſchüſſeln mit Kunſtwerken von Benvenuto Cellini; prachtvolle Wagen, Schlitten und ſonſtige Geſchenke, welche die Zaren von fremden Herrſchaften erhielten; die Sänfte, in

welcher Karl XII. in der Schlacht bei Pultawa getragen wurde, und ein Käſtchen mit der polniſchen Konſtitution.

Hier iſt Nichts ohne hiſtoriſche Bedeutung; jedes Einzelne erinnert an irgend eine denkwürdige That oder Begebenheit, und das Ganze giebt uns ein vollſtändiges Bild von Rußlands Entwickelung ſeit fünf Jahrhunderten, von ſeinen Beziehungen zum Auslande und von dem unaufhörlichen Anſchwellen dieſes Rieſenreichs, welches, aus kleinen Anfängen emporgewachſen, heute den ſiebenten Theil der ganzen bewohnten Erde beherrſcht.

Jede Demüthigung, die es erfahren, diente nur ſeinen Stolz zu erhöhen; aus jedem Kriege, in den es verwickelt wurde, ging es ſtärker und mächtiger hervor.

Drei Mal ſchien es, ſeit der Befreiung vom Tatarenjoche, wieder ſeinem Untergange nahe und jedes Mal wurde es wie durch ein Wunder gerettet.

Das erſte Mal in der Schreckenszeit, welche dem Untergange des Hauſes Rurik folgte und durch die Thronbeſteigung des Hauſes Romanoff beendet wurde — als die Polen ins Land fielen, den Kreml beſetzten und ganz Moskau in Flammen aufging. Damals war es ein Metzger aus Niſchny-Nowgorod,*) der durch patriotiſche Begeiſterung das ſchon verzweifelnde Volk wieder aufrichtete und vereint mit dem Fürſten Poſharsky Moskau befreite. Die Bildſäulen beider Helden ſtehen auf einem Piedeſtal wie Wächter vor den Mauern des Kreml.

Das zweite Mal durch den kühnen Zug Karls XII., deſſen Macht in den Steppen von Poltawa ihr Grab fand.

Das dritte Mal durch Napoleon, deſſen Siegeszug der Brand von Moskau ein Ziel ſetzte.

Ein ähnliches Gefühl, wie einſt Hannibals Krieger, die beim Anblick der geſegneten Fluren Italiens alle Beſchwerden

*) Kosma Minin.

ihres mörderiſchen Zuges über die Alpen vergaßen, überkam die Franzoſen beim erſten Anblick Moskau's.

»Moskau! Moskau!« ſcholl es freudig durch die Reihen, und Alles drängte ſich vorwärts, um die goldhäuptige Stadt zu ſehen. Selbſt Napoleon konnte ſich eines mächtigen Gefühls der Freude nicht erwehren. Nun ſtand er auf der Höhe ſeines Glücks, ohne den Abgrund zu gewahren, der ihm zu Füßen gähnte.

Hier hoffte er zu raſten, hier mit ſeinem Heldenheere Ruhe zu finden nach den überſtandenen Schlachten und Drangſalen. Es fehlte nicht an warnenden, prophetiſchen Stimmen in ſeiner Umgebung, wie in ſeiner eigenen Bruſt; aber er war wie von einem Taumel ergriffen, der ihn alle Gründe des Verſtandes überhören ließ.

Im Kreml angekommen, beſtieg er ſofort den Iwan Weliky, um von dieſer Höhe herab ſeine glänzende Eroberung zu betrachten.

Zahlloſe Schwärme von Dohlen und Raben flatterten durch die Luft und ließen ſich krächzend auf den glänzenden Zwiebelkuppeln, die rings zu Tauſenden emporragten, nieder. Die Stadt aber war wie ausgeſtorben und das unheimliche Schweigen wurde nur durch die Bewegung der einrückenden Kavalerie unterbrochen.

Der Kaiſer nahm ſeine Wohnung im Eckzimmer des alten Zarenpalaſtes, wo er kaum vierundzwanzig Stunden verweilen ſollte. Während der Nacht brach eine Feuersbrunſt aus, die ihn jedoch wenig beunruhigte und ſchnell von ſeinen Soldaten gelöſcht wurde. Allein abermals züngelten Feuer von verſchiedenen Seiten empor und als gar der dicht am Kreml liegende Baſar in Flammen gerieth, und die plötzlich eintretenden Aequinoctialſtürme, erſt aus Oſten, dann aus Nordweſt und endlich, um das Verderben voll zu machen, aus Südweſt brauſend, den ungeheuern Brand über ganz Moskau wälzten, und das Praſſeln der weitum aufſteigenden

Feuergarben, das Krachen der einſtürzenden Gebäude, der Donner zahlloſer Exploſionen ſelbſt die Herzen der alten Grenadiere erzittern machten, die eben erſt die Schlacht an der Mosqua geſchlagen, da war des Kaiſers Bleiben nicht mehr im Kreml, der Hunderte von Munitionswagen und mehrere Hunderttauſend Pfund Pulver in ſich ſchloß.

Ich übergehe die Einzelheiten dieſes weltgeſchichtlichen Brandes, der vom Kreml nur einen kleinen Theil, von Moskau aber vier Fünftheile in Aſche legte und als deſſen alleiniger Urheber der damalige Gouverneur von Moskau, Graf Roſtopſchin, zu betrachten iſt. Man mag ſeine That eine barbariſche nennen, aber ſie war zugleich eine große und patriotiſche. Und ſo ſehen wir durch die ganze ruſſiſche Geſchichte, als deren Mittelpunkt wir den Kreml betrachtet haben, Züge der rückſichtsloſeſten Barbarei mit Zügen der hochherzigſten Aufopferung Hand in Hand gehen.

Seit Peter I. iſt der Kreml nicht mehr Reſidenz der ruſſiſchen Selbſtherrſcher, aber dem ruſſiſchen Volke iſt er immer noch der geheiligtſte Fleck Erde, das Symbol ſeiner Macht und Einheit. »Ueber Moskau — ſagt das Sprichwort — geht nur der Kreml, über den Kreml nur der Himmel.« Hier erſt erhält die Gewalt der Zaren ihre prieſterliche Weihe; die Glocke des Iwan Weliky verkündet den Ruſſen, daß ihr Zar den Thron ſeiner Väter beſtiegen; die architektoniſche Mannigfaltigkeit der Gebäude des Kreml zeigt, wie Rußland aus den verſchiedenartigſten Beſtandtheilen im Laufe vieler Jahrhunderte ſich gebildet, bis es ein europäiſches Reich geworden, das an Macht und Bedeutung keinem anderen nachſteht.

Und wenn die Ruſſen in vielen Stücken von uns nicht zu beneiden ſein mögen: um ſolchen, mit der Geſchichte eines halben Jahrtauſend verwachſenen Mittelpunkt nationaler Einheit, wie ihr Kreml iſt, ſind ſie zu beneiden.

Peter der Große.

Die Geſchichte Rußlands hat auf unſere eigenen Geſchicke ſeit Peter dem Großen einen tiefgehenden Einfluß geübt. Mein längerer Aufenthalt in Rußland hat mich ſchon früh zu einem eingehenderen Studium der Geſchichte dieſes bei uns immer noch wenig gekannten Landes geführt, wo mir denn beſonders in Betreff der herkömmlichen Auffaſſung der Regierungsepoche Peters allerlei Bedenken aufſtiegen, welche mit der Zeit nur gewachſen ſind. Es handelt ſich dabei weniger um die Berichtigung kleinerer oder größerer Irrthümer, von welchen z. B. Voltaire's glänzend geſchriebene Geſchichte Peters des Großen wimmelt, als vielmehr um den Geſichtspunkt, von welchem aus das Bild des gewaltigen Zaren auf dem Hintergrunde ſeiner Zeit und ſeines Volkes zu betrachten iſt.

Wohl bei keiner Nation Europa's iſt es ſo nöthig, ſie aus eigener Anſchauung zu kennen, um ihre Geſchichte zu verſtehen, wie bei der ruſſiſchen, weil hier der Genius des Volks in früheren Jahrhunderten ſich keine eigenen Denkmäler geſetzt hat, welche uns als Zeugniſſe ſeiner Entwickelung dienen könnten, und weil die offiziellen Quellen, aus welcher der Geſchichtſchreiber vorzugsweiſe ſchöpft, ſich nur allzu häufig trügeriſch erweiſen. Da ſind Urkunden über die Gründung vieler Städte, die man vergebens in Rußland ſucht, über Hunderte von Schulen, welche nie beſucht wurden; da ſind Städteordnungen

und Geſetze, welche nie ins Leben getreten ſind, ganze Stöße von Ukaſen, die weder Böſes verhindert, noch Gutes gefördert haben, weil der fremde Regierungsapparat, auf deſſen Einführung ein guter Theil des Ruhmes Peters und Katharina's beruht, bis heute keine Wurzeln im Volke geſchlagen hat.

Wer aufmerkſamen Blickes das Innere Rußlands durchreiſt, findet unter der Landbevölkerung weſentlich noch dieſelben Urzuſtände, in welchen zur Zeit und nach der Schilderung des Tacitus die Germanen lebten. Theilung des Ackers zu gleichen Theilen unter die Gemeindeglieder, Verwaltung der Gemeinde-Angelegenheiten und Schlichtung der Streitigkeiten durch einen aus freier Wahl hervorgegangenen Vorſtand, kein Begriff von gefeſtetem, an der Perſon haftendem Grundeigenthum, keine Ahnung von formalem Recht oder einer Staatsidee.

Ich rede hier natürlich von den Zuſtänden, wie ſie vor der Emanzipation waren, deren Wirkungen noch nicht zu überſehen ſind. Aber es iſt nöthig, hier die Thatſache hervorzuheben, daß die Reformen Peters und ſeiner Nachfolger die den Kern der Nation bildende ländliche Bevölkerung in keiner Hinſicht gefördert, vielmehr deren materiellen und ſittlichen Fortſchritt gehemmt haben durch Feſtigung der Leibeigenſchaft, welche unter den Herrſchern aus dem Hauſe Rurik ganz unbekannt war, erſt durch Boriß Godunow eingeführt wurde und bis zur Zeit Peters des Großen nur in ſehr lockeren Formen beſtand. Wo demnach die bäuerlichen Verhältniſſe nicht mehr die völlige Reinheit der vorhin erwähnten geſellſchaftlichen Urzuſtände bewahrt haben, iſt dies nur aus dem Drucke der unter dem Hauſe Romanow ausgebildeten Leibeigenſchaft zu erklären.

Nichts kann daher unrichtiger ſein, als die Reformen Peters in dem Sinne aufzufaſſen, als ob dem Volke dadurch ein größeres Maß von Freiheit gewährt worden wäre,

als es früher beſeſſen, wo es durch ſeine Vertreter noch einen gewiſſen — wenn auch ſehr geringen — Einfluß auf wichtige Regierungsakte übte. Die Macht der alten Zaren war nämlich nicht bloß durch die Geiſtlichkeit, ſondern auch durch das Volk beſchränkt, deſſen Zuſtimmung bei durchgreifenden Neuerungen eingeholt werden mußte. Es bildete ſich dann eine aus freigewählten Vertretern der Geiſtlichkeit, ſowie der Stadt- und Landbevölkerung hervorgegangene Verſammlung, welche auf dem Kreml unter freiem Himmel tagte und als der lebendige Ausdruck des geſammten Volkswillens betrachtet werden konnte. Ich führe aus dem ſiebzehnten Jahrhundert zwei Beiſpiele dieſer Art an. Nach dem Ausſterben des Hauſes Rurik wurden im Jahre 1612 von den Bojaren Vertreter der Stadt- und Landbevölkerung aus ganz Rußland nach dem Kreml entboten, um einen neuen Zaren zu wählen, Michael Feodorowitſch, den Gründer des Hauſes Romanow. Im Jahre 1682, alſo noch zu Lebzeiten Peters, der damals zehn Jahre alt war, berief Zar Feodor II. Alexejewitſch die Vertreter des Landes, um ihre Zuſtimmung zu der Abſchaffung der ſogenannten Rang- und Klaſſenbücher zu erlangen, d. h. um eine Neuerung durchzuführen, welche dem Grundſatze entſprang, daß nicht ererbte Würden, ſondern nur perſönliches Verdienſt für die Stellung und das Anſehen der Beamten im Staate maßgebend ſein ſolle. Seit der Regierung Johanns III. war es nämlich üblich geworden, die Dienſte und Ehren, deren jede Familie ſich rühmte, in ein offizielles Buch einzutragen, um jedesmal, wenn ein Streit über den Rang ſich erhob, ſich darauf beziehen zu können. Eine beſondere Behörde war eingeſetzt, um über die Rechte eines Jeden zu wachen und ſtreitige Fälle zum Austrag zu bringen. Nach der herrſchenden Anſicht hielt man es nämlich für den Sohn eines Würdenträgers nicht ſchicklich, unter einem Beamten zu ſtehen, deſſen Vater eine weniger hohe Stellung bekleidet hatte.

Der Sohn eines Bojaren brauchte alſo ſeinem Vorgeſetzten nicht zu gehorchen, wenn er nachweiſen konnte, daß deſſen Vater kein Bojar geweſen war. Um dieſe Vorurtheile und die daraus entſpringenden Mißbräuche mit der Wurzel auszurotten, berief der Zar eine aus zahlreichen Vertretern aller Stände beſtehende Verſammlung, welche einſtimmig ſeinen Vorſchlag annahm, die Rang- und Klaſſenbücher zu vernichten, wonach dieſelben dann in Gegenwart der Verſammlung öffentlich auf dem Kreml verbrannt wurden.

Ich habe dieſen Fall, dem ſich leicht ähnliche anreihen lieſſen, hervorgehoben, um zu zeigen, daß ſchon vor Peter Herrſcher auf dem Zarenthron ſaßen, welche ernſtlich bemüht waren, den herkömmlichen Mißbräuchen und Vorurtheilen zu ſteuern, aber ohne deshalb die alten Volksrechte ſo zu mißachten wie er. Selbſt Johann der Schreckliche ließ meiſtens nur übermüthige Hofleute und Bojaren unter den Ausbrüchen ſeiner Grauſamkeit leiden und erwies dem Volke allezeit Schonung und Rückſicht. Erſt mit Peter begann die gewaltſame Unterdrückung der alten Volksfreiheiten und die Uniformirung des Reichs. Seine faſt übermenſchliche Energie und Thatkraft bebte vor keiner Gefahr und keinem Hinderniſſe zurück und ſeine glorreichen Erfolge nach Außen ſöhnten vielfach aus mit dem, was er im Innern Gewaltthätiges beging. Doch läßt ſich jetzt auf das Beſtimmteſte nachweiſen, daß von all ſeinen Reformen nur das geblieben iſt, was den Sitten und Anſchauungen des Volkes entſprach und wozu ſeine Vorgänger — beſonders der kluge Boriß Godunow und Johann IV. — ſchon den Keim gelegt hatten. Es läßt ſich eben ſo beſtimmt nachweiſen, daß ſelbſt ſeine Eroberungen und das Vorſchieben Rußlands nach Europa nur die glückliche Ausführung längſt vorbereiteter und auch öfter ſchon mit weniger Glück und Geſchick in Angriff genommener Unternehmungen waren.

Durch die Beweisführung, daß Peter seine glänzendsten und dauerndsten Erfolge der klugen Benutzung und Vollendung dessen verdankt, was seine Vorgänger im Reich ihm überliefert hatten, wird der Ruhm des großen Monarchen nicht im Geringsten geschmälert, hingegen wird uns sein Wirken dadurch verständlicher gemacht und in einen historischen Zusammenhang gebracht, welchen die meisten seiner Biographen übersehen, oder nicht gehörig gewürdigt haben. Jede wirklich große Erscheinung in der Geschichte steht auf den Schultern ihrer Vorgänger, zieht die Summe des Ueberlieferten und fügt Neues hinzu; nur die kleinen Geister blähen sich auf in dem Wahne, daß vor ihnen nichts Beachtenswerthes dagewesen sei.

Unzweifelhaft war nächst Friedrich dem Großen Peter der hervorragendste Monarch seines Jahrhunderts, und wenn man die Größe eines Herrschers bloß nach der Dauer seiner Erfolge bemessen will, so kann sich kein anderer Herrscher, weder des Alterthums noch der Neuzeit, mit diesem vergleichen.

Die Weltreiche Alexanders des Macedoniers und Karls des Großen überlebten ihre Gründer nicht, und der erste Napoleon mußte den Sturz seiner Weltherrschaft selbst überleben, während das Reich Peters erst nach seinem Tode zu rechtem Wachsthum gedieh, zu einem Wachsthum, dem noch lange kein Ende abzusehen ist. Und doch waren sowohl Alexander, wie Karl und Napoleon dem russischen Peter weit überlegene Geister; allein ihre Macht entsprang ihrem Genie, das sich nicht vererben ließ, wenn es auch der Weltgeschichte eine neue Richtung gab und sie mit weithin wirkenden Ideen und fruchtbaren Anregungen durchleuchtete, — während die Macht des russischen Zarenthums auf die nüchternste Berechnung sich gründete, auf einen Plan, welcher den Großmächten nur die Alternative ließ, ihn im Keime zu ersticken, oder zu ihrem eigenen Schaden an seiner Ausführung mitzuarbeiten.

Bewußt oder unbewußt, jedenfalls aus Mangel an Einſicht, wählten ſie das Letztere; ſie begünſtigten Rußland in ſeinem Beſtreben, zugleich am Baltiſchen und am Schwarzen Meere feſten Fuß zu faſſen und zwiſchen Aſien und Europa eine geſicherte Stellung zu gewinnen, die es über kurz oder lang zum Schiedsrichter beider Welttheile machen mußte.

Der merkwürdige Mann, deſſen Entwicklungsgang wir jetzt näher in's Auge faſſen wollen, wurde geboren zu Moskau am 30. Mai alten, 11. Juni neuen Stils 1672. Er war ein Sohn des Zaren Alexéi Michailowitſch, aus deſſen zweiter Ehe mit Natalia Kirilowna, der Tochter des Bojaren Kirila Nariſchkin. Die beiden aus des Zaren erſter Ehe entſproſſenen Prinzen, Feodor und Iwan, waren von ſo ſchwächlicher Geſundheit, daß ſich ſchon früh die Augen des Volkes auf den kräftig heranblühenden Peter richteten, der von Kindesbeinen an eine ungewöhnliche Lernbegier und einen raſtloſen Geiſt offenbarte. Kaum vier Jahre alt, hatte Peter ſeinen Vater verloren, dem deſſen älteſter Sohn unter dem Namen Feodor II. Alexejewitſch in der Regierung gefolgt war. Dieſer aufgeklärte und wohlwollende Fürſt herrſchte jedoch nur ſechs Jahre. Er ſtarb kurz nachdem er die vorhin erwähnte große Verſammlung der Vertreter aller Stände des Volkes berufen hatte, im Jahre 1682. Nach ſeinem Tode wählte dieſe Verſammlung, auf den Vorſchlag des Patriarchen Joachim, den zehnjährigen Peter zum Zaren, mit Uebergehung ſeines ältern, ſtammelnden, kränklichen Halbbruders Iwan. Allein Sophie, die ehrgeizige, kluge und hochbegabte Schweſter Peters, hatte ſich ſelbſt das Ziel geſetzt, Herrſcherin von Rußland zu werden und deshalb von jeher alle zu Gunſten ihres Bruders getroffenen Beſtimmungen zu vereiteln geſucht. Auch jetzt, bei der Zarenwahl, war es ihr gelungen, durch ihre Anhänger die nach altem Brauch und Herkommen nöthige Einſtimmigkeit zu hintertreiben, indem einige Stimmen riefen: Der Thron gebührt Iwan

Alexejewitſch; es iſt ungerecht, ihm den jüngeren Bruder vorzuziehen!

Doch blieb es trotz dieſes Einſpruchs bei der einmal getroffenen Wahl; ſelbſt die Strelitzen, welche in Rußland ganz dieſelbe Rolle ſpielten wie die Janitſcharen in der Türkei, ließen ſich bewegen, Petern zu huldigen. Da er aber ſelbſt noch zu jung war um zu herrſchen, ſo führte ſeine Mutter, die Zarin Natalia, einſtweilen die Regentſchaft. Inzwiſchen ließ Sophie nicht nach in der Verfolgung ihrer ehrgeizigen Pläne. Sie war eine Tochter aus der erſten Ehe des Zaren Alexéi mit Maria Miloßlawsky und ſuchte durch ihre einflußreiche Familie die Strelitzen für ſich zu gewinnen, indem ſie ihnen reiche Geſchenke und große Verſprechungen machte, und die Zarin Natalia beſchuldigte ſie, daß ſie dem Prinzen Iwan, der mit Unrecht zu Gunſten Peters von der Thronfolge ausgeſchloſſen worden ſei, nach dem Leben trachte.

Es wurde ſo eine Verſchwörung vorbereitet, welche am 15. Mai 1682 zum Ausbruch kam, auf die falſche Nachricht hin, daß dieſer Tag zur Ermordung Iwans feſtgeſetzt ſei und daß Natalia ſchon Pläne gemacht habe, das ganze Corps der Strelitzen dem Untergange zu weihen. Der Aufſtand brach los. Die rohen Strelitzen, durch berauſchende Getränke zu viehiſcher Wildheit getrieben, richteten auf dem Kreml ein Blutbad an, dem die vornehmſten Anhänger der Zarin Natalia, darunter ihr eigener Bruder, zum Opfer fielen und dem ſie ſelbſt nur wie durch ein Wunder entging, nachdem die wilde Horde ſich überzeugt hatte, daß Iwan noch lebe und man ihrem Verlangen nachgab, ihn zum Zaren auszurufen. Allein dieſer junge Prinz, der ſeinen Stiefbruder zärtlich liebte und deſſen geiſtige Ueberlegenheit neidlos anerkannte, willigte nur unter der Bedingung ein, daß man ihm Peter zum Mitregenten ſetze. Die Strelitzen mußten ſich fügen und die Krönung der beiden jungen Zaren wurde mit großer Pracht am 23. Juni

1682 vollzogen, während die eigentliche Herrſchaft in die Hände Sophiens überging, welche ſomit das nächſte Ziel ihres Ehrgeizes erreicht hatte. Sie ſuchte nun die übermüthigen Strelitzen, dieſe moskowitiſchen Prätorianer, deren immer wachſende Anſprüche ſie nicht befriedigen konnte, loszuwerden und ſie in das Innere des Reiches zu vertheilen, während ſie eine andere Kriegerſchaar zum Schutze des zariſchen Hauſes bildete. Die Folge davon war ein neuer Aufruhr, der ſich aber vornehmlich gegen Peter richtete, da die ſchlaue Sophie es verſtanden hatte, ihre Schuld ihm zur Laſt zu legen. Allein diesmal, wo man den Strelitzen eine geordnete Heerſchaar entgegenzuſtellen hatte, gelang es bald, ihrer Herr zu werden, und der junge Peter, noch ein Knabe, aber früh gereift durch die Greuelſcenen und die blutigen Erfahrungen, unter welchen er aufgewachſen war, ſowie durch die Mordverſuche, welche man ſelbſt in der Kirche auf ihn gemacht hatte, ließ ein ſchreckliches Gericht über die Schuldigen ergehen.

Sophia blieb indeß Regentin und wandte unabläſſig alle Mittel der Schlauheit an, um Anhang unter dem Volke zu gewinnen. Einen mächtigen Bundesgenoſſen fand ſie in dem Fürſten Waſſily Galizin, der großen Einfluß auf den Adel und das Volk übte; die Gunſt der Truppen ſuchte ſie durch einſchmeichelnde Freundlichkeit und reiche Geſchenke zu erhalten. Nicht zufrieden mit dem bloßen Beſitze der Macht, ließ ſie in den Staatsſchriften und Ukaſen den Namen der beiden jungen Zaren den ihrigen hinzufügen. Auch die Münzen, deren eine Seite der Zaren Bild und Namen enthielt, zeigten jetzt auf der andern Seite Sophie, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, mit dem Titel: »Beherrſcherin von Groß- und Kleinrußland.«

Ich hebe dieſe Einzelheiten beſonders hervor, um zu zeigen, in welcher Umgebung und unter welchen Eindrücken Peter aufwuchs, da ſich Vieles in ſeinem ſpätern Lebensgange

dadurch erklärt. Früh auf ſich ſelbſt angewieſen, umringt von Spähern, fortwährend in Lebensgefahr, bildete er, um ſich ſeiner Haut zu wehren, nicht allein ſeine männlichen Eigenſchaften, Muth, raſche Entſchloſſenheit und Geiſtesgegenwart ſchon in frühen Jahren aus, ſondern ward auch ein großer Meiſter jener mehr weiblichen Anlagen der Liſt, Verſtellung und der zähen Geduld, welche dem ſlawiſchen Geſchlechte beſonders eigen ſind. Während ſeine Schweſter Sophie in Moskau der Verfolgung ihrer weitblickenden Pläne lebte und durch die Dauer ungeſtörter Machtübung ſich immer ſicherer fühlte, immer ſorgloſer wurde, ergötzte ſich der funfzehnjährige Peter in dem Dorfe Preobraſhenskoje ſcheinbar am Soldatenſpiel, indem er aus funfzig anderen Knaben ſeines Alters eine kleine Kriegerſchaar bildete, welche durch den Genfer Abenteurer Le Fort disziplinirt, der Kern ſeiner künftigen Armee wurde. Sophie ſah in dieſem Soldatenſpiel nichts Gefährliches. Sie war froh, Peter auf dieſe Weiſe von ſich und den Regierungsgeſchäften fernzuhalten, und ließ es arglos geſchehen, daß die kleine Schaar ſich nach und nach beträchtlich vergrößerte. Der Zufluß von Jünglingen aus den vornehmſten Geſchlechtern Rußlands nach Preobraſhenskoje war ſo groß, daß es hier bald an Raum für die Menge fehlte und ein Theil davon in das benachbarte Dorf Sſemenowsky verlegt werden mußte. Aus dieſen beiden Knabencompagnien erwuchſen ſpäter die berühmten Garderegimenter, welche nach den Dörfern Preobraſhenskoje und Sſemenowsky benannt wurden. Zum Oberbefehlshaber der jugendlichen Kriegerſchaar ernannte Peter Le Fort, der als Sohn eines Genfer Kaufmanns ebenfalls die Handlung erlernt hatte, aber in Folge leichtſinniger Streiche ſeine Vaterſtadt verlaſſen mußte, erſt in franzöſiſche, dann in holländiſche Kriegsdienſte trat und endlich als Glücksritter nach Rußland kam. Der Umgang mit dieſem höchſt begabten und vielerfahrenen Abenteurer ſollte für Peter

von größter Bedeutung werden. Le Fort war es, der den jungen Zaren zu bestimmen suchte, seine Macht auf ein nach europäischem Muster organisirtes Heer zu gründen. Er war es, der Peter bewog, in Preobraschenskoje die Sprößlinge der vornehmsten russischen Geschlechter um sich zu versammeln und er war es auch, der männlichen Ernst in das Soldatenspiel brachte, um zugleich den Kern eines tüchtigen Heeres zu bilden und den russischen Adel, dessen Söhne Peter solchergestalt gleichsam als Geißeln in der Hand hatte, für ihn zu gewinnen. Le Fort wirkte um so mächtiger auf seinen fürstlichen Zögling und erschien in den Augen Sophiens um so unschädlicher, je weniger er sich pedantisch zeigte und je mehr er den Launen Peters zu schmeicheln schien, mit dem er in wüsten Gelagen, welche immer ein Hauptvergnügen des Zaren blieben, ganze Nächte durchschwelgte. Peters gewaltige Constitution war nicht bloß den größten körperlichen Strapatzen und Entbehrungen, sondern auch den größten Ausschweifungen jeder Art gewachsen, und in Le Fort fand er einen Mann, der es ihm darin gleichthat, ohne sich davon beherrschen zu lassen, während Sophie das scheinbar wüste Leben, welches Beide zusammen führten, gern sah, in der Hoffnung, Peter werde ganz darin untergehen. Sie war deshalb nicht wenig überrascht, als er ihr zu Anfang des Jahres 1688 bei seinem ersten Erscheinen in der geheimen Rathsversammlung eine Haltung zeigte, welche durchaus keinen fügsamen Sinn verrieth. Auf Antrieb seiner Mutter vermählte er sich schon im nächsten Jahre mit der schönen Eudoxia Feodorowna Lapuchin, und diese Heirath diente so sehr sein Ansehn beim Volke zu steigern, daß Sophiens Maßregeln, ihn von den Sitzungen des geheimen Raths fernzuhalten, unwirksam blieben und sie selbst vor der wachsenden Macht, dem zugreifenden Muthe und der schlauen Ueberlegenheit des frühgereiften Jünglings zu zittern begann. Sie suchte ihn durch einen Mordanschlag aus

dem Wege zu ſchaffen; er ward aber zeitig davon in Kenntniß geſetzt und fand Schutz hinter den feſten Mauern des unfern Moskau's gelegenen Kloſters Troizkoi. Verlockt durch die Bevorzugungen, welche er immer den Ausländern hatte zu Theil werden laſſen, verſammelten ſich um ihn bald alle in der ruſſiſchen Armee dienenden Fremden und zu gleicher Zeit erklärte ihm General Patrick Gordon, der damals tüchtigſte Befehlshaber, er werde, wenn es zu einem Konflikt zwiſchen der Regentin Sophie und Peter käme, unbedingt zu ihm ſtehen. Hierauf erließ der junge Zar einen offenen Aufruf an die Armee und 40,000 Mann ſtanden ſofort zu ſeiner Verfügung. Der Oberbefehlshaber Fürſt Galizin, Sophiens Günſtling und Stütze, wurde ohne Waffengewalt durch den entſchloſſen vorgehenden General Gordon geſtürzt und Sophie mußte, nach mehreren vergeblichen Verſuchen ſich mit Peter zu verſtändigen und auszuſöhnen, den Schleier nehmen und ihre Tage im Kloſter beſchließen.

So ward Peter Alleinherrſcher von Rußland; denn ſeinem anſpruchsloſen Bruder Iwan genügte die Ehre, mitregierender Zar zu heißen, und die wenigen Jahre, welche ihm noch übrig blieben, verlebte er in ruhiger Zurückgezogenheit.

Im September 1689, alſo in einem Alter von ſiebzehn Jahren, hielt der junge Herrſcher ſeinen Einzug in Moskau. Eine Armee von 60,000 Mann, die jetzt unter ſeinem Befehle ſtand, hatte ihm bis vor die Thore das Geleit gegeben. Unter einer Bedeckung von 180 Strelitzen ritt er in die Hauptſtadt ein; ſeine Gemahlin und Mutter folgten ihm im Staatswagen. Sein Stiefbruder Iwan empfing ihn am Eingang des Kremls, wo die Beiden, unter dem Jubel des Volkes, ſich küßten und umarmten.

Gegenüber einer ſolchen Aufgabe, wie ſie Peter, jetzt im faktiſchen Alleinbeſitz der Macht, ſich geſetzt hatte — eine größere war nie einem Sterblichen zu Theil geworden —

geziemt es ſich wohl, einen Augenblick betrachtend zu verweilen, um die Stätte kennen zu lernen, auf welcher der große Neubau aufgeführt werden ſollte, ſowie die Mittel und Werkzeuge, welche dem Baumeiſter dabei zu Gebote ſtanden.

Wenn man von dem heutigen Rußland als von einer Schöpfung Peters ſpricht, ſo klingt das faſt, und die Meiſten verbinden auch die Vorſtellung damit, als ob der große Zar wie durch Zaubergewalt Alles nur ſo aus dem Boden hervorgeſtampft hätte. Man darf aber nicht vergeſſen, daß Rußland ſchon vor Peter ein Reich war, welches an Umfang die größten Weltreiche aller Zeiten weit übertraf. Weder der vorübergehende Ländererwerb des macedoniſchen Alexander, noch ſelbſt das römiſche Weltreich zur Zeit ſeiner größten Ausdehnung unter Trajan, noch das Reich Karls des Großen kam auch nur entfernt der ungeheuren, zuſammenhängenden Ländermaſſe gleich, über welche Peter zu herrſchen berufen war. In ununterbrochener Ausdehnung erſtreckte ſich ſein Reich von den Grenzen Schwedens bis zu den Grenzen China's, überſtieg in Europa bereits die Größe von 70,000 deutſchen Quadratmeilen und umſpannte in Aſien über 150,000 Quadratmeilen, was zuſammen mehr iſt als die Oberfläche von ganz Europa. Allerdings entſprach die dünngeſäete Bevölkerung dem gewaltigen Umfange des Landes nicht; allein die 16 Millionen Unterthanen, deren Gut und Blut dem unbeſchränkt herrſchenden Zaren zur Verfügung ſtand, bildeten doch immer einen ganz hübſchen Machtanfang und das Dreifache der Volkszahl, mit welcher Friedrich der Große ſeine Regierung antrat.

Während des Vierteljahrhunderts, welches der Thronbeſteigung Peters vorherging, etwa vom Jahre 1662 an gerechnet, hatte Rußland gegen 60,000 Quadratmeilen gewonnen, alſo ſechsmal ſo viel, als ganz Frankreich heute zählt. Eine Menge Ausländer aller Berufsklaſſen, Deutſche, Franzoſen und Schotten, waren in dieſer Zeit eingewandert und hatten vom

Hofe alle mögliche Förderung ihrer Intereſſen erfahren; außerdem wurde ein ziemlich reger Verkehr mit den vornehmſten europäiſchen Höfen unterhalten. An ähnlichen Begünſtigungen der Ausländer und diplomatiſchen Anknüpfungen mit fremden Mächten hatte es ſchon früher nicht gefehlt. Johann IV. Waſſiljewitſch ſtand in Briefwechſel mit Eduard VI. und ſpäter mit Eliſabeth von England. Um Rußland eine Seeküſte zum Handelsverkehr mit dem abendländiſchen Europa zu verſchaffen, eroberte er Liefland, das er freilich nicht lange zu behaupten vermochte; allein man ſieht doch aus dieſen Beſtrebungen, wohin der Zug der ruſſiſchen Politik ging und daß Peter im Weſentlichen nur die Wege zu verfolgen brauchte, welche ſeine Vorgänger ſchon eingeſchlagen hatten. Die alten Züge der Großfürſten nach Konſtantinopel waren durch die Einfälle der Mongolen unterbrochen worden, deren Joch drittehalb Jahrhunderte lang auf Rußland drückte und ſeine Kräfte lähmte. Als dann das früher zerſplitterte, erſt durch dieſen langen Druck geeinigte Volk endlich ſiegreich aus der ſchweren Prüfung hervorging, die Herrſchaft der Mongolen brach und ihre Reiche zu Provinzen des ſich ſchnell ausbreitenden Zarenthums machte, begann ein hartnäckiger Kampf mit den ſtammverwandten, aber glaubensverſchiedenen Polen, ein zuweilen durch Erſchöpfung beider Parteien unterbrochener, allein immer mit geſteigerter Wuth erneuerter Kampf, der durch Jahrhunderte fortdauernd, noch in unſern Tagen wieder aufgeflackert iſt. Dazwiſchen fielen blutige Kämpfe mit den Koſaken und Lithauern, ſowie mit den Schweden und deutſchen Ordensrittern, um den Beſitz der baltiſchen Meeresküſte. Auch begannen ſchon unter Johann IV., in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts, die Kriege gegen die Türken. Endlich iſt noch der furchtbaren Revolutionen zu gedenken, welche erſt durch den Prätendenten Demetrius, nach dem Ausſterben des Hauſes Rurik, und dann durch Stenko Raſin, der an

der Spitze eines Heeres von 200,000 Rebellen ſtand, Rußland verwüſteten und das Volk verwilderten. Alle dieſe inneren und äußeren Hinderniſſe und Schwierigkeiten waren überwunden, als Peter den Thron beſtieg, der nun ſeine ganze Kraft an die energiſche Durchführung der von ſeinen Vorgängern eingeleiteten Reformen ſetzen konnte. Darin, daß er von vornherein klar die Größe ſeiner Aufgabe begriff und dem Ziele, das er ſich früh geſteckt hatte, mit Anſpannung aller Kräfte, mit einer moraliſchen Energie ohne Gleichen bis zum Grabe nachlebte, ohne je vor einem Hinderniß zurückzuſchrecken, oder in Zeiten ſchwerer Prüfung und Bedrängniß zu verzagen, — darin endlich, daß es ihm nie um Aeußerlichkeiten und Befriedigung perſönlichen Ehrgeizes, ſondern ganz und ausſchließlich um Hebung der Macht und des Anſehens ſeines Landes zu thun war, für welches er bei jeder Gelegenheit ſein Leben wagte, zeigt ſich die Größe und Hoheit ſeiner Herrſchernatur.

Es mag als ein müßiges Beginnen erſcheinen, die oft aufgeworfene Frage zu erörtern, was ohne Peter aus Rußland geworden wäre, wenn Sophie ſich auf dem Throne behauptet hätte. Nach Allem, was wir von dem aufgeklärten Geiſte, der Energie, dem Ehrgeize und der üppigen Schönheit Sophiens wiſſen, iſt anzunehmen, daß ſie eine ähnliche Rolle geſpielt haben würde, wie ſpäter Katharina II. ſpielte, denn die Charakterähnlichkeit zwiſchen beiden Fürſtinnen iſt eine geradezu auffallende. Ich will die vorhin angeregte Frage hier nicht erörtern, ſondern nur die Thatſache hervorheben, daß Peter ſeiner feindſeligen Schweſter viel verdankte. Durch ihre aufräumenden Vorarbeiten wurde ihm die rieſige Aufgabe ſeines Lebens weſentlich erleichtert. Sie hatte, um ſich unabhängig von den Strelitzen zu ſtellen, die allen ſtaatlichen Fortſchritt lähmende Uebermacht dieſer moskowitiſchen Prätorianer ſchon gebrochen und die Bildung eines neuen Heeres

begonnen, welches dann, wie wir geſehen haben, im entſcheidenden Augenblick für Peter Partei nahm, weniger aus eigenem Antriebe, als durch den Einfluß des dem jungen Zaren ergebenen Generals Gordon und der unter ihm dienenden vielen ausländiſchen Offiziere. Hätte Sophie nicht dieſe Menge von Fremden nach Rußland gezogen, ſo würden Peter die erſten und intelligenteſten Stützen ſeiner Macht gefehlt haben. Sophie unterlag in dem Ringen um die Herrſchaft ihrem Bruder, weil dieſer ein zu überlegener Gegner war. Der deutſchen Katharina wurde es leichter, den unbedeutenden Peter III. aus dem Wege zu räumen. Doch, wir wollen dieſen Vergleich nicht weiter verfolgen.

Die Geſchichte lehrt, daß ſich die Kraft hervorragender Herrſcher ſchon früh offenbart und daß der erſte Wurf meiſt für das ganze Leben entſcheidend iſt. So war es auch bei Peter, dem die Natur ſelbſt den Herrſcherſtempel auf die Stirn gedrückt hatte und der nicht bloß der Begabung, ſondern auch der Geſtalt nach der größte Monarch ſeiner Zeit war. Mit ſiebzehn Jahren völlig ausgewachſen, hatte ſein im ſchönſten Ebenmaß geformter Körper eine Höhe von 7 Fuß 1 Zoll bayeriſch. Auf mächtigen Schultern trug er einen wohlgebildeten Kopf mit großen, glühenden Augen, hochgewölbter Stirn und leichtgebogener Naſe, unter welcher der zugeſpitzte Schnurrbart der Breite des nicht gerade kleinen Mundes entſprach, deſſen volle Unterlippe einen ſtark ſinnlichen Zug verrieth. Eine beſondere Zierde des ſtattlichen Hauptes bildete das dunkle, bis zum Nacken herabwogende Haar. Alles in Allem genommen war er eine durchaus impoſante Erſcheinung, die auch in der einfachſten Hülle einen mächtigen Eindruck machte. Wie ſein Reich unter allen Reichen der Erde, ſo ragte er unter allen Menſchen ſeiner Zeit an Größe hervor.

Weniger Günſtiges iſt von ſeiner Geiſtesbildung zu melden. Der Vortheil eines gründlichen, wiſſenſchaftlichen Unter-

richts war ihm verſagt geblieben. Sein ruſſiſcher Lehrer Sotow, der Secretair bei der Supplikenkanzlei war und ſpäter als Geſandter zu den Tataren der Krim geſchickt wurde, hatte mit dem jungen Prinzen die geſchriebenen Jahrbücher der ruſſiſchen Geſchichte geleſen und die Hauptperſonen und Staatsactionen durch bildliche Darſtellungen ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt. Außerdem hatte Peter mit dem Artillerielieutenant Franz Timmermann aus Straßburg Mathematik und mit Le Fort Holländiſch getrieben, auch nebenbei ein bischen Deutſch und Franzöſiſch gelernt: darin beſtand die ganze Summe ſeiner Kenntniſſe, als er den Thron beſtieg, auf welchem ihm zu Bücherſtudien auch fernerhin wenig Zeit bleiben ſollte. Deſto mehr lernte er durch die lebendige Erfahrung. Der Biſchof Theophan ſagte von ihm: Die Reiche Europa's waren ſeine Akademien; ihre Beherrſcher und Geſandten ſeine Lehrer. — Er lernte in der That ſo viel von ihnen, daß er ſie Alle übertraf. Der Umſtand, daß weder Peter ſelbſt, noch irgend einer der Mitarbeiter an ſeinem großen Werke auch nur einen Anflug von klaſſiſcher Bildung hatte, mag wohl Veranlaſſung geweſen ſein, daß ſogar Kaiſer Nikolaus noch die klaſſiſchen Sprachen vom Lehrplane der jungen Großfürſten ausſchloß.

Bei ſeiner Thronbeſteigung kannte Peter von Europa noch nichts, als was ihm ſeine ausländiſchen Freunde, die ſein vornehmſter Umgang blieben, davon erzählt hatten. Aber ſein lebhafter Geiſt war dadurch aufs Aeußerſte zur Nachahmung angeregt. Er wollte ſich nur erſt in ſeiner Stellung befeſtigen, den Grund zu Rußlands Neubau legen und dann ſelbſt die vornehmſten Kulturländer beſuchen, um mit eigenen Augen Alles zu ſehen und zu prüfen und danach bei ſeiner Rückkehr das Begonnene zu vollenden. Sein Hauptaugenmerk war und blieb auf die Bildung eines ſtehenden Heeres nach europäiſchem Muſter gerichtet. Dabei fand er in den

erfahrenen Generalen Gordon und Le Fort die beſten Rathgeber und Helfer. Er lernte von ihnen mit wahrhaft rührender Wißbegier und einer raſtloſen Thätigkeit, die ſich auf alle Zweige des Dienſtes erſtreckte und auch das Kleinſte und Niedrigſte nicht zu geringfügig fand. Er verlangte von Andern nichts, als was er ſelbſt leiſten konnte, und es iſt hiſtoriſch begründet, daß er vier Wochen lang als gemeiner Soldat diente, die gewöhnliche Uniform eines ſolchen trug, in Gemeinſchaft mit den andern Soldaten ſchlief, aß, exerzirte und die Wache bezog, ohne ſich die geringſte Bevorzugung zu erlauben. Es war ihm keine leichte Entbehrung, ſich ſo lange mit der gewöhnlichen Soldatenkoſt begnügen zu müſſen, da er bei ſeinem ungeheuern Appetit ſonſt ſechsmal mehr aß als andere Menſchen; aber er konnte dann auch, als die Prüfungszeit vorüber war, mit gutem Gewiſſen ſagen: meine Soldaten dürfen ſich nicht beklagen; was mir genügte, reicht für ſie auch hin.

Hand in Hand mit der Bildung des Heeres ging die Gründung einer Flotte. Schon ſein Vater Alexéi hatte lebhaft die Nothwendigkeit einer ſolchen für Rußland gefühlt und war nach Kräften bemüht geweſen, dem Mangel abzuhelfen. Ein kleines Geſchwader wurde noch unter ſeiner Regierung zur Unterſuchung der Nordküſten Sibiriens ausgerüſtet. Das letzte Schiff, welches unter Alexéi's Regierung durch holländiſche Bauleute zu Stande gekommen und beſtimmt war, auf dem Kaſpiſchen Meere den Handel mit Perſien zu vermitteln, war von den Donſchen Koſaken verbrannt worden und von der zerſtreuten Mannſchaft hatten ſich nur zwei Leute wieder in Moskau eingefunden, wovon der eine, Karſten Brand, ſpäter von Peter zum oberſten Schiffsbaumeiſter der Marine ernannt wurde.

Mit demſelben Eifer, den Peter bisher dem Armeedienſt entgegengebracht hatte, widmete er ſich jetzt der Schiffsbau-

kunſt. Die nächſten Ziele ſeines Ehrgeizes waren hohe Maſtbäume und durch ſeine Träume flatterten Wimpel, Strickleitern, Segeltuch und Flaggen.

Er arbeitete am Bau der Schiffe fleißig mit, bald als Zimmermann, bald als Schmied, bald als Handlanger. Am 14. März 1691 wurde die erſte Yacht vom Stapel gelaſſen, auf welcher Peter von Moskau nach Kolomenskoje (eine Strecke von etwa achtzehn deutſchen Meilen) fuhr. Auf den nächſtfertigen Schiffen befuhr er den See von Perejaslawl, dann den Kubinskiſchen See, und endlich wagte er ſich bei Archangel auf das Weiße Meer hinaus. Archangel war der wichtigſte Seeplatz Rußlands, ſeit es ſeine früheren Häfen an der Oſtſee verloren hatte, der einzige Vermittlungspunkt ſeines Verkehrs mit dem Auslande. Der erſte Anblick des Hafens mit ſeinen großen Schiffen, und des Weißen Meeres machte einen tiefen Eindruck auf den jungen Zaren, der übrigens dort nicht als Zar, ſondern unter dem Namen und der Tracht eines holländiſchen Schiffers lebte. Es haben ſich Briefe erhalten, die er aus jener Zeit an ſeine Mutter ſchrieb und deren Inhalt kindlich genug lautete.

Die beſorgte Zarin-Mutter konnte ſich die Liebhaberei ihres Sohnes für Schifffahrt gar nicht erklären; außerdem hatte ſie eine fabelhafte Vorſtellung von dem großen, ihr völlig unbekannten Meere und ſchwebte deshalb in tauſend Aengſten um ihren geliebten Peter, der ihr von ſeinen Ausflügen ſchrieb und auch berichtete, daß er ſchon einen tüchtigen Sturm mitgemacht habe.

Als eine Probe des Briefſtils jener Zeit und charakteriſtiſch für Peter und ſeine Mutter, mag es hier wohl paſſend ſein, ein kurzes Schreiben von Beiden mitzutheilen.*)

*) Ich entnehme dieſe Proben dem intereſſanten Buche: „Die geiſtige Hinterlaſſenſchaft Peters I. als Grundlage für deſſen Beurtheilung als Herrſcher und Menſch. Von C. Sadler. Leipzig und Heidelberg. Winterſche Buchhandlung. 1862.

Unterm 12 Auguſt 1693 ſchreibt Peter an ſeine Mutter:

Der Herrin, meiner Mutter, der Kaiſerin Natalia Kirilowna.

Durch Waſſily Samarin haſt Du mir zu ſchreiben geruht, daß ich Dich, Herrin, dadurch betrübt, daß ich nichts über meine Rückkehr geſchrieben; darüber kann ich aber auch heute noch nicht genau ſchreiben, weil ich Schiffe abwarte, und noch kein Menſch weiß, wann ſie ankommen werden; man erwartet ſie bald, weil ſie ſchon vor drei Wochen von Amſterdam ausgelaufen ſind. Sobald ſie ankommen und ich alles dazu Nöthige noch gekauft haben werde, reiſe ich ſogleich Tag und Nacht hindurch. Ja! und um eine Gnade bitte ich Dich: weshalb geruhſt Du Dich meinetwegen zu betrüben? Warſt Du nicht ſo gut zu ſchreiben, daß Du mich der Fürſorge der Mutter Gottes übergeben? Wenn man ſolchen Hirten hat, worüber dann trauern? Dank ihren Gebeten und ihren Verwendungen erhält Gott nicht allein mich, ſondern die ganze Welt. Hiernach bitte ich um Deinen Segen.

Der unwürdige Petruſchka.

Die Zarin ſchreibt ihm:

Meinem vielgeliebten Lichte, meiner Freude.

Lebe in Geſundheit, mein Väterchen, Kaiſer Peter Alexejewitſch, viele Jahre hindurch. Auch wir ſind durch Gottes Gnade am Leben. Ergieße, mein Licht, Deine Gnade über mich, und reiſe zu uns, mein Väterchen, unverzüglich. Ei, ei! groß iſt meine Trauer, daß ich Dich, das Licht meiner Freude, nicht mehr ſehe. Haſt mir geſchrieben, meine Freude, Du wolleſt alle Schiffe abwarten, und Du, mein Licht, haſt doch die geſehen, die ſchon angekommen ſind; was haſt Du,

meine Freude, die andern noch abzuwarten? Verwirf, Väterchen, mein Licht, dieſe Bitte nicht, die ich Dir zuvor ausgeſprochen. Schriebſt mir, meine Freude, Du ſeieſt zur See geweſen, und mir, mein Licht, hatteſt Du verſprochen nicht auszulaufen. Und ich, mein Licht, danke dem Herrgott und der Mutter Gottes dafür, daß ſie Dich in guter Geſundheit erhalten. Und über Dir, meinem Lichte, ſei die Gnade Gottes, und ſpende ich Dir, meiner Freude, in Zuverſicht auf die allerheiligſte Mutter Gottes meinen mütterlichen Segen.

Im Schreiben war Peter kein großer Meiſter; er wußte beſſer die Axt, den Säbel und den Stock als die Feder zu ſchwingen. Seine Briefe bilden ein wunderſames Gemiſch von deutſchen, ruſſiſchen, holländiſchen und franzöſiſchen Brocken, welchen er durch ſeine eigenthümliche Orthographie ein ganz neues Gepräge gab, ſo daß viele Ausdrücke ſchwer, manche gar nicht zu verſtehen ſind. Er unterſchrieb ſich bald:

Piter
Bom Bar Dir,

oder:

Jr Dinar
Piter.*)

Seine Ausdrucksweiſe war eben ein treuer Spiegel der buntſcheckigen Geſellſchaft, in welcher er lebte; übrigens ſchrieben ihm ſeine Freunde und Untergebenen meiſt in ganz kameradſchaftlichem Tone.

Der Aufenthalt in Archangel überzeugte Peter, daß Rußland, um ſeine Rohprodukte mit Vortheil abzuſetzen und in nähere Verbindung mit Europa zu treten, andere Häfen haben müſſe, als den fernen Hafen am Weißen Meere, welches im Winter zufriert. So faßte er den Entſchluß, ſich um

*) Soll heißen: Bombardier und Ihr Diener Peter.

jeden Preis der Mündungen der großen Ströme zu bemächtigen, welche Rußlands Lebensadern bilden. Dazu bedurfte es, um den Beſitz der Oſtſeeküſte, eines Krieges mit den Schweden, um den Beſitz des Schwarzen Meeres eines Krieges mit den Türken. Peter wandte ſich zunächſt dem Schwarzen Meere zu. Der Anlaß zu einem Kriege war bald gefunden. Schon ſeine Schweſter Sophie hatte, als Bundesgenoſſin des deutſchen Reichs und der Polen, eine Armee von 200,000 Mann gegen die Türken geſchickt. Dieſe war jedoch nach einem unglücklichen Feldzuge in traurigem Zuſtande zurückgekehrt. Peter brauchte alſo den ohne Friedensſchluß unterbrochenen Kampf nur wieder aufzunehmen. Er richtete ſeinen Angriff gegen die am Ausfluſſe des Don gelegene, von den Türken ſtark befeſtigte Stadt Aſow, welche durch eine auserleſene Beſatzung von freilich nur 4000 Mann vertheidigt wurde.

Die Belagerung begann im Juli 1695. Es wurden Laufgräben eröffnet, Wälle aufgeworfen, Minen gelegt und geſprengt, allein Alles in unzulänglicher Weiſe, weil es der Armee an Artillerie und geſchickten Ingenieuren fehlte. Die Folge war, daß durch kühn geleitete Ausfälle der Türken die von den Ruſſen errungenen Vortheile immer wieder vernichtet wurden. Wiederholte Verſuche, die Feſtung mit Sturm zu nehmen, mißlangen, und ſo mußte Peter, nach langer Belagerung und einem Verluſte von 20,000 Soldaten wieder abziehen. Er hatte ſich überzeugt, daß ohne Flotte die Eroberung von Aſow unmöglich ſei. Statt ſich aber dadurch entmuthigen zu laſſen, ſann er nur darauf, Nutzen aus der gewonnenen Erfahrung zu ziehen und alle verfügbaren Kräfte auf die Herſtellung einer Flotte zu verwenden. Inzwiſchen war jedoch der Winter ins Land gekommen und der Zar kehrte nach Moskau zurück, wo bald darauf ſein Bruder und nomineller Mitregent, Iwan, ſtarb (29. Januar 1696), ſo daß

Peter jetzt nicht bloß faktiſch, ſondern auch rechtlich Alleinherrſcher von Rußland war. Mit raſtloſem Eifer wurden nun die Vorbereitungen zu einem zweiten Feldzuge gegen Aſow getroffen. Dem Mangel an tüchtigen Ingenieuren und Artilleriſten wurde bereitwillig durch Kaiſer Leopold I., Kurfürſt Friedrich von Brandenburg und die Generalſtaaten von Holland abgeholfen, die ihm eine Menge erfahrener und unterrichteter Offiziere ſchickten, weil ihnen Allen daran gelegen war, die Türken, welche mit dem Kaiſer in Ungarn kämpften, am Schwarzen Meere zu beſchäftigen, um ihre Macht zu zerſplittern. Nun galt es noch, ſchnell eine Flotte zu ſchaffen. In der Stadt Woroneſch, am Don, hatte Peter einen bequemen Ort zum Schiffbau gefunden. Das nöthige Material lieferte die an Bauholz und Eiſen reiche Umgegend in Ueberfluß, und mit ſolchem Eifer wurde gearbeitet, daß ſchon im Mai 23 Galeeren, 2 Galeaſſen und 4 Brander fertig waren. Hierzu kam noch ein Kriegsſchiff, welches Peter ſelbſt, und ein anderes, welches Le Fort, der zum Admiral ernannt wurde, beſtieg. Die eigentliche Leitung der Flotte hatte ein Venetianer, de Lima, der den Titel Viceadmiral erhielt. So fuhren die angehenden Seehelden, deren Schiffe noch kein Salzwaſſer beſpült hatte, zur Mündung des Don hinab, wo ſie nicht fern im Meere eine türkiſche Flotte von 19 großen Schiffen nebſt vielen Galeeren entdeckten, die neue Zufuhr nach Aſow zu bringen beſtimmt war. Es hing Alles davon ab, dies zu verhindern. Der ſchlaue Venetianer ſuchte den Feind durch eine Kriegsliſt zu täuſchen, indem er ſcheinbar die Flucht ergriff und mit ſeinen Schiffen wieder den Strom hinauffuhr, aber einen großen Theil der leichten Fahrzeuge hinter der Karajarskiſchen Inſel verbarg. Als nun die Türken mit 19 Tumbaſſen ſorglos der Feſtung ſich näherten, brach plötzlich die ruſſiſche Flotte aus dem Hinterhalt hervor und nahm den überraſchten Türken 10 Tumbaſſen weg. Peter wagte nun

auch einen Angriff auf die feindlichen Kriegsſchiffe und es gelang ihm, zwei davon zu erobern. Da er ſie jedoch wegen der Untiefe nicht fortführen konnte, ſo wurde das eine verbrannt, das andere in den Grund gebohrt. Siebzig Kanonen und Waffen für 4000 Mann fielen den Ruſſen in die Hände, die nun auch die Belagerung der Feſtung mit Erfolg beginnen konnten. General Gordon machte dem Zaren den Vorſchlag, längs der Stadt vor den Augen des Feindes einen großen Erdwall aufzuführen, der ſich, wenn die ganze Armee daran arbeitete, bald über die Mauer erheben und die eingeſchloſſene Feſtung zur Uebergabe zwingen würde. Der kühne Plan gefiel Peter, der ſofort zur Ausführung ſchritt, indem er 10,000 Mann, die alle halbe Stunde abgelöſt wurden, Tag und Nacht unter den Kugeln des Feindes arbeiten ließ. So wurde Aſow nach zweimonatlicher Belagerung von den Ruſſen genommen und Peter veranſtaltete, nicht ſich, ſondern ſeinen Generälen zu Ehren, denen er allein die Ehre des Sieges zuſchrieb, einen großen Triumpheinzug in Moskau, wobei Le Fort, als Großadmiral, in einem von ſechs geſchmückten Pferden gezogenen vergoldeten Wagen fuhr.

Nun beſchloß Peter, ſelbſt eine längere Reiſe ins Ausland zu unternehmen, um das Leben gebildeter Völker in der Nähe kennen zu lernen und Vortheil für Rußland daraus zu ziehen. Doch ehe er zur Ausführung ſeiner Reiſepläne ſchritt, wurde ſein Leben noch einmal durch eine Verſchwörung bedroht, die er indeß, zeitig davon unterrichtet, raſch vereitelte, indem er ſich furchtlos in die Verſammlung der Verſchworenen begab und ihren Führer, den Staatsrath Sokownin, mit eigener Fauſt zu Boden ſchlug.

Im Jahre 1697 wurde die Reiſe ins Ausland angetreten, nachdem Peter für die Dauer ſeiner Abweſenheit eine Regentſchaft unter der Leitung des Fürſten Romodanowsky, der den Titel Cäſar erhielt, eingeſetzt hatte. Peter, dem es

niemals um den Schein oder die Form, ſondern immer nur um das Weſen zu thun war, der niemals in äußerm Prunk und Ceremoniell ſeine Größe ſuchte, niemals den Herrſcher ſpielte, ſondern es immer war, unter welcher Hülle er auch auftreten mochte, reiſte nicht als Zar, ſondern als untergeordnetes Mitglied einer zahlreichen, von ihm ausgerüſteten Geſandtſchaft, an deren Spitze Le Fort und der aufgeklärte Feodor Golowin ſtanden.

Auf dieſer Reiſe — deren Einzelheiten aus Voltaire's Schilderung hinlänglich bekannt ſind — befand ſich Peter, wie aus ſeinen unlängſt veröffentlichten Briefen hervorgeht, nur wohl im Umgange mit Schiffern, Handwerkern und andern Leuten dieſes Schlages. Dem ihm unbequemen Verkehr mit fürſtlichen Perſonen ſuchte er auszuweichen, wo es nur immer anging, und wenn er ihnen nicht ausweichen konnte, ſo mußten ſie mit ihm trinken, bis ſie vom Stuhle fielen. In Königsberg, wo er Gaſt des Kurfürſten, ſpätern Königs Friedrich war, betrank ſich Peter dermaßen, daß er in einer zornigen Aufwallung ſeinem Lieblinge Le Fort den Degen durch den Leib rennen wollte, was nur durch das entſchloſſene Dazwiſchentreten eines kurfürſtlichen Staatsbeamten verhindert wurde. Ueber ſeinen Aufenthalt in Hannover haben wir einige hübſche Briefe von der Kurfürſtin Sophie und deren Tochter Charlotte Sophie, woraus hervorgeht, daß der junge Zar im Umgange mit vornehmen Damen ſehr ſchüchtern war. Die beiden Fürſtinnen hatten große Mühe ihn zu ſehen; als ihnen dies aber endlich gelungen war und er ſogar mit ihnen ſpeiſte, zwang er ſie, tüchtig mit ihm zu trinken. Sie thaten ihm den Gefallen, um ihn zu bewegen, nachher mit ihnen zu tanzen. Da er bemerkte, daß ſie Handſchuhe trugen, wollte er auch Handſchuhe anziehen und befahl ſeinen Begleitern, ihm ein Paar zu bringen, allein in dem ganzen Reiſegepäck waren keine zu finden und die der deutſchen Hofherren paßten auf

ſeine gewaltigen Hände nicht. So wurde ohne Handſchuhe getanzt. Die beiden Fürſtinnen ſchildern ihn als einen Mann von majeſtätiſchem Wuchs und Anſehen, lebhaft von Geiſt und von gutem, natürlichen Anſtande, aber unſauber und barbariſch in ſeinen Gewohnheiten. Sein offenes, ſchönes Geſicht wurde zuweilen krampfhaft verzerrt und nahm dann einen ſo wilden, unheimlichen Ausdruck an, daß ihn Niemand ohne Schaudern anſehen konnte. Man erzählte ſich, daß dieſe Anfälle die Folge eines der Mordverſuche ſeien, welche in ſeiner Kindheit auf ihn gemacht wurden. Er hatte immer einen Affen und Zwerge bei ſich, die ihn ſelbſt bei Tiſch nicht verließen und die er liebkoſte und verhätſchelte wie Schoßhündchen.

Von Hannover ging die Reiſe über Minden und Cleve nach Amſterdam, wo Peter, um ganz zwanglos zu leben, ſich von der Geſandtſchaft trennte und als holländiſcher Schiffszimmermann gekleidet, ein kleines Haus auf dem oſtindiſchen Kay bezog. »Ich bin hier — ſchrieb er an den Patriarchen Adrian in Moskau — um dem Worte Gottes an unſern Altvater Adam zu folgen: im Schweiß Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brot eſſen! Freilich arbeite ich nicht aus Noth, ſondern um das Seeweſen zu erlernen, mit den erlangten Kenntniſſen heimzukehren und — das wird bis zum letzten Augenblicke mein Beſtreben ſein — die Feinde des Namens Jeſu zu beſiegen und die Chriſten zu befreien.«

Von dem Aufenthalte Peters in England, wo er Wilhelm III. beſuchte, giebt uns Lord Macaulay im letzten Bande ſeiner engliſchen Geſchichte eine in ſeiner glänzenden Manier etwas ſtark aufgetragene Schilderung, der ich ein paar Züge entlehne. »Am 10. Januar 1698 legte ein von Holland kommendes Schiff bei Greenwich an und wurde mit großer Auszeichnung begrüßt. Peter I., Zar von Moskau, war an Bord. Er beſtieg mit wenigen Begleitern ein Boot und wurde die Themſe hinaufgerudert nach Norfolkſtreet, wo ein den

Strom überblickendes Haus zu ſeinem Empfange bereitet war. Seine Reiſe machte Epoche in der Geſchichte, nicht bloß in der ſeines Landes, ſondern auch des unſrigen, ja der ganzen Welt. Den Kulturvölkern des weſtlichen Europa's war das Reich, welches er beherrſchte, damals, was uns heute Bochara oder Siam iſt. Obgleich weniger umfangreich als heute, war Rußland doch ſchon damals das größte Reich, welches jemals einem einzigen Herrn gehorcht hat. Allein in der Schätzung der Staatsmänner war dieſe endloſe Ausdehnung von Fichtenwäldern und Moräſten, wo acht Monate des Jahres hindurch tiefer Schnee lag, wo ein elendes Bauernvolk nur mit Mühe ſeine Hütten gegen Schaaren ausgehungerter Wölfe vertheidigen konnte, weniger werth als die einzige Quadratmeile, welche die Comtoire, Waarenlager und Maſten von Amſterdam umſpannte ... In dem alten Rußland gab es weder Literatur noch Wiſſenſchaft, weder Schulen noch ſonſtige Bildungsanſtalten. Erſt hundert Jahre nach der Erfindung der Buchdruckerkunſt hatte man eine Preſſe in Moskau angelegt und dieſe Preſſe wurde bald der Raub eines Feuers, in deſſen Urhebern man Prieſter vermuthete. In der Umgebung des Zaren wurde das Auge durch Gold und Juwelen geblendet; allein ſelbſt in den prächtigſten Paläſten fand man den Schmutz und das Elend einer iriſchen Hütte. Noch im Jahre 1663 wurden die Herren vom Gefolge des engliſchen Geſandten, Earl von Carliſle, in Moskau in einem einzigen Schlafzimmer untergebracht mit dem Bemerken, daß ſie, wenn ſie ſich nicht zuſammenhielten, Gefahr liefen, von den Ratten gefreſſen zu werden. So lauteten die Berichte der engliſchen Geſandtſchaften in Rußland, und dieſe Berichte wurden durch den Aufzug der ruſſiſchen Geſandtſchaft in England beſtätigt. Dieſe Fremden verſtanden keine gebildete Sprache. Ihre Kleidung, ihre Art zu grüßen, ihre Manieren hatten einen wilden und barbariſchen Charakter. Der Geſandte und ſein Gefolge

ſtrotzten von ſolchem Glanze, daß ganz London herbeilief, ſie zu ſehen; und zugleich von ſolchem Schmutze, daß Niemand ſie zu berühren wagte. Auf den Hofbällen wimmelten ſie von Perlen und Ungeziefer ... Unſere Vorfahren waren deshalb nicht wenig überraſcht zu hören, daß ein junger Barbar, der mit ſiebzehn Jahren Herrſcher dieſes Volks geworden, und der ſich einer weniger guten Erziehung zu erfreuen gehabt, als ein engliſcher Pächter oder Krämer, mit gigantiſchen Reformplänen umging und genug von den Sprachen des weſtlichen Europa's erlernt hatte, um mit civiliſirten Menſchen verkehren zu können ... Man hätte vermuthen ſollen, daß Frankreich der erſte Gegenſtand ſeiner Neugier geweſen wäre. Denn die Eleganz und Würde des franzöſiſchen Königs, der Glanz des franzöſiſchen Hofes, die Disziplin der franzöſiſchen Armee, das Genie und die Gelehrſamkeit der franzöſiſchen Schriftſteller waren über die ganze Welt berühmt. Allein der Geiſt des Zaren hatte früh eine eigene Richtung genommen, die das Nützliche dem Schönen vorzog. Der vornehmſte Ehrgeiz des großen Monarchen war, ein guter Steuermann und ein guter Schiffszimmermann zu ſein. Deshalb hatte Holland und England eine Anziehungskraft für ihn, welche den Galerien und Terraſſen von Verſailles fehlte ... Man erzählte, daß Geſandte, welche ihm ihre Aufwartung machen wollten, gezwungen waren, ſehr gegen ihren Willen das Takelwerk eines Kriegsſchiffes hinaufzuklettern, wo er auf den Querſahlingen des Maſtbaumes thronte ... Man unterhielt ſich von der ungeheuren Quantität Fleiſch und Branntwein, deren er täglich bedurfte, und es hieß, daß er den Branntwein eigenhändig deſtillirte. Scheu wie ein Kind floh er den Anblick der Menge; er wünſchte ſelbſt zu ſehen, aber nicht geſehen zu werden. König Wilhelm kam den Wünſchen und Launen ſeines erlauchten Gaſtes freundlich entgegen und ſtahl ſich ſo heimlich nach Norfolkſtreet, daß Niemand in dem dünnen Herrn, der aus

einer beſcheidenen Kutſche vor der Wohnung des Zaren ausſtieg, Seine Majeſtät vermuthet hätte. Ebenſo vorſichtig erwiederte Peter die königlichen Beſuche und wurde in Kenſington-Houſe durch eine Hinterthür eingelaſſen. Man erfuhr ſpäter, daß er von den ſchönen Gemälden, womit der Palaſt geſchmückt war, gar keine Notiz genommen habe. Aber über dem Kamin des königlichen Empfangzimmers befand ſich eine Platte, welche durch eine ſinnreiche Maſchinerie die Richtung des Windes bezeichnete, und über dieſe Platte gerieth der Zar außer ſich vor Entzücken.«

Man erkennt in dieſer Schilderung die glänzende Feder des berühmten Hiſtorikers wieder, zugleich mit dem ihm eigenthümlichen Hange zu Uebertreibungen, wodurch er überall ſeine Darſtellungen zu würzen ſucht.

Peter beſuchte noch den Hof von Wien, wo er ſich gut gefiel und länger zu verweilen gedachte, allein die Nachricht von einem neuen Aufruhr der Strelitzen rief ihn ſchnell nach Rußland zurück, wo er ein ſchreckliches Strafgericht über die Empörer ergehen ließ, welche General Gordon bereits unſchädlich gemacht hatte. Alle Schuldigen wurden zum Tode verurtheilt und die gräßliche Menſchenſchlächterei währte unter des Zaren Beiſein und ſeiner Mitwirkung den ganzen Monat Oktober hindurch. Um auch ſeine Schweſter Sophie, die er für mitſchuldig hielt, zu ſtrafen, ließ er vor ihren Fenſtern 28 Galgen aufrichten und 130 Edelleute vor ihren Augen aufknüpfen.

Dieſem entſetzlichen Blutgerichte folgte bald der Tod Gordons und Le Forts, der beiden nächſten Freunde des Zaren, denen er am meiſten zu verdanken hatte. Er war troſtlos über ihren Verluſt und ließ ſie mit fürſtlichem Pomp begraben. An ihre Stelle trat ſein ſpäterer Liebling und Rathgeber, Menſchikow, der ſich aus niedrigem Stande zu den höchſten Würden des Staatsmannes und Feldherrn empor-

ſchwang. Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß Menſchikow einer der größten Gauner war, welche je gelebt haben; ſelbſt Generalmajor Alexander Gordon, ein Schwiegerſohn des mehrfach erwähnten Feldmarſchalls Gordon, der lange Jahre in Peters und Menſchikows Nähe lebte und ſpäter ſeine Erinnerungen niederſchrieb, welche noch jetzt eine der Hauptquellen für die Geſchichte jener Zeit bilden, ein im Urtheil höchſt milder und in ſeinen Mittheilungen durchaus zuverläſſiger Mann, bezeichnet Menſchikow als einen wahren Ausbund von Nichtswürdigkeit, hochfahrend nach unten, kriechend nach oben, habſüchtig und völlig gewiſſenlos im Erwerb ſeiner Reichthümer, kurz als einen Menſchen ohne alle ſittlichen Grundſätze und ebenſo ohne alle geiſtige Bildung, aber von höchſt einſchmeichelndem Aeußern, ſcharfem Verſtande, viel Muth und großer Gewandtheit. Gordon und die andern Freunde Peters bedauerten es lebhaft, daß der Zar gerade dieſem verſchmitzten Gauner einen ſo großen Einfluß einräumte, ihn ſogar zum Erzieher ſeines Sohnes machte und ihm in ſo leidenſchaftlicher Freundſchaft ergeben war, wie Alexander dem Hephäſtion. Wenn der übermüthige Günſtling es gar zu arg mit ſeinen Erpreſſungen und Räubereien trieb, ſo mußte er wohl den ſchweren Stock des Zaren fühlen, ſich ſogar Fußtritte gefallen laſſen, aber dann fiel ihm Peter wieder um den Hals und küßte ihn, als ob nichts vorgefallen wäre. Er konnte ohne ihn nicht leben und weder Peters erſte, noch ſeine zweite Gemahlin konnte ſich ſo zärtlicher Briefe von ihm rühmen, wie Menſchikow ſie empfing. Er raffte ſich ein Vermögen von 40 Millionen Silberrubeln zuſammen.

An der Seite dieſes Mannes, den er zum Ober-Admiral, Feldmarſchall und Miniſter machte und vom Kaiſer Leopold zum deutſchen Reichsfürſten ernennen ließ, begann Peter nun mit unerhörter Energie das große Werk der gänzlichen Um-

geſtaltung ſeines unermeßlichen Reiches. Alles, was er bei andern Völkern geſehen und was ſeinen Beifall gefunden hatte, ſollte mit einem Schlage, ohne vermittelnde Uebergänge, auch in Rußland eingeführt werden. Die Edelleute ſollten ihre Hauseinrichtung, ihre Kleidung, ihre Equipagen, ihre ganze Lebensweiſe ändern und ihre Frauen, welche früher in orientaliſcher Abgeſchiedenheit gelebt hatten, zwingen, an dem Verkehr der Männer theilzunehmen — kurz, ſie ſollten in allen Stücken das Gegentheil von dem thun, was ſie bisher gethan. Jeder, wer in ſeinen Dienſten ſtand, oder ein Staatsamt bekleidete, oder Zutritt zu der Perſon des Herrſchers haben wollte, mußte in ausländiſcher Tracht erſcheinen. Desgleichen ſollte das ganze Volk ſich den Bart abſchneiden und kurze Röcke tragen, und zwar nach einem vorgeſchnittenen Muſter, welches über alle Stadtthore gehängt wurde. Ein ſtrenger Befehl ward erlaſſen, daß, wer künftig im Kaftan vor den Stadtthoren erſchiene, entweder eine Geldſtrafe zahlen, oder am Thore niederknien ſolle, damit ihm der Kaftan bis über die Knie abgeſchnitten werde. Desgleichen wurden alle einheimiſchen Sitten und Vergnügungen, ſelbſt die reizenden Nationaltänze, verpönt und durch ausländiſche verdrängt.

Ich kann mich dem Urtheile der Hiſtoriker und Schriftſteller *), welche, nach Voltaire's Vorgange, in all' dieſen Maßregeln einen Ausfluß hoher Weisheit erblicken, nicht anſchließen, und ebenſo wenig kann ich das Volk tadeln, daß es ſich den zariſchen Launen nicht ohne Weiteres fügen wollte. Hätten die Ruſſen fügſam und blindlings in einem Tage Alles aufgegeben, was ihnen ſeit Jahrhunderten als heilig und werth gegolten, ſo wären ſie Affen und nicht Menſchen geweſen. Auch hat ſich gezeigt, daß ſelbſt die Macht des gewaltigſten und unumſchränkteſten Despoten, wie Peter war,

*) Der um die Kunde Rußlands hochverdiente Schnitzler macht davon eine rühmliche Ausnahme.

gegen die Widerſtandskraft eines ganzen Volkes nichts auszurichten vermag. Denn dieſes Volk (nicht bloß die Bauern, ſondern auch der ganze Mittelſtand, Handwerker, Kaufleute u. ſ. w.) trägt heute noch ſeinen langen Kaftan und ſeinen Bart genau ſo wie vor Peters Zeit, deſſen Schneider- und Barbier-Ukaſe an dem ganzen Kern des Volkes ſpurlos vorübergegangen ſind. Und wenn man die guten Eigenſchaften der Nation: Heilighaltung der Familienbande, Opferfreudigkeit, Wohlthätigkeit, Religioſität u. ſ. w. kennen lernen will, ſo muß man ſie noch heute unter den Bartruſſen ſuchen.

Wichtiger als die eben erwähnte Art von Reformen war es, daß Peter Druckereien und Schulen anlegte und Hunderte von jungen Ruſſen ins Ausland ſchickte, um ſich da zu bilden. Auch gründete er Fabriken, ſuchte den Handel zu beleben, vereinfachte die Adminiſtration und ſteigerte die Staatseinkünfte, die zu Anfang ſeiner Regierung nur 6 Millionen Thaler betrugen, auf 16 Millionen. Der Kirche entzog er die Verwaltung der reichen, ſteuerfreien Kloſtergüter und gab beim Tode des Patriarchen Adrian dieſem keinen Nachfolger, um die geiſtliche Gewalt mit der weltlichen zu vereinen. Vor Allem aber war ſein Sinn darauf gerichtet, eine feſte Stellung am Baltiſchen Meere zu gewinnen. Dazu bedurfte es eines Krieges gegen Schweden, auf deſſen Thron ein kaum dem Knabenalter entwachſener unerfahrener König ſaß, mit welchem Peter leicht fertig zu werden hoffte. Doch vorſichtig und weitausblickend wie er war, ſuchte er Bundesgenoſſen in zwei Fürſten, welche ſich ebenfalls mit dem Plane trugen, ihren Länderbeſitz auf Koſten des jungen Schwedenkönigs zu vergrößern.

Friedrich IV. von Dänemark wollte Karls XII. Schwager und Freund, den jungen Herzog Friedrich IV. von Holſtein-Gottorp unterdrücken. Kurfürſt Friedrich Auguſt I. von Sachſen, welcher als Auguſt II. zugleich polniſcher König war,

hoffte Liefland und Eſthland wieder an Polen zu bringen. Mit ihnen machte Peter gemeinſchaftliche Sache, um durch Eroberung der ſchwediſchen Provinzen, welche Rußland von der Oſtſee ſchieden, die Herrſchaft über dieſe zu gewinnen und mit Europa in engern Verkehr zu treten.

Schon im Jahre 1699 wurde das Offenſiv- und Defenſivbündniß der drei Monarchen gegen Schweden abgeſchloſſen und ſie hofften, ihre Abſichten um ſo ſicherer zu erreichen, als damals die Großmächte durch den bevorſtehenden Tod Karls II. von Spanien in Spannung gehalten wurden, auf deſſen Erbſchaft zugleich Frankreich und Oeſterreich lauerten. Zudem waren alle Anzeichen dafür, daß die drei Herrſcher mit ihrer vereinten Macht gegenüber dem ſiebzehnjährigen Schwedenkönige ſo leichtes Spiel haben würden, wie drei Adler, die ſich zu gleicher Zeit auf eine junge Gemſe ſtürzen.

Es iſt hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten des großen nordiſchen Krieges einzugehen, der für Peter mit der unglücklichen Schlacht bei Narwa (30. November 1700) begann und durch die glückliche Schlacht von Poltawa (8. Juli 1709) Rußlands Herrſchermacht im Norden begründete. Nach der Schlacht von Narwa, in welcher die ganze ruſſiſche Armee theils vernichtet, theils gefangen genommen wurde, hätte Karl ſich zum Schiedsrichter des Nordens machen können. Allein er ſpielte mit dem Glück wie ein übermüthiges Kind. Der junge feurige Degen hatte ſeine Luſt nur am Kämpfen und Siegen. Vortheil daraus zu ziehen, fiel ihm nicht ein. Die 18,000 Gefangenen, die er gemacht hatte, ſchickte er wieder nach Hauſe, ja, er erlaubte ſeinen Truppen nicht einmal, den Feind zu verfolgen, indem er ſagte: Wenn wir ſie alle todtſchlagen, ſo haben wir ja nichts mehr zu fechten. Unter ſolchen Umſtänden konnte Peter getroſt ſein bekanntes Wort ſagen: Mein Bruder Karl wird uns noch manches Mal ſchlagen, aber endlich werden wir von ihm lernen, ihn zu

beſiegen. Um ſeine Truppen an den Kampf mit den Schweden allmälig zu gewöhnen, griff er dieſe nur immer mit bedeutender Uebermacht an, wodurch es ihm dann gelang, ſie ein paar Mal zu ſchlagen (1702) und die Feſtung Nöteborg — welche ſpäter den Namen Schlüſſelburg erhielt — zu erobern. Schon im folgenden Jahre legte er auf ſchwediſchem Gebiet den Grund zu der neuen Hauptſtadt ſeines Reiches.

Da Alles, was er ſchuf, immer auf Nachahmung des Fremden beruhte, ſo ſchwebte ihm auch bei der Gründung Petersburgs als Muſter ſeine Lieblingsſtadt Amſterdam vor. Auf der Newainſel Waſſily (Wassily ostrow) ſollte ein kleines Amſterdam erbaut werden, da dem Zaren die Lage dieſer Inſel ganz dazu geeignet ſchien. Allein Peter, durch den Schwedenkrieg abgezogen, verließ ſich zur Ausführung ſeines Planes auf Menſchikow und einen Baumeiſter, der ihn falſch verſtand und ſtatt großer, ſchiffetragender Kanäle kleine Abzugskanäle anlegte, die er mit Holz bedeckte, worüber ſich der Zar ſo entrüſtete, daß er Menſchikoff und den Baumeiſter durchprügelte und letztern dann fortſchickte. Man hatte Peter gerathen, ſtatt von Grund aus eine neue Stadt zu bauen, die von den Schweden eroberte Feſtung Nyenſchanz, welche die Mündung der Newa beherrſchte, 4 Kirchen und über 8000 Einwohner enthielt, zu erweitern, da ſie durch ihre hohe Lage weit günſtigere Bedingungen bot, als die bodenloſe, von Ueberſchwemmungen bedrohte Niederung, welche der Zar zur Anlegung einer neuen Stadt beſtimmt hatte. Allein dieſer ließ die Feſtungswerke von Nyenſchanz raſiren und fuhr fort, viele Tauſende von Menſchenleben der undankbaren Aufgabe zu opfern, künſtlich einen feſten Grund für eine neue Stadt zu ſchaffen, wo die Natur einen ſolchen verſagt hatte. Um raſch eine große Einwohnerzahl zu gewinnen, wurden theils glänzende Verſprechungen gemacht, theils unerhörte Zwangsmaßregeln angewandt. So durfte zum Beiſpiel in der alten

Hauptſtadt Moskau 20 Jahre lang kein neues Haus gebaut werden, um die Leute zu zwingen, nach Petersburg überzuſiedeln. Dem Herrſcher eines in der Bildung weiter vorgerückten Volkes wäre die Ausführung ſolchen Unternehmens unmöglich geweſen, welches ſich eben nur erzwingen ließ in einem Lande, deſſen Herrſcher unumſchränkt über Leben, Eigenthum und Arbeitskraft ſeines Volkes gebot.

Doch wir wenden uns wieder den Kriegsereigniſſen zu, um dann zum Schluſſe zu eilen. Das wachſende Glück Peters im Kampfe gegen Karl XII. wurde durch die Entſcheidungsſchlacht von Poltawa gekrönt, von welcher Schwedens Untergang und Rußlands Aufſchwung datirt. Von dem ganzen ſchwediſchen Heere retteten ſich nur 14,000 Mann in ein ſchlecht befeſtigtes Lager am Dnjepr. 18,000 ſchwediſche Soldaten waren in Peters Hände gefallen, die er ſo geſchickt unter ſeine Armee vertheilte, daß ſie gleichſam zu Lehrmeiſtern derſelben wurden. Allein noch ſollte dem Zaren eine ſchwere Prüfung auferlegt werden. Karl war zu den Türken geflohen, um dieſe zum Kriege gegen Rußland anzufeuern. Sultan Mehmet, dem die Ausdehnung des Zarenreiches ſelbſt bedrohlich zu werden begann, gab ſeinem Großvezier Befehl, gegen Peter ins Feld zu rücken. Am Pruth ſah ſich die ruſſiſche Armee plötzlich von dem weit überlegenen Feinde umringt und ſchien unrettbar verloren. In dieſer verzweifelten Lage zeigte ſich Peters Herrſchergröße im hellſten Lichte. Einzig und allein um das Wohl ſeines Reiches beſorgt, ſchrieb er einen Brief an den Senat, worin er dieſem kurz ſeinen hoffnungsloſen Zuſtand ſchilderte, Verhaltungsmaßregeln für den Fall ſeiner Gefangenſchaft gab und mit den Worten ſchloß: »Komm' ich aber um's Leben, ſo ſollt Ihr den Würdigſten unter Euch zu meinem Nachfolger erwählen.«

Weltbekannt iſt, wie Katharina durch einen klugen Einfall ihn und die ganze Armee vom Verderben rettete, indem

ſie ihren koſtbaren Schmuck opferte, um den Großvezier und die Unterbefehlshaber durch Beſtechung zu gewinnen. Allein das Wunder dieſer Rettung wurde noch durch andere Gründe bewirkt. Der Großvezier Mehmed beſaß nicht die geringſte Kriegserfahrung und ließ es ſich daher gern gefallen, einen friedlichen Sieg zu gewinnen, zumal er wenig Luſt verſpürte, für den hochfahrenden Schwedenkönig, der ihn ſchwer beleidigt hatte, das Schlachtenglück zu wagen. Karl war nämlich von ihm aufgefordert worden, an der Leitung der Operationen theilzunehmen, hatte ſich aber in ſtolzen Ausdrücken geweigert, unter dem Großvezier zu fechten, während dieſer mit gutem Fug ſich ſträubte, dem tollköpfigen König ſein ganzes Heer allein anzuvertrauen. Der Großvezier ließ ſich daher gern auf Unterhandlungen ein, die für die Türken ebenſo ehrenvoll und vortheilhaft, wie für die Ruſſen demüthigend und nachtheilig waren. Peter mußte ausdrücklich in den Einleitungsworten des Vertrages vom Pruth, oder von Huſch (23. Juli 1711) erklären, daß er den Frieden als eine Gnade annehme. Er mußte das Land der Saporogen aufgeben, die Feſtung Taganrogg ſchleifen, das mit ſo großen Opfern eroberte Aſow zurückerſtatten und verſprechen, ſich nicht mehr in die Angelegenheiten Polens zu miſchen — Bedingungen, mit deren Erfüllung es Peter allerdings nicht ſehr gewiſſenhaft nahm.

Katharina hatte durch ihren klugen Einfall Rußland gerettet und ſich würdig gezeigt, die Gemahlin des Zaren zu ſein. Durch den Lebensgang dieſer merkwürdigen Frau offenbarte das Glück ſeine Launen in einer Weiſe, wie die Weltgeſchichte wenig ähnliche Beiſpiele bietet. Als Tochter des ſchwediſchen Quartiermeiſters Johann Rabe im Jahre 1682 zu Jakobſtadt in Kurland geboren, wurde ſie, nachdem ſie, kaum zwei Jahre alt, ihre Eltern verloren hatte, von einem Küſter angenommen, durch deſſen Vermittlung ſie in das Haus des Probſtes Glück in Marienburg kam, der ſie mit ſeinen

Kindern erziehen ließ. Im Jahre 1701 verheirathete ſich Martha mit einem ſchwediſchen Dragoner, der ſie aber, um ins Feld zu rücken, nach einem Jahre wieder verlaſſen mußte. Marienburg wurde am 23. Auguſt 1702 von den Ruſſen genommen unter Scheremetjew, und Martha Rabe fiel in die Hände des Generals Bauer. Bald darauf verliebte ſich Menſchikow in ſie, der ſie ſeiner Gemahlin als Kammerjungfer ins Haus brachte. Hier ſah ſie Peter und nahm ſie zu ſich. Sie wurde ihm bald unentbehrlich, da ſie ſich in alle ſeine Launen zu fügen wußte, ſeine andern Liebeshändel überſah, auf ſeine Reformgedanken eifrig einging, nicht übermüthig ward durch ſeine Huldigungen und nicht murrte über die Prügel, die ſie zuweilen von ihm zu ertragen hatte. Bei ihrem im Jahre 1703 erfolgten Uebertritt zur griechiſchen Kirche erhielt ſie die Namen Katharina Alexejewna.

Seine Gemahlin Eudoxia hatte Peter in ein Kloſter geſteckt, und Katharina trat an ihre Stelle. Heimlich ließ er ſie ſchon im Jahre 1707 ſich antrauen und nachdem ſie am Pruth das Reich gerettet, ließ er ſie im Jahre 1712 feierlich als Zarin anerkennen und vor ſeinem Tode auf dem Kreml als Kaiſerin krönen und ſalben. Sie ſoll ſchön und von überlegenem Verſtande, aber nicht gerade von feinen Manieren geweſen ſein.*)

Der nordiſche Krieg dauerte inzwiſchen fort, und die Schweden bewährten ihre überlegene Kriegstüchtigkeit, allein Karl wußte keinen Vortheil daraus zu ziehen. Dieſer heißblütige Herrſcher war der beſte Soldat ſeiner Zeit, ein Held vom Wirbel bis zur Zehe, unwiderſtehlich im Angriff, ausdauernd unter den größten Entbehrungen, großmüthig als Sieger, unbeugſam als Beſiegter. Einen ſtolzern Degen hatte die Welt nie geſehen, aber es fehlten ihm die höhern Eigenſchaften des Staatsmannes und Feldherrn. Seine Tapferkeit

*) Siehe die Memoiren der Markgräfin von Bayreuth.

artete in Tollkühnheit, ſein Stolz in Uebermuth, ſein feſter Wille in Eigenſinn aus; ſeine Triumphe wurden der Ruin ſeines Landes ... Abgeſehen von den ruſſiſchen Eroberungen, welche ganz Eſthland, Liefland, Ingermannland, Karelien und einen Theil von Finnland umfaßten, war Pommern von den Preußen beſetzt, Bremen und Verden in den Händen der Hannoveraner. Gegen Ende des Jahres 1715 fiel die Feſtung Stralſund und im folgenden Jahre auch Wismar, der letzte ſchwediſche Anhaltspunkt auf deutſchem Boden, in die Hände der Feinde.

Als am 10. September 1721 der Friede von Nyſtadt dem nordiſchen Kriege ein Ende machte, war Rußland zu einer Großmacht erſten Ranges emporgeſtiegen und Schweden zu einer Macht zweiten oder dritten Ranges herabgeſunken, deren Schickſale fortan von Petersburg aus gelenkt wurden, gleichwie die Schickſale Polens und Dänemarks.

Karl Friedrich von Holſtein-Gottorp, der während des ſchwediſchen Krieges Schleswig verloren und nur einen Theil von Holſtein behalten hatte, ſuchte im Jahre 1720 Hülfe bei Peter I., der ſich die Gelegenheit nicht entgehen ließ, einen neuen Grund zur Einmiſchung in die Angelegenheiten Deutſchlands zu erhalten. Er gab dem Herzog ſeine älteſte Tochter Anna zur Gemahlin, ein aus doppelt illegitimem Bunde entſproſſenes Kind.*) Es war das die erſte Verbindung des Hauſes Romanow mit einem deutſchen Fürſtengeſchlecht, und begründete für Rußland Anrechte und Anſprüche, von welchen wir bald mehr hören werden. Der aus Anna's Ehe mit Karl Friedrich entſproſſene Sohn war der unglückliche Gemahl Katharina's II., der unter dem Namen Peter III. kurze Zeit auf dem ruſſiſchen Kaiſerthrone ſaß ...

*) Anna wurde erzeugt von dem noch mit ſeiner legitimen Gemahlin Eudoxia lebenden Peter und der von ihrem ſchwediſchen Dragoner noch nicht geſchiedenen Martha (ſpätern Katharina); ſie war alſo die Frucht doppelten Ehebruchs.

Nach Beendigung des nordiſchen Krieges bewog der ruſſiſche Senat und der heilige Synod — eine neue Schöpfung Peters — ihn gemeinſam, jetzt den Kaiſertitel ſich beizulegen, der auch ſofort von Preußen, Holland und Schweden anerkannt wurde, während die andern Mächte ſich erſt ſpäter dazu bequemten. Zu gleicher Zeit wurde ihm auch vom Senat und Synod der Beiname des »Großen«, den weder Mitwelt noch Nachwelt ihm ſtreitig gemacht hat.

Von den Erlebniſſen Peters auf den verſchiedenen Reiſen, welche er nach Deutſchland, Dänemark, Frankreich u. ſ. w. unternahm, ſeien hier nur ein paar erwähnt, die beſonders tief in den Gang ſeiner Regierung eingreifen, wie zum Beiſpiel ſeine Begegnung mit Leibnitz, welche die Gründung der Petersburger Akademie zur Folge hatte, ſowie ſein Aufenthalt in Paris (1717), wo er mit Begeiſterung aufgenommen wurde und mit der Regierung einen Handelsvertrag abſchloß; endlich ſein erſter Beſuch in Karlsbad (1711), wo er ſeine zerrüttete Geſundheit herſtellte und dann neugekräftigt in Torgau bei der Königin von Polen die Vermählung ſeines einzigen Sohnes Alexéi mit der Prinzeſſin von Braunſchweig-Wolfenbüttel feierte. Er hatte gehofft, den Prinzen, welcher ſich den gewaltſamen Neuerungen ſeines Vaters und der Bevorzugung der Ausländer wenig geneigt zeigte, durch dieſe Vermählung mit einer anmuthigen und feingebildeten deutſchen Prinzeſſin günſtiger zu ſtimmen, allein Alexéi blieb nach wie vor der altruſſiſchen Partei treu, deren Liebling und Hoffnung er war und durch welche er ſich zu Schritten verleiten ließ, die im Jahre 1718 eine hochnothpeinliche Unterſuchung und ſeinen Tod zur Folge hatten. Ob er am gebrochenen Herzen ſtarb oder heimlich umgebracht wurde, muß dahin geſtellt bleiben: gewiß iſt, daß Peter ein Gericht von 124 Würdenträgern berief, welche nichts Eiligeres zu thun hatten, als das Todesurtheil über den ſeinem Vater verhaßten Prinzen auszuſprechen,

und ebenſo gewiß iſt, daß Peter dieſes Todesurtheil unterſchrieb. Die ausführlichſten Mittheilungen über dieſen Punkt verdanken wir dem neueſten Biographen Peters, dem ruſſiſchen Hiſtoriker Uſtrjälow, der zu ſeinen Forſchungen nicht bloß alle ruſſiſchen, ſondern auch mehrere ausländiſche Archive, beſonders das Wiener Archiv, benutzen durfte. Er hat aus den Geſandtſchaftsberichten jener Zeit nachgewieſen, daß nur der öſterreichiſche Geſandte an die Hinrichtung Alexéi's geglaubt hat, während alle übrigen Geſandten annahmen, der ſchon vorher körperlich und geiſtig gebrochene Prinz ſei durch die bloße Mittheilung des über ihn verhängten Todesurtheils ſo erſchüttert worden, daß ſein Tod die unmittelbare Folge war.

Auf die Beurtheilung Peters hat dies keinen Einfluß, denn es ſteht feſt, daß er den Tod ſeines Sohnes gewollt hat. Ja, er würde zwanzig Söhne geopfert haben, um das Werk ſeines Lebens zu ſichern. Er lebte nur für Rußland – und alles Uebrige war ihm von untergeordneter Bedeutung. Der unglückliche Alexéi aber verdient eine mildere Beurtheilung, als er gewöhnlich erfährt. Er, der mit ganzem Herzen an ſeiner ſchönen und frommen Mutter hing, mußte es in zarter Jugend mit anſehen, wie der Zar ſie mißhandelte und endlich ganz verſtieß, weil ſie hinter der unfeinen Geliebten ihres Gemahls nicht zurückſtehen wollte. Er ſah ſich unter die Aufſicht eines Menſchikow geſtellt, der, ſelbſt ohne Bildung, ihn bilden ſollte. Er ſah die Kinder Katharina's ſich vorgezogen; er ſah Vieles, wovon hier zu reden nicht der Ort iſt. War es ihm unter ſolchen Umſtänden zu verdenken, daß er den Freunden ſeiner Mutter, die ihm mit Liebe und Ehrfurcht entgegenkamen, mehr Vertrauen ſchenkte als den wüſten Günſtlingen ſeines Vaters?

In die letzten Jahre der Regierung Peter's fällt noch ſein berühmter Kriegszug nach Perſien, welchen er unternahm, um, den Blick nach Oſtindien richtend, am Kaſpiſchen Meere feſten

Fuß zu faſſen und Rußland denſelben Einfluß in Aſien zu ſichern, welchen es ſchon in Europa behauptete. Er unterwarf ſich die reichſten transkaukaſiſchen Provinzen, welche aber ſechs Jahre ſpäter durch den Vertrag von Reſcht wieder verloren gingen. Indeß die Richtung nach Indien war gegeben und Rußland hat ſeitdem, den Kaukaſus überſteigend, einen guten Schritt dahin vorwärts gemacht.

Eine weitere Expedition muß erwähnt werden, welche Peter, ebenfalls mit Hinblick auf Indien, nach Bochara ausrüſtete. Schon Johann IV. Waſſiljewitſch, Peters Vorbild, hatte den Plan gefaßt, ſich in der Bucharei feſtzuſetzen, um von dort Verbindungen mit Indien einzuleiten. Den damals geſcheiterten Plan nahm Peter wieder auf, eine Expedition nach China unter dem Fürſten Tſcherkasky damit verbindend, welche übrigens ebenfalls ohne Erfolg blieb.

Nach ſeiner Rückkehr von Perſien, in Moskau durch einen großartigen Triumphzug verherrlicht, fühlte Peter ſeine Kräfte wie ſeine gute Laune mehr und mehr ſchwinden. Seine unermüdliche Thätigkeit, ſeine Feldzüge und — nicht in letzter Linie — ſeine Ausſchweifungen hatten ihn vor der Zeit aufgerieben. — Es hat etwas Rührendes, das raſtloſe Beſtreben des genialen Barbaren zu ſehen, ſich und ſein Volk zu bilden, zu ſehen, wie er mit Stock und Knute gegen die unglaublichen, ihm überall entgegentretenden Schwierigkeiten ankämpfte, ohne zu begreifen, daß man Bildung und Ehrgefühl einem Volke mit Stock und Knute nicht beibringen kann.

Es bliebe mir übrig, ſeine innern Reformen näher zu beleuchten, allein einmal erlaubt das der Raum nicht und dann bieten ſie uns auch wenig Erquickliches, da weder die Geſittung noch die Freiheit des Volkes dadurch gefördert wurde. Denn alle ſeine Beſtrebungen waren nur auf materielle Macht gerichtet, auf die ſtraffſte Concentration aller Kräfte zur Feſtigung der zariſchen Alleinherrſchaft. Er gab und entzog Rechte

nach Willkür und vernichtete die Arbeit von Jahrhunderten mit einem Federzuge. Er war der vorurtheilsfreieſte Monarch, der jemals gelebt hat, ein Revolutionair auf dem Throne, der Alles zertrat, was ihm im Wege ſtand, Nichts durch geſetzliche Entwicklung erwachſen ließ, vielmehr die Verbindungsfäden mit der Vergangenheit zerſchnitt und Alles durch die Zwangsmittel roher Gewalt umſchuf. Daß die Nachfolger dieſes gekrönten Revolutionairs einſt als der Hort der Legitimität in Europa betrachtet werden würden, hatte er ſich wohl nicht träumen laſſen. Durch ſeine Neigungen ging ein entſchieden demokratiſcher Zug; aller Prunk, alle Repräſentation war ihm zuwider; er verkehrte am liebſten mit Leuten aus dem Volke; ſein Buſenfreund war Menſchikow, der ehemalige Paſtetenbäcker, und das Weib ſeines Herzens Katharina, die ehemalige Dragonerfrau. Auch ſeine zahlreichen Maitreſſen gehörten niemals der feinen Geſellſchaft an. In holländiſcher Schiffertracht ſtreifte er, bald zu Fuß, bald mit einem Pferde fahrend, durch die Straßen Petersburgs, trieb die Leute zur Arbeit an, unterhielt ſich mit Jedermann und half, wo er konnte. Für Kunſt hatte er keinen Sinn, aber man rühmt ihm nach, daß er zwölf Handwerke erlernt habe. Auch ſoll er geſchickt geweſen ſein in chirurgiſchen Operationen und beſonders gern den Leuten die ſchlechten Zähne ausgezogen haben, was er zuweilen mitten auf der Straße that. Sein Gemiſch von Gutmüthigkeit und Barbarei offenbart ſich charakteriſtiſch in einer von Gordon erzählten und verbürgten Anekdote. Miß Mackenzie, eine Landsmännin des Generals, war Ehrendame der Kaiſerin. Peter erfuhr durch ſeinen Arzt, daß ſie ein verbotenes Liebesverhältniß unterhalte und die Kinder heimlich umgebracht habe. Nachdem er ſich von der Wahrheit dieſer Anklage überzeugt hatte, kündigte er ihr ſelbſt unter Thränen ihr Todesurtheil an. Alle Fürbitten der Kaiſerin, welche die ſchöne Schottin ſehr liebte, blieben vergebens.

Peter begleitete ſie ſelbſt auf's Blutgerüſt, wo er ſie mit der äußerſten Zärtlichkeit und Bekümmerniß zum Abſchiede umarmte, und man erzählt, daß, nachdem ihr Kopf gefallen war, er dieſen noch bei den Ohren aufgehoben und geküßt habe.*)

Man hat Peter oft mit Karl dem Großen verglichen und ihn noch über dieſen geſtellt, allein es fehlten ihm ganz die idealen Geſichtspunkte, die feinern Bildungsbeſtrebungen und die höhern Ideen, wodurch Karl ſo nachhaltig auf die Geiſter wirkte und einen poetiſchen Nimbus um ſich verbreitete, der fortwächſt durch die Jahrtauſende. Karl erholte ſich von ſeinen Arbeiten im Umgange mit gelehrten Männern und feinen Köpfen, wie dem Angelſachſen Alcwin, Paulus Diakonus, Peter von Piſa, Arn und Leidrad aus Bayern. Peter erholte ſich von ſeinen Arbeiten in Schwelgereien und Ausſchweifungen ſo barbariſcher Art, daß ich es mir hier nicht geſtatten darf, ſie näher zu ſchildern.

Es klingt deshalb faſt komiſch, wenn ſein Biograph Uſtrjälow ihn eine der ſchönſten Zierden der Menſchheit nennt. Er war der größte Herrſcher, aber auch der größte Barbar ſeiner Zeit.

Er ſtarb nach furchtbaren Leiden am 8. Februar 1725, im Alter von nicht ganz 53 Jahren.

Die Geſchichte muß ihm das Zeugniß geben, daß, wenn er nicht immer das Beſte gethan, er es doch immer gewollt hat.

*) Der Kopf wird noch jetzt in Petersburg in Spiritus aufbewahrt.

Die Stellung der Frauen im Orient und Occident

Die Frauen bilden das Herz im Staatskörper; von ihrer Stellung hängt die Zukunft der Staaten und somit das Schicksal des ganzen menschlichen Geschlechtes ab. Einem Thema so wichtiger Art geziemt eine ernste Behandlung. Die Stellung der Frauen in der Familie wie im Staate wird wesentlich bestimmt durch Sitte und Gesetz. Die besten Zustände werden sich bei denjenigen Völkern finden, wo die Sitte dem Gesetze vorauseilt, mehr thut als das Gesetz verlangt, ja dieses in gewissem Grade überflüssig macht — und umgekehrt die schlechtesten Zustände da, wo die Sitte am weitesten hinter dem Gesetze zurückbleibt.

Da ich kein Rechtsgelehrter bin und die Gesetzgebung bei den verschiedenen Völkern doch so bestimmend auf die Stellung der Frauen einwirkt, so scheint es mir nöthig, hier gleich die Hauptquellen anzudeuten, aus welchen ich die Grundlagen zu meinem Studium geschöpft habe. In erster Linie stehen hier unsers großen Grimms deutsche Rechtsalterthümer; dann Edouard Laboulaye's gelehrte und geistvolle Untersuchungen über die bürgerliche und politische Stellung der Frauen seit den Zeiten der Römer bis auf unsere Tage; endlich Ernest Légouvé's vortreffliche Sittengeschichte der Frauen. Für den Orient diente mir, außer dem Koran, besonders D'Ohssons riesiges Werk: Tableau général de l'Empire Ottoman als Führer. Interessante Notizen verdanke

ich außerdem Klemms Werke über die Frauen, Urquharts »Geiſt des Orients« und Charles White's Unterſuchungen über die Sitten und Einrichtungen bei den Türken.

Ich werde in dem Bilde, das ich vor Ihnen entwerfe, hauptſächlich die Gegenwart zeichnen, aber nicht umhin können, auch hin und wieder in das Alterthum zurückzugreifen, um zu zeigen, wie das, was wir vor uns ſehen, ſo geworden, und warum es ſo geworden.

Wenn wir eine Parallele ziehen zwiſchen der Stellung der Frauen im Morgen- und Abendlande und dabei einen Blick in die Geſchichte werfen, ſo ſtellt ſich als erſtes überraſchendes Reſultat heraus, daß die Stellung der Frauen im Orient ſeit Jahrtauſenden dieſelbe geblieben, immer dieſelbe geweſen, ſoweit unſre Kenntniß ihrer Geſchichte zurückreicht, während im Occident eine fortwährende Entwickelung ſich zeigt, ein unaufhaltſamer Fortſchritt zum Beſſern.

Im Orient finden wir Stillſtand, Erſtarrung, Zuſtände, wie ſie dem Untergange der Völker vorauszugehen pflegen; im Occident dagegen finden wir Leben, Bewegung, alle Bedingungen einer noch großen Zukunft. So raſch geht hier die Entwickelung zum Beſſern vor ſich, daß wir in den letzten Decennien Erſcheinungen geſehen, welche im vorigen Jahrhundert noch zu den Unmöglichkeiten gehörten. Hier ſind beſonders die ſocialen Reformen zu nennen, welche von hervorragenden engliſchen Frauen ausgingen, einer Eliſabeth Fry, Clara Balfour u. A. Es iſt der Einfluß der Frauen hervorzuheben auf die Verbeſſerung des Gefängnißweſens, die Bildung der ärmern Klaſſen durch Errichtung von Sonntagsſchulen, ihre ſittliche Einwirkung auf weibliche Sträflinge ꝛc. ꝛc.

Seit den älteſten Zeiten und bei allen Völkern haben ſich in der Behandlung und Würdigung der Frauen die ſeltſamſten Widerſprüche und Verkehrtheiten gezeigt, wovon ſich ſelbſt heute, und zwar bei den gebildetſten Völkern, noch

Spuren genug vorfinden. Von den Poeten und glühenden Liebhabern wurden ſie beſungen als Blumen, gefeiert und angebetet als gute Genien, überirdiſche Weſen — von den Geſetzgebern und im bürgerlichen Leben wurden ſie behandelt als Sklavinnen und im beſten Falle als unmündige Kinder.

Nun bin ich der Meinung, daß die Frauen weder Blumen, noch überirdiſche Weſen, ſondern Menſchen ſind wie wir; in mancher Beziehung verſchieden von uns, aber in jeder Beziehung uns ebenbürtig; — ich bin der Meinung, daß die Aufgabe der Frau im Leben, wenn ſie auch einen beſchränktern Wirkungskreis hat, doch nicht minder wichtig iſt, als die Aufgabe des Mannes, und daß die Frauen deshalb die vollſtändig gleichberechtigte Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes bilden.

Ich glaube, daß die Frauen bei dieſer Auffaſſung, der ſich auch die neuere Geſetzgebung zuzuneigen ſcheint, ſelbſt beſſer wegkommen, als bei aller romantiſchen Ueberſchwenglichkeit und ihrem nothwendigen Gegenſatz, und ich kann mir kaum denken, daß Frauen recht glücklich, ihres Lebens recht froh werden können, die ſich nicht früh gewöhnt haben, ihre Aufgabe im Leben als eine höchſt ernſte und wichtige zu faſſen. Hiemit habe ich, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, den Leitfaden gegeben, der ſich durch meine Betrachtungen ziehen wird.

Bei allen Völkern des Alterthums, ſelbſt bei den Stämmen der edlen ariſchen Race, war die Stellung der Frau eine unwürdige. Die Frau wurde als Sache behandelt, ſie konnte verkauft werden. Dies war ſogar bei den durch ihre Frauenverehrung ausgezeichneten Germanen der Fall. In der isländiſchen Sage finden wir, daß der Mann unter beſondern Umſtänden ſeine Frau einem Andern käuflich überließ. Bei den Sachſen herrſchte daſſelbe Recht, das ſich am längſten in England erhielt, wo noch in dieſem Jahrhundert, zuletzt in den Jahren 1815 und 1819, Fälle vorkamen, daß Ehemänner ihre Frauen auf öffentlichem Markte verkauften.

In welcher geringen Achtung das Recht der ſonſt in der Kultur ſo weit vorgeſchrittenen Indier die Frauen hielt, möge eine einzige Stelle aus dem Geſetzbuche des Manu veranſchaulichen. Hier giebt eines der längſten Kapitel, welches nicht weniger als fünfundzwanzig Seiten enthält, Vorſchriften über die Mittel, durch welche eine Frau zu hüten ſei. Zur Rechtfertigung der darin angeführten ſtrengen Maßregeln ſagt Nereda: »Eine Frau bleibt ihrem Gatten weder treu aus Furcht vor dem Sittengeſetze, noch aus Sorge für Haus und Gut, noch aus Achtung für ihre Familie, noch in Folge guter Behandlung, ſondern lediglich aus Furcht vor Prügel und Gefängniß. Denn Sturm und Unwetter, Tod und Abgründe, die Schärfe eines Raſirmeſſers, Gift und Schlangen ſind alle zuſammengenommen nicht ſo ſchlimmer Natur, wie eine Frau.«

Dieſe Worte des ernſten Geſetzgebers bilden einen beredten Kommentar zu der überſchwenglichen Rolle, welche die Frauen in der indiſchen Poeſie ſpielen.

Bei den Juden war die Stellung der Frau eine ſo recht- und ſchutzloſe, daß ein falſches Zeugniß genügte, um eine Frau ſchuldig erſcheinen zu laſſen, wie wir am deutlichſten aus der Geſchichte der Suſanna ſehen, welche trotz ihrer Unſchuld verdammt wurde, ohne daß man daran dachte, die Sache zu unterſuchen, und es gleichſam einer göttlichen Dazwiſchenkunft durch den Mund Daniels bedurfte, um ihre Unſchuld an's Licht zu ſtellen.

In Rom, wie in allen Staaten, wo die Familie vorwiegend den Charakter einer politiſchen Inſtitution hatte, waren Frau und Kinder ganz in die Gewalt des Pater-familias, des Familienvaters, gegeben. Dieſer hatte die geſetzliche Macht, ſeine Tochter auszuſetzen, zu verkaufen, zu tödten, kurz mit ihr zu machen was er wollte; ja die väterliche Gewalt hörte ſelbſt dann nicht auf, wenn die Tochter verheirathet war; der Vater konnte ſie von ihrem Gatten zurückverlangen.

Ganz anders finden wir die Familienverhältniſſe bei den alten Germanen. Wie groß hier die väterliche Gewalt auch war, ſo bildete ſie doch nicht die eigentliche Grundlage der Familie; Geburt und Blut waren die Quellen, aus welchen die Rechte der Familienglieder floſſen; weder durch Heirath noch durch Emancipation verloren die Kinder die ihnen von der Natur zukommenden Privilegien. Der Vater konnte nicht einmal nach Belieben über ſein Vermögen verfügen; das germaniſche Geſetz ſicherte den Kindern ihr Anrecht auf die väterlichen Güter. Ja, die Kinder waren geſetzlich Mitbeſitzer der Güter, welche der Vater ohne Einwilligung ſeiner Erben nicht veräußern durfte. Die Kinder konnten noch zu Lebzeiten des Vaters ein eigenes Vermögen erwerben und unabhängig darüber verfügen.

Bei den Germanen ſtand der Geſchlechtsverband höher als die Familie. Die verheirathete Frau, wenn ſie auch dem Geſetze nach ſich in der Gewalt des Mannes befand, hatte einen mächtigen Rückhalt an ihrer Verwandtſchaft, die keine ihr zugefügte Unbill ungeahndet ließ.

Die Sitte, den Töchtern bei ihrer Vermählung ein Heirathsgut mitzugeben, wurde erſt mit dem römiſchen Rechte in Deutſchland eingeführt. Früher war es hier, wie bei allen nordiſchen Völkern Brauch, daß die Tochter dem Vater vom Bräutigam abgekauft wurde, wodurch er ſich aller Rechte auf ſie begab, ein Brauch, der noch heutzutage im ganzen Orient beſteht. Bei uns iſt dies Verhältniß bekanntlich oft umgekehrt: Die heirathsluſtigen Männer kaufen den Vätern ihre Töchter nicht mehr ab, ſondern ſuchen in den meiſten Fällen ein möglichſt großes Vermögen zu erheirathen, ſo daß häufig das Heirathsgut als Hauptſache betrachtet wird.

Uebrigens iſt zu bemerken, daß die germaniſchen HeirathS- und Erbſchaftsverhältniſſe noch nicht hinreichend aufgeklärt ſind. Die mangelhafte Kenntniß davon wird in neuerer

Zeit vielfach ergänzt durch eine genauere Kenntniß der alten ſkandinaviſchen Rechtszuſtände. Hier finden wir, daß die Mitgiftsangelegenheit bei Verheirathungen in ähnlicher Weiſe geregelt wurde, wie noch heute bei unſern Bauern der Fall iſt. Es kamen Fälle vor, wo die Frau ein weit größeres Heirathsgut mitbrachte, als der Mann, und daß danach auch ihre Rechte in verhältnißmäßiger Erweiterung feſtgeſtellt wurden.

Ueberall bei den Germanen war die Frau unumſchränkte Herrin im Hauſe.

Eine Unſitte, die bei uns nur noch ſporadiſch vorkommt, war bei allen Völkern des Alterthums allgemein: nämlich daß die Eltern über Herz und Hand der Tochter verfügten und dieſe, die doch zunächſt bei der Heirath betheiligt war, am wenigſten dabei zu Rathe gezogen wurde.

Bei den Römern wie bei den Germanen beſtand das Recht der Eheſcheidung, wurde aber ſelten ausgeübt. Bei den Germanen hatte der Mann das Recht, eine treuloſe Frau zu tödten, oder mit abgeſchorenen Haaren fortzujagen. Ebenſo ſtand die Todesſtrafe auf den ſo häufig bei unſern Altvordern vorkommenden Entführungen von Frauen und Mädchen. Ein ganz eigenthümliches Verfahren ordnete das ſpätere frieſiſche Geſetz an, wodurch die Frau zur Schiedsrichterin des Schickſals ihres Entführers gemacht wurde. Sobald man ihrer habhaft ward, kam ſie in die Gewalt des Frohnboten, der ſie nach dreitägiger Haft auf den Richtplatz führte und zwei Stäbe vor ihr in die Erde ſteckte. Bei dem einen Stabe ſtellten ſich die Verwandten der Entführten, bei dem andern ſtellte ſich der Entführer auf. Der Frau blieb es freigeſtellt, ſich zu einem der beiden Stäbe zu begeben. Ging ſie zum Entführer, ſo wurde die Ehe als giltig betrachtet und es fand keine weitere Strafe ſtatt; wenn ſie aber zu ihren Verwandten ging, ſo verfiel der Entführer der Gewalt des Geſetzes.

Allgemein bekannt iſt, wie ſehr die alten Germanen durch die hohe Verehrung, welche die Frauen bei ihnen genoſſen, vor allen Völkern ſich auszeichneten. Trotzdem war auch bei ihnen, nach unſern heutigen Begriffen, die Stellung der Frauen eine unwürdige. Erſt das Chriſtenthum brachte den Frauen Freiheit und Erlöſung. Das große Wort des Heilands, als die Juden die Ehebrecherin zu ihm führten, um ſie zu ſteinigen: Wer ſich unter Euch rein fühlt, der hebe den erſten Stein auf! — ſchoß wie ein Sonnenſtrahl in jeden ſündigen Winkel und begründete eine wahrhaftige Gerechtigkeit, an welcher die Frauen hinfort auch Theil haben ſollten. Aber das Chriſtenthum fand wiederum für ſeine Heillehre nirgends einen ſo fruchtbaren, ſo wohlbereiteten Boden wie im germaniſchen Lande. Chriſtenthum und germaniſcher Geiſt mußten zuſammenwirken, um Freiheit und Würde der Frauen zu entwickeln. Bei den Slaven blieb die Frau unfrei trotz des Chriſtenthums, bis germaniſcher Einfluß auch dort beſſere Zuſtände vorbereitete; bei den Georgiern und Armeniern iſt ſie noch heute unfrei, obgleich das Chriſtenthum in jenen Ländern ſchon ſeit anderthalb Jahrtauſenden herrſcht.

Die chriſtliche Ehe verlangt Gleichheit der Pflichten und Rechte. Wo ſolche Gleichheit nicht beſteht, iſt die Ehe keine echt chriſtliche.

Die älteſten Chriſten handelten nach dieſem Grundſatze, der erſt verwiſcht wurde durch den Feudalſtaat.

Der Feudalſtaat trat in mehr als einer Beziehung als Feind und Verderber der Familie und der Gemeinde auf; die natürliche Ordnung, die Gleichheit der Erbſchaft, konnte ſich nur beim Volke erhalten.

Doch ſeit das Chriſtenthum die innere Befreiung der Frau bewirkt hatte, war eine Bewegung eingetreten, die auf die Dauer nichts mehr hemmen konnte, und die über kurz oder lang auch die äußere, die geſetzliche Befreiung — die bis jetzt

noch nicht ganz beſteht — herbeiführen muß. Man wird mir nicht zumuthen, daß ich unter dieſer geſetzlichen Befreiung die Emancipation der Frau im modernen Sinne des Wortes verſtehe, denn eher noch würde ich der orientaliſchen Sklaverei der Frauen, als ſolcher Emancipation à la Louiſe Aſton das Wort reden.

Aus der Vermiſchung des chriſtlichen Germanenthums mit romaniſchen Elementen erzeugten ſich neue Lebensformen und Sitten, und als Blüte derſelben entſprang jener ritterliche Frauendienſt des Mittelalters, deſſen Frucht erſt jetzt zu reifen beginnt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete ſich dieſer Frauendienſt, der bis dahin nur an Fürſtenhöfen und auf Ritterburgen geherrſcht hatte, wo edle und ſchöne Frauen den Mittelpunkt alles ritterlichen und poetiſchen Lebens bildeten — ſeit dem vierzehnten Jahrhundert verbreitete ſich dieſer Frauendienſt auch in den Städten, mit ſeiner Ausdehnung immer mehr an ſittlicher Grundlage gewinnend.

Die Völker, welche den Islam annahmen, blieben, mit Ausnahme der Araber, in Spanien, dieſen großen Bewegungen fremd bis auf den heutigen Tag. Bei ihnen blieb die Liebe, wie ſie bei allen Völkern des Alterthums, ſelbſt bei den feingebildeten Griechen war: eine ausſchließlich ſinnliche. Hier konnte Frauenverehrung im höheren Sinne des Wortes nicht aufkommen, wo die Frau von vorn herein durch Geſetz und Sitte zur Sklavin des Mannes gemacht war.

Wenn ich nun verſuche, Ihnen die Stellung der Frauen im Orient zu veranſchaulichen, ſo werden die der Wirklichkeit entnommenen Bilder jedenfalls einen ſeltſamen Contraſt bilden zu der Vorſtellung, welche man ſich nach der Schilderung der Poeten gewöhnlich über die Zuſtände im Orient zu machen pflegt. Ob früher wirklich Frauen wie Lallah-Rookh und Zuleikha im Orient vorkamen, weiß ich nicht; daß ſie heute weder in Perſien noch in der Türkei vorkommen, glaube ich

behaupten zu können. Frauen von großer Körperschönheit, anmuthigen Bewegungen und vortrefflicher Beredtsamkeit giebt es genug im Morgenlande; aber was wir echte Weiblichkeit nennen, dürfte man dort vergebens suchen. Bei der strengen Sonderung der Geschlechter ist von vornherein alle feinere Bildung, die Blüthe der Geselligkeit, aller veredelnde Einfluß der Männer auf die Frauen, und umgekehrt, unmöglich gemacht, und in Folge dessen fehlt auch später alles innige, geistige Zusammenleben zwischen den Ehegatten, sowie ein glückliches Familienleben im wahren Sinne des Wortes. Der Harem ist das Grab der weiblichen Würde. Eine im Harem aufgewachsene Frau und eine gebildete Europäerin sind zwei grundverschiedene Wesen, die sich niemals verstehen und verständigen würden, wenn sie auch dieselbe Sprache redeten.

Im Morgenlande sind die Frauen wie ein Licht, das unter den Scheffel gestellt wird, oder wie ein Schmuck, den man sorgfältig vor den Augen der Welt zu verbergen sucht. Sie leben in der strengsten Abgeschiedenheit von den Männern und erscheinen, wo sie sich öffentlich zeigen, in so vollständiger, absichtlich plumper Umhüllung, daß man von ihnen wenig mehr sieht, als was sie selbst zum Sehen brauchen: ihre Augen. Diese Abgeschiedenheit von der Männerwelt und diese Art der Verhüllung wurden nicht erst durch Muhamed eingeführt, sondern sind eine asiatische Sitte, die aus den ältesten Zeiten stammt. Durch den Koran geheiligt und nach seinen Vorschriften streng überwacht, hat diese Sitte sich ohne die geringste Abweichung bis auf den heutigen Tag erhalten. Es liegt ihr der Gedanke zu Grunde, daß die Frau sich nur für ihren Mann schmücken, nur vor ihm ihre Reize entfalten soll. Der Morgenländer hält es für recht und sittlich, streng darüber zu wachen, daß die Reize seiner Frau keine Begierden in den Herzen anderer Männer erwecken, und darum muß sie beim Ausgehen ihre zierlichen Füßchen in möglichst großen

Stiefeln und ihren feinen Wuchs in möglichſt weiten Gewändern verbergen. Zu Hauſe aber muß ſie ſo feine Pantoffeln tragen, wie man bei uns nur als Seltenheiten ſieht, und ſich mit der größten Sorgfalt ſalben, pflegen und ſchmücken.

Jedes türkiſche und perſiſche Haus zerfällt in zwei ſtreng geſchiedene Wohnungen, nach dem Stande des Beſitzers mehr oder minder groß, deren eine: das Selamlik, von den Männern, und die andere, der Harem, von den Frauen bewohnt wird. Harem bedeutet urſprünglich Zufluchtsort, geheiligte Stätte, und es wird nicht nur die geweihte Wohnung der Frauen damit bezeichnet, ſondern auch die Frauen ſelbſt, welche eine Hausgenoſſenſchaft bilden.

In den Häuſern der Reichen findet man häufig den Harem mit dem Selamlik durch eine Reihe von Zimmern verbunden, welche Mabëin, d. h. wörtlich: »zwiſchen Beiden« genannt werden, und nur von dem Herrn des Hauſes betreten werden dürfen, der auch allein das Recht hat, in das Innere des Harems zu dringen, zu welchem ſelbſt den Dienern und nächſten Verwandten des Hauſes der Zutritt verſagt iſt. Alle Dienſte im Harem werden durch Sklavinnen verrichtet. Im untern Stock iſt nach dem Hofe zu ein kleines Sprechzimmer, wo die älteſte Sklavin den Dienern ihre Befehle ertheilt, jedoch ſolchergeſtalt, daß keiner ſeinen Fuß über die Schwelle ſetzen darf. In der Mauer iſt eine Art Drehladen (türkiſch dolab) angebracht, ähnlich wie in den Nonnenklöſtern, und vermittelſt dieſes Drehladens wird alles Nöthige von Außen herbeigeſchafft, ohne daß Sklaven und Sklavinnen einander ſehen.

So wird auch nur in den gefährlichſten Fällen und nur unter ſorgfältigſter Ueberwachung ein Arzt in den Harem gelaſſen, dem aber ſelten mehr geſtattet wird, als den Puls ſeiner Patienten zu befühlen. Alle gewöhnlichen Krankheiten werden von Frauen geheilt. Die Hülfe eines Geburtsarztes

iſt bei den Türken etwas ſo Unerhörtes, daß ſie als ein Schimpf für die ganze Familie betrachtet wird.

Bei der äußerſt ſtrengen Ueberwachung der Frauen in den Haremen gehören verbotene Abenteuer hier faſt zu den Unmöglichkeiten, und das Meiſte, was davon erzählt wird, iſt aus der Luft gegriffen. Kommt einmal ein Fall der Art vor, ſo muß ihn die Frau, wenn er entdeckt wird, mit dem Tode büßen.

Solche Fälle ſind aber äußerſt ſelten und noch ſeltener iſt ihre Entdeckung.

Demnach ſind die Frauen im Orient ſo weit tugendhaft, als äußerer Zwang ſie dazu nöthigt. Von jener höhern weiblichen Tugend aber, welche des äußeren Zwanges nicht bedarf, haben ſie keinen Begriff und können ſie keinen Begriff haben. Ihre Tugend ſteckt in der Zwangsjacke, nicht im Herzen. Natürlich liegt die Schuld nicht an ihnen, ſondern an ihrer Erziehung, an den traurigen Verhältniſſen, unter welchen ſie aufwachſen. Von Kindheit an eingeſchloſſen im Harem, allem belehrendem Verkehr mit Männern, aller Geiſtesbildung fremd, führen ſelbſt die reichſten Frauen im Orient, trotz alles Glanzes und Schmucks, womit ſie umgeben ſind, nach unſern Begriffen ein ödes, trauriges Leben. Wenn ſie nur in den Garten gehen wollen, um friſche Luft zu ſchöpfen, ſo darf dies nicht anders als unter der ſorgfältigſten Ueberwachung und Umhüllung geſchehen. Der Eintritt in die Moſchee wird ihnen erſt bei vorgerücktem Alter geſtattet, und ſo iſt den armen Frauen gerade in der ſchönſten Zeit ihres Lebens ſogar der Troſt der Religion verſagt. Die Fenſterläden ihrer Wohnungen ſind dadurch ihren Schleiern ähnlich, daß ſie, ſelbſt ungeſehen, Alles dadurch ſehen können, was draußen vorgeht. Das iſt ihr einziger Verkehr mit der Außenwelt, nach unſern Begriffen gewiß kein befriedigender, denn ich glaube, daß einer ſchönen Frau wenigſtens eben ſo viel

daran liegt, von Andern geſehen zu werden, als Andere zu ſehen.

Trotzdem würde man irren in der Annahme, daß die Orientalinnen ſich ſelbſt für ſo unglücklich halten, als ſie nach unſern Begriffen erſcheinen müſſen. Sie kennen kein beſſeres Loos und ſind deshalb zufrieden mit dem ihrigen. Ja, ſie bedauern die Chriſtinnen, die ſo wenig von der Eiferſucht ihrer Männer geplagt werden, daß dieſe ihnen erlauben, unverſchleiert durch die Straßen zu gehen, als ob die ganze Welt ihr Harem wäre, mit jedem Manne zu ſprechen und — Greuel aller Greuel! — ſogar fremde Männer bei ſich zu empfangen. Denn nach der Eiferſucht wird im Orient die Liebe des Mannes bemeſſen, in ähnlicher Weiſe wie bei uns früher Frauen aus dem Volke glaubten und hin und wieder noch glauben: ihr Mann liebe ſie nicht, wenn er ſie nicht zuweilen prügele.

Vornehme Orientalinnen laſſen ſich ſelten in den Straßen ſehen. Die Einkäufe auf dem Bazar werden meiſtens durch ältere Sklavinnen beſorgt, die ebenfalls immer in tiefſter Umhüllung erſcheinen. Kein Mann darf ſich unterfangen, eine Frau auf der Straße anzureden, ſelbſt wenn es ſeine eigene Frau wäre.

Eine natürliche Folge dieſer ſtrengen Sonderung der Geſchlechter iſt, daß öffentliche Verkäuferinnen, Ladenjungfern, Kellnerinnen, Hökerinnen ꝛc. im Orient nicht vorkommen.

Jede Familie lebt außer allem Verkehr mit andern und in jeder Familie leben wieder die beiden Geſchlechter außer allem geſelligen Verkehre. Selbſt der Mann darf nicht wagen, in das Zimmer ſeiner Frau zu treten, wenn dieſe von ihrer Mutter, Schweſter oder ſonſtigen nahen Verwandten Beſuch hat. Zwingt ihn eine dringende Veranlaſſung, eine Ausnahme zu machen, ſo muß er ſich vorher anmelden laſſen, damit die beſuchende Dame Zeit hat ſich zu entfernen.

Freundſchafts-, Pflicht- und Anſtandsbeſuche ſind bei den morgenländiſchen Damen vollſtändig unbekannt. Keine

Dame von Rang braucht ſich einer andern, ſelbſt der Sultanin nicht, vorſtellen zu laſſen. Das Verhältniß der Männer untereinander, Dienſtpflicht, Freundſchaft, oder was es immer ſein möge, hat keinerlei Einfluß auf die Frauen.

Die öffentlichen Bäder ſind faſt der einzige Ort, wo Frauen aus verſchiedenen Haremen in größerer Anzahl zuſammenkommen und Gelegenheit haben, ihre Reize, ihren Putz und Schmuck vor Andern zu entfalten. Hier bringen ſie denn auch, ſo oft ſie können, einen großen Theil des Tages zu und hier ſucht eine die andere an Zungenbeweglichkeit zu übertreffen. Nach dem Bade ſtrecken ſie ſich auf weiche Teppiche, Stunden lang aus kleinen Schälchen ſchwarzen Kaffee ſchlürfend und ihren Tſchibuk dazu rauchend. Die Koſtbarkeit dieſes Tſchibuks, ſowie die Pracht ihrer Gewänder und ſonſtigen Zierrathe und endlich die Zahl ihrer Sklavinnen bilden den Maßſtab, wonach ſie ihre Stellung untereinander bemeſſen, ſich gegenſeitig anziehen und abſtoßen, loben und ſchmähen, bewundern und beneiden. Die Toilette nimmt eine geraume Zeit in Anſpruch, da außer Salben und Oelen, weißer und rother Schminke noch verſchiedene Schönheitsmittel angewandt werden, wie z. B. der Cohol, zum Färben der Augenbrauen, welche für beſonders ſchön gelten, wenn ſie in einem einzigen großen Bogen ſich über Augen und Naſe ziehen. Dieſen Bogen künſtlich herzuſtellen, wenn die Natur nicht dafür geſorgt hat, iſt eine äußerſt wichtige Angelegenheit für die Orientalinnen. Ferner gilt es für eine unerläßliche Zierde, die Nägel und Fingerſpitzen blau zu färben mit Chenna.

Bekanntlich kam im ſiebzehnten Jahrhundert in Frankreich die Mode der Mouches oder Schönheitspfläſterchen auf, die zugleich mit dem Reifrock wieder verſchwanden. Dieſen Schönheitspfläſterchen gleicht das in Perſien und beſonders unter den Kurden übliche Beſprenkeln der Bruſt mit ſchwarzen Flecken, wie denn ein kurdiſcher Dichter es als eine große Schönheit

an ſeiner Geliebten rühmt, daß er über dreihundert ſolch ſchwarzer Flecken an ihrem Halſe und ihrer Bruſt zähle.

Einen Hauptſchmuck haben von jeher im Orient wie im Occident die Armringe gebildet und ebenſo wird auf Perlen und Edelſteine großer Werth gelegt.

Zu allen Zeiten und bei allen Völkern wurde das Haar als eine Hauptzier der Frauen betrachtet und künſtlich gepflegt und verſchönert. In dieſer Beziehung haben ſich die Orientalinnen immer natürlicher und geſchmackvoller gezeigt als die Frauen des Occidents, welche es zu Zeiten für ſchön hielten, dem Haare eine ganz andere Farbe zu geben als es urſprünglich hatte. Wie in Frankreich lange die Mode herrſchte, das Haar zu pudern, ſo beſtrebten ſich ſchon die römiſchen Damen der Kaiſerzeit, ihrem von Natur dunklen Haare jene blonde oder goldige Farbe zu geben, welche an den Frauen der Germanen ſo viel bewundert wurde. Sie bezogen deshalb aus Deutſchland entſprechende Färbemittel, oder ſie kauften auch ganze Perrücken, die aus germaniſchen Haaren gemacht waren, und bedeckten damit ihr eigenes Haar, beſonders ſeit die künſtlichen Lockengebäude Mode geworden, wie wir ſie noch auf zahlreichen Büſten römiſcher Kaiſerinnen finden. Es entwickelte ſich ſolchergeſtalt eine vollſtändige Haararchitektur, welche von den Franzöſinnen des ſiebzehnten Jahrhunderts wieder aufgenommen und ſo in's Ungeheuerliche ausgebildet wurde, daß einige dieſer Friſuren eine Höhe von dreizehn Zoll erreichten.

Die alte germaniſche Frauenſitte, das Haar lang herabwallend zu tragen, verlor ſich im Mittelalter und iſt heutzutage nirgends mehr zu finden.

Die Orientalinnen tragen das Haar meiſt in herabfallenden Flechten, doch kommen bei den Vornehmen auch verſchiedene künſtliche Friſuren vor.

Daß die herkömmliche nationale Tracht der Orientalinnen maleriſcher und kleidſamer iſt, als die nach den Launen der

Mode wechſelnden Gewänder unſrer Damen, wird Niemand leugnen. — Wenden wir uns jetzt von dieſen Aeußerlichkeiten zu dem häuslichen Leben im Morgenlande.

Die Frauen verbringen ihre Zeit in den Haremen mit Erziehung der Kinder, Sticken, Nähen und weiblichen Handarbeiten aller Art. Muſik, Lecture und höhere Bildung kommt äußerſt ſelten vor. Unter hundert Orientalinnen dürften durchſchnittlich kaum fünf zu finden ſein, welche leſen und ſchreiben können.

Eine lobenswerthe Sitte aller Frauen im Morgenlande, die Sultaninnen nicht ausgenommen, iſt es, daß ſie ihre Kinder ſelbſt nähren, wenn die Möglichkeit dazu vorhanden. Iſt dieſes nicht der Fall, ſo wird eine junge Sklavin als Amme genommen, die von dem Augenblicke, wo ſie ihr Amt antritt, frei und als Verwandte des Hauſes betrachtet wird. Im ganzen Orient gilt es ſeit der älteſten Zeit als eine Unehre, als eine Art Unglück für die Familie, wenn das erſtgeborne Kind ein Mädchen iſt. Dieſer Zug, der ſich bei allen Völkern des Alterthums und etwas gemildert auch heute noch in Europa wiederfindet, iſt ſehr bezeichnend für die Stellung des weiblichen Geſchlechts. In Bezug auf den Orient wüßte ich keinen Grund dafür anzugeben, als das untergeordnete Anſehen der Frauen überhaupt — bei uns läßt es ſich aus der Elternliebe ſelbſt erklären, wenn die Geburt eines Mädchens oft mit minderer Freude, als die Geburt eines Knaben begrüßt wird. Denn die Elternliebe unterſcheidet ſich von jeder andern Liebe durch ihre Vorausſicht, durch ihre Sorge für die Zukunft. Ein Sohn kann für ſich ſelbſt ſorgen, wenn er das Jünglingsalter erreicht hat, für eine Tochter aber muß geſorgt werden, und im glücklichſten Falle, wenn ſie früh durch die Ehe eine entſprechende Verſorgung findet, müſſen die Eltern ſich von ihr trennen.

Im Orient findet der Unterricht der heranwachſenden Kinder im Hauſe ſtatt und beſchränkt ſich meiſtens darauf,

ihnen die wichtigſten Satzungen des Korans beizubringen. Erſt in neuerer Zeit wurden in Konſtantinopel öffentliche Unterrichtsanſtalten gegründet, welche aber ſelbſtverſtändlich für den weiblichen Theil der Bevölkerung ſo gut wie nicht vorhanden ſind. Mädchenſchulen, Penſionen, Stiftungen und dergleichen giebt es im Morgenlande nicht. Die Mädchen werden meiſtens ſchon im Alter von vier oder fünf Jahren verlobt, natürlich ohne zu wiſſen mit wem, und zwiſchen zwölf bis vierzehn Jahren verheirathet, ohne zu wiſſen wer ihr Mann iſt, den ſie bei der Hochzeit zum Erſtenmale ſehen. Verlobung und Heirath werden durch Vermittler eingeleitet und zwiſchen dem Vater der Braut und dem Vater des Bräutigams abgeſchloſſen, meiſtens ohne daß die zunächſt dabei Betheiligten etwas davon wiſſen. Bei dem Abſchluß des Heirathsvertrages, welcher durch den Imam der Moſchee in Gegenwart der Verwandten beider Häuſer vollzogen wird, dürfen keine Frauen zugegen ſein. Die Hochzeit wird in beiden Häuſern mit einem ſo großen Prunk begangen, als es die Verhältniſſe irgend geſtatten. Aber auch hierbei bleiben die Geſchlechter ſtreng geſchieden; die Frauen ergötzen ſich im Harem, die Männer im Selamlik.

Wird eine Frau Wittwe, ſo ſucht ſie durch Vermittlung ihrer Eltern ſo ſchnell als möglich wieder zu heirathen, denn eine eheloſe Frau iſt bei den Türken ein unglückliches, hülfloſes Weſen. Glücklich aber werden die Mütter geprieſen, beſonders wenn ihr erſtgebornes Kind ein Sohn iſt; ihr Anſehen wächſt mit der Zahl ihrer Kinder.

Der Koran erlaubt jedem ſeiner Bekenner vier geſetzmäßige Frauen zu haben und eine beliebige Zahl von Sklavinnen. Von dieſer Erlaubniß machen jedoch außer dem Sultan und den Großen des Reichs nur wenige Türken Gebrauch. Die Aermeren haben nur *eine* Frau, weil ihnen die Mittel fehlen, mehrere zu unterhalten, und die meiſten Andern haben nur *eine* Frau, weil der Türke vor Allem die Ruhe liebt,

die mit mehreren Frauen unverträglich ist. Denn jede von ihnen will die Bevorzugte sein, und so werden von Allen die wunderlichsten Mittel angewandt, um die Liebe des Herrn zu erlangen oder zu erhalten.

Bei allen Völkern finden wir, daß die Frauen sich gewisser Zaubermittel bedienten, um das Herz des Geliebten zu fesseln. Bei den alten Skandinaviern wurden zu diesem Zwecke die Runen angewandt. Im Mittelalter kommen sowohl bei den romanischen wie germanischen Völkern die Liebestränke häufig vor. Im Oriente spielen noch heute Liebestränke wie Talismane eine bedeutende Rolle.

Das großartigste Bild eines morgenländischen Haushalts und somit das großartigste Spinngewebe von Intriguen, Zaubermitteln, Eifersucht, Haß und Liebe bietet natürlich der Harem des Sultans dar, der im großen Ganzen ebenso eingerichtet ist, wie der Harem Salomo's, des großen Königs der Juden, war.

Die Zahl der Frauen, welche den kaiserlichen Harem bilden, belief sich früher insgemein auf Tausend, während sie unter dem gegenwärtigen Sultan nur dreihundertfunfzig beträgt, worin die Türken eine beklagenswerthe Annäherung an abendländische Sitten sehen. Unter diesen dreihundertfunfzig besteht ungefähr die Hälfte aus Negerinnen, welche die geringeren Dienste versehen. Dreißig Sklavinnen sind für den Dienst der Kadinnen oder Sultaninnen — und vierzehn für die sieben ersten Hofdamen bestimmt. Das ganze Personal zerfällt in vier Klassen: Gedeklik's (Auserwählte), Usta's (Herrinnen), Schahzirda (Novizen) und Dsharia (Sklavinnen). Die erste dieser Klassen ist auf zwölf beschränkt, wozu die schönsten und gebildetsten gewählt werden, welche beim Sultan Pagendienste versehen.

Die höchste Stelle im kaiserlichen Harem nehmen die Kadinnen oder Frauen des Sultans ein, deren Rang sich nach dem Datum ihrer Erhöhung richtet. Die Mutter des erstgebornen Prinzen hat den Vorrang vor allen übrigen, nimmt

aber erſt bei der Thronbeſteigung ihres Sohnes den Titel Sultanin Valide an.

Besma allem (Zierde des Weltalls), die Mutter des jetzt regierenden Sultans, war eine georgiſche Sklavin, die in ihrer Kindheit nach Konſtantinopel verkauft wurde.

Das Prinzip der Ebenbürtigkeit bei der Ehe kennen die Türken nicht. In Europa entwickelte es ſich beſonders ſcharf in den Ländern, wo Leibeigenſchaft beſtand, trat aber im Mittelalter und in der neueren Zeit ſchärfer hervor als früher der Fall war. Bei den alten Normannen konnte z. B. eine Königstochter unbedenklich einem freien Bauern die Hand reichen; die ſagenberühmte böhmiſche Königin Libuſſa heirathete ebenfalls einen Bauern, während bei uns im ſiebzehnten Jahrhundert eine Grafentochter ſich ſchwer entſchloſſen haben würde, einen Baron zu heirathen.

Die Türken legen bei den Frauen gar kein Gewicht auf vornehme Abkunft. Bei ihnen gilt das Wort: »Die Perlen werden im Schlamm des Meeres gefunden und die beſten Frauen in den unterſten Schichten des Volkes.«

Habe ich das Loos der Frauen im Orient als ein keineswegs beneidenswerthes geſchildert, ſo muß doch rühmend hervorgehoben werden, daß das Geſetz ihnen überall ſchützend zur Seite ſteht und ſie vor jeder rohen Behandlung von Seite ihrer oder anderer Männer ſichert. In den Fetwah's des rechtskundigen Muphti Abdullah-Effendi heißt es, daß eine Frau das Recht habe, Jeden, der ihrer Ehre irgendwie zu nahe trete, zu vergiften oder ſonſt um's Leben zu bringen. Wenn eine Frau von ihrem Manne brutal behandelt wird, ſo hat ſie das Recht, ihn zu verklagen, und das Gericht entſcheidet faſt immer zu Gunſten der Frau.

In dieſem Punkte iſt das türkiſche Geſetz gerechter und milder als das germaniſche und römiſche, welche dem Manne erlauben, die Frau durch Prügel zu mißhandeln. Das

bayeriſche Landrecht enthält noch heute den Satz, daß dem Manne eine gelinde Züchtigung der Frau geſtattet ſei.

Bei den Perſern nimmt mit geringen Abweichungen die Frau dieſelbe Stellung ein wie bei den Türken. Größere Unterſchiede und poetiſchere Beziehungen finden wir ſchon bei den Tataren am Kaſpiſchen Meere und im Daghestan, und am freieſten unter allen Islamiten geſtalten ſich die Verhältniſſe zwiſchen beiden Geſchlechtern bei den eigentlichen Tſcherkeſſen am Schwarzen Meere. Polygamie kommt hier meines Wiſſens gar nicht vor; die jungen Mädchen gehen unverſchleiert und unbewacht umher bis zu ihrer Verheirathung, ſie dürfen mit Männern verkehren ſo viel ſie wollen und trotz — oder vielmehr in Folge dieſer Freiheit herrſcht hier eine größere Sittenreinheit, als bei irgend einem andern orientaliſchen Volke, die chriſtlichen Georgier und Armenier nicht ausgenommen.

Der berüchtigte Mädchenhandel, welcher von der tſcherkeſſiſchen Küſte aus mit der Türkei unterhalten wird, kommt nur unter der Klaſſe der Sklaven und Unfreien vor, deren Töchter in der Heimath, wo eine durchaus ariſtokratiſche Gliederung der Geſellſchaft beſteht und kein Fürſt oder freier Mann unter ſeinem Stande heirathet, doch keine ſo gute Partie machen würden wie in der Türkei, wo ſie ſicher den Weg in den Harem irgend eines Großen finden.

Bei den Tſcherkeſſen, wie bei allen Völkern des Kaukaſus, verlangt es die Sitte, daß die Braut nach vorherigem Einverſtändniß von ihrem Bräutigam entführt werde, wobei regelmäßig Scheinkämpfe ſtattfinden, die nicht immer ohne Blutvergießen ablaufen. Ueberhaupt zeigt ſich in keinem andern moslemiſchen Lande eine ſo große und intereſſante Mannigfaltigkeit von Sitten und Gebräuchen, wie bei den Tſcherkeſſen, deren geſellſchaftliches wie politiſches Leben in vielen Zügen an die alten Germanen erinnert, wie Tacitus ſie uns ſchildert.

Indem ich mich nun, vor dem Schluſſe, den abendländiſchen Frauen wieder zuwende, kann ich füglich die meiſten der Einzelheiten übergehen, die bei der Schilderung der Türkinnen nothwendig waren, denn wie ſie ſich baden, ſalben, kleiden und ſchmücken, iſt allbekannt.

Wenn deutſche Frauentreue und Tugend auch von jeher vielfach gerühmt wurde, ſo bin ich doch bei meinem Studium der Geſchichte der Frauen zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Frauen bei uns immer noch beſſer waren als ihr Ruf, und daß überhaupt bei uns die Sitte der Geſetzgebung weit voraus war.

Das germaniſche Geſetz erlaubte die Polygamie; die germaniſche Sitte verbot ſie, und deshalb kam ſie bei unſern Fürſten äußerſt ſelten vor, und meiſtens nur aus politiſchen Gründen.

Noch im ſechzehnten Jahrhundert wurde von den Juriſten und Theologen über die Zuläſſigkeit der Vielweiberei geſtritten, nachdem die Wiedertäufer in Münſter dieſelbe in der Art geübt hatten, daß Johann von Leyden funfzehn, die Uebrigen zehn bis zwölf Frauen beſaßen, ähnlich wie heutzutage die Apoſtel der Mormonen in Amerika.

Frankreich gilt ſeit lange vorzugsweiſe als das Land, wo die Galanterie und Artigkeit gegen die Frauen am weiteſten getrieben wird, und doch kommen gerade in Frankreich in allen Schichten des Volks bis zu den höchſten hinauf täglich ungeſtraft Dinge vor, die im Orient ihres Gleichen ſuchen. Das Geſetz giebt in Frankreich dem ſchlechteſten Manne Waffen in die Hand, gegen welche es der beſten Frau unmöglich iſt, ſich zu vertheidigen. In Frankreich liegt die Geſetzgebung in Bezug auf die Frauen noch ſehr im Argen.

Am freieſten und würdigſten iſt die Stellung der Frau in Deutſchland und England, obgleich auch hier noch viel zu wünſchen übrig bleibt, nicht ſowohl in Bezug auf die Damen der großen Welt, die alle Mittel haben ihr Leben anmuthig und glücklich zu geſtalten, als vielmehr in Bezug auf die

Frauen der arbeitenden und ärmeren Klaſſen. Freilich iſt — in Folge des Mundium und der veränderten Auffaſſung des Gerichtsweſens — die Fähigkeit der Frauen, vor Gericht zu erſcheinen, anerkannt worden und inſofern ihre Emancipation als vollendet zu betrachten, allein hinſichtlich des ſo wichtigen Punktes der Wahl eines Berufes ſind ſie immer noch drückenden, mit ihrer heutigen geſellſchaftlichen Stellung geradezu unverträglichen Beſchränkungen unterworfen. Im Mittelalter war das eine natürliche Folge von Zuſtänden, die längſt aufgehört haben. Damals waren die Frauen vom Gewerbsweſen ausgeſchloſſen, weil die mittelalterliche Zunft durch ihre Angehörigen in den Städten eine Gewalt ausübte und zugleich nach Außen eine politiſche Rolle ſpielte, woran die Frauen keinen Theil haben konnten. (Als merkwürdig hervorzuheben iſt die einzige Ausnahme zu Gunſten handeltreibender Frauen, die in den großen Handelsſtädten frühzeitig anerkannt war und ſich bald allgemein verbreitete.)

Wo Geſetz und Sitte den Fortſchritt begünſtigen wie bei uns, ſind alle Uebel nur vorübergehender Natur und es hängt von den Frauen zur Beſſerung ihr Stellung ſelbſt viel mehr ab, als von irgendwelchen neuen Theorien ſozialer Einrichtungen, irgendwelchen Experimenten der Politik oder Beweiſen geiſtiger Ebenbürtigkeit. Treue Pflichterfüllung und ſorgfältige Ausbildung des Herzens und Geiſtes iſt die beſte Schutzwehr gegen Ungerechtigkeit.

Eine große, nicht genug zu beachtende Quelle häuslichen Unglücks iſt die allzufrühe Verheirathung der jungen Mädchen. Jeder, dem daran liegt, ſich über dieſen wichtigen Punkt zu unterrichten, wird leicht die Beobachtung machen können, daß die meiſten unglücklichen Ehen aus der eben genannten Quelle entſpringen. Daß es viele glückliche Ausnahmen giebt, verſteht ſich von ſelbſt. Aber in der Regel iſt es nicht gut, gleich aus den Kinderſchuhen in die Ehepantoffeln zu ſchlüpfen.

In unſerm gemäßigten Klima, wo die Entwicklung langſamer vor ſich geht, als im Orient, tritt die vollſtändige geiſtige, wie körperliche Reife ſelten vor dem einundzwanzigſten Jahre ein. Nun ſcheint es mir in keiner Beziehung rathſam, daß eine Dame Frau und Mutter werde, bevor ſie ihre vollſtändige Reife erlangt hat.

Die gefährlichſte Zeit für ein junges Mädchen liegt zwiſchen dem funfzehnten und zwanzigſten Jahre. Die Richtung, die es in dieſer Zeit erhält, wird maßgebend bleiben für ſein ganzes Leben.

Was ein junges Mädchen bis zum vierzehnten Jahre lernt, iſt ziemlich gleichgiltig; hingegen iſt, was es in den folgenden Jahren treibt, von der größten Wichtigkeit. In dieſen Jahren iſt nichts heilſamer, nichts ſegensreicher, als eine ſtrenge Zucht des Geiſtes, ernſte Studien oder Beſchäftigungen irgendwelcher Art, die unſchuldige Vergnügungen keineswegs ausſchließen, vielmehr ſelbſt eine reiche Quelle ſolcher Vergnügungen werden. Diejenigen aber, welche dieſe Zeit bloß mit nichtigen, eiteln Zerſtreuungen verbringen, werden das im ſpätern Leben vielfach zu büßen haben.

Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Andeutungen weiter auszuführen. Den Verſtändigen genügt ein Wink und den Unverſtändigen predigt man vergebens.

Wenn es ſich um den Fortſchritt der Nation handelt, ſo kommt die häusliche Sitte nicht minder als die öffentliche in Betracht, und jene iſt es, mit welcher es die Frau vorwiegend zu thun hat. Der Unterdrückung und ungerechten Behandlung, welche zahlreiche Frauenklaſſen, die auf ihrer Hände Arbeit angewieſen ſind, zu erdulden haben, kann nur durch das Mitgefühl und die Gerechtigkeit ihrer günſtiger geſtellten Mitſchweſtern abgeholfen werden. Eine geiſtreiche Engländerin, Mrß. Balfour, die ſelbſt in ihrer Heimath viel zur Verbeſſerung der Lage ihrer Mitſchweſtern gethan, ſagt mit

Recht: Was die Quelle für den Strom, was das Herz für den Körper, das iſt die Macht der heimathlichen Stätte für die Tugend einer Nation.

Daß die Stellung der Frauen bei uns jetzt eine unendlich freiere und beſſere iſt, als ſie in den geprieſenen Zeiten des Mittelalters war, wird kein Kundiger leugnen.

Es kommt freilich heutzutage nicht mehr jene überſchwengliche Schwärmerei vor, welche den Ritter Ulrich von Lichtenſtein bewog, ſich den Finger abzuhacken und denſelben ſeiner Geliebten als Zeichen ſeiner Liebe zu ſenden, aber es kommt auch nicht mehr vor, daß die Ritter ihre Frauen prügeln, wie früher ſehr häufig der Fall war. Der Stock ſcheint ſeit der älteſten Zeit eine Stütze germaniſcher Frauenverehrung geweſen zu ſein. In Norddeutſchland, bei den Bauern der Soeſter Behörde, herrſcht noch die alte Sitte, daß der Bräutigam nach erfolgter Trauung von den umſtehenden Bauern einige tüchtige Hiebe mit Dornſtöcken erhält, damit er fühle, wie weh ſchlagen thue und er ſich nie beikommen laſſe, ſeine Frau zu prügeln.

Trotz des durch dieſe Sitte angedeuteten, noch vielfach vorkommenden Mißbrauchs der männlichen Gewalt, dürfen wir mit Fug und Recht ſagen, daß die Frauen bei uns eine würdigere Stellung einnehmen, als in irgend einem andern Lande der Welt, und wenn wir, um auch die ſchlimmſten Schattenſeiten der Frauen kennen zu lernen, einen Blick in die Gefängniſſe werfen und finden, daß auf zwölf männliche Verbrecher nur eine Verbrecherin kommt, ſo müſſen wir eingeſtehen, daß die Frauen nicht bloß das ſchöne Geſchlecht, ſondern auch das gute Geſchlecht genannt zu werden verdienen.

Das Unverwüſtliche der weiblichen Trefflichkeit läßt ſich am beſten dadurch veranſchaulichen, daß gerade Diejenigen die Frauen am meiſten verehren, welche ſie am genaueſten kennen mit all' ihren Vorzügen und Schwächen, die immer gleichen Urſprungs ſind. Auch die edelſten weiblichen Anlagen können

zu den größten Thorheiten führen, wenn die Frau nicht in Ausübung ernſter Berufspflicht ein heilſames Gegengewicht gegen die angeborene ideale Richtung findet. So entſpringt aus der Begeiſterungsfähigkeit jener alberne Enthuſiasmus, der ſich um die Handſchuhfetzen eines Lyrikers oder fingerfertigen Virtuoſen reißt. Die meiſten Auswüchſe und Verkehrtheiten kommen in der ſogenannten »guten Geſellſchaft« vor, wo am wenigſten äußere Nöthigung und innerer Antrieb zu ernſter Thätigkeit vorhanden iſt. Denn die Arbeit bildet den Werthmeſſer der Frau wie des Mannes, und was für das Individuum gilt, findet ſeine Anwendung auf das ganze Geſchlecht. Wo in einem Hauſe, in einem Kreiſe, in einem Lande der Arbeitsberuf der Frau außer Acht gelaſſen wird, da fängt das Verderben an.

Daß die Frauen ſelbſt den ſchwierigſten Geſchäften ebenſo gewachſen ſind wie die Männer, beweiſt am beſten die Reihe der großen Herrſcherinnen, deren Namen durch ihre Thaten unſterblich geworden. Merkwürdig bleibt es immerhin, daß ſeit den älteſten Zeiten die Frauen für würdig und geſchickt zur Ausübung der höchſten politiſchen Thätigkeit, zur Herrſchaft, erachtet wurden, während man ſie in den untergeordneten Sphären des Lebens wie unmündige Kinder behandelt. Und doch gerade fern vom Schauplatz der großen Welt, im häuslichen Kreiſe, bewähren ſich ihre Tugenden am meiſten und erſcheinen ſie am holdeſten, wo ihnen der Stachel des Ehrgeizes wie der Lohn des Ruhmes fehlt, und wo ſie keine andere Befriedigung haben als die aus ihrem harmoniſchen Walten entſpringt und aus dem ſtillen Glücke, das ſie in ihrer Umgebung ſchaffen.

Ueber Shakespeare und das altenglische Drama.

I.

Die engliſche Bühne iſt nur inſofern von welthiſtoriſcher Bedeutung, als ſie ſich auf Shakeſpeare bezieht. Ob man von ſeinen hochbegabten Vorläufern rede, die dem dramatiſchen Meſſias die Pfade bereiteten, oder von ſeinen Nachfolgern, die ihr Licht von ihm empfingen: er ſelbſt wird immer der goldene Ring bleiben, an welchen ſich alle Betrachtungsfäden knüpfen, weil gerade ſeine Werke in höchſter Potenz Alles enthalten was die Eigenthümlichkeit des engliſchen, wie des modernen Dramas überhaupt — im Gegenſatz zum altklaſſiſchen — ausmacht.

Dieſe Eigenthümlichkeit beſteht, ihrem Kern nach, in der Charakterzeichnung, welche uns die handelnden Perſonen nicht als Repräſentanten abſtrakter Ideen, auch nicht als bloße Gattungstypen, ſondern als beſtimmte, ſcharfausgeprägte Individualitäten darſtellt, deren Glück und Unglück ihrem eigenen Denken und Handeln entſpringt und nicht — wie bei den Griechen — durch ein außer ihnen mit eiſerner Nothwendigkeit waltendes Schickſal beſtimmt wird.

In Shakeſpeare ſteigert ſich die Fähigkeit, Charaktere der mannigfaltigſten Art zu ſchaffen, zu ſolcher Höhe, daß wir in allen Perſonen ſeiner Dramen wirkliche Menſchen von Fleiſch und Blut vor uns zu ſehen glauben, die — gleichviel

ob ſie gut oder ſchlecht ſind, thöricht oder weiſe — auf das Lebhafteſte unſere Theilnahme herausfordern und dies in immer höherem Grade, je näher wir ihnen treten, je mehr wir ſie zu ergründen ſuchen.

In dieſem Sinne hat weder das Alterthum noch die Neuzeit einen Dichter aufzuweiſen der ſich an dramatiſcher Schöpferkraft auch nur entfernt mit Shakeſpeare vergleichen ließe.

Jedes ſeiner Dramen iſt eine in ſich abgeſchloſſene Welt, worin die Verſchiedenartigkeit der zuſammentreffenden Charaktere einen Konflikt erzeugt, aus welchem eine ſpannende Handlung ſich entwickelt, deren Fortgang und Erweiterung, Umſchwung und Löſung je nach der Natur des Stoffes zu einem tragiſch erſchütternden oder heiteren Abſchluſſe führt.

Auch anderen Dichtern iſt es gelungen, dramatiſche Charaktere zu ſchaffen, welche ſich durch beſtimmte, ihrer eigenen Natur entſpringende Merkmale genau von einander unterſcheiden, in ihrem Zuſammentreffen eine ſpannende oder ergreifende Handlung erzeugen und durchweg allen künſtleriſchen Anforderungen genügen, allein dieſe Charaktere zeigen uns den Menſchen meiſt nur von einer Seite und ſind gleichſam nur für das Stück, worin ſie auftreten, zugeſchnitten, über deſſen Rahmen ſie nicht hinausreichen. Sie ſind leicht zu durchſchauen, bieten wenig Stoff zum Nachdenken und intereſſiren uns nur in ſofern ſie das Stück tragen oder davon getragen werden.

Die Shakeſpeare'ſchen Charaktere hingegen ragen ſo weit über die Grenzen ſeiner Dramen hinaus, wie der Geiſt des Menſchen über ſeinen Körper; ſie ſind unergründlich wie das Leben ſelbſt. Seit bald drittehalb Jahrhunderten haben die mächtigſten Dichter und Denker ſie zu deuten geſucht und ſind nicht damit zu Ende gekommen, und man wird noch Jahrtauſende daran deuten und nicht damit zu Ende kommen; man wird immer neue Seiten ihrer ewigen Lebenswahrheit entdecken

und alte Irrthümer zu berichtigen finden. Denn kein anderer Dichter hat es ſo wie Shakeſpeare verſtanden den Menſchen überall sub specie aeterni zu zeigen, immer ganze Menſchen zu ſchaffen und ſelbſt da, wo nach der Oekonomie des Stücks nur einzelne Züge eines Charakters zur Erſcheinung kommen können, uns zu befähigen aus dieſen Zügen einen Rückſchluß auf das Ganze zu machen, wie aus den Blättern oder der Frucht auf den Baum.

Einen ſolchen Dichter, der bei ſeiner wunderbaren Geſtaltungskraft immer aus dem Urborn des Lebens ſchöpft und hinter dem Vergänglichen das Ewige zu offenbaren weiß, ganz zu würdigen, erfordert die höchſte Anſpannung aller Geiſteskräfte, woraus denn, bei genauerem Studium, eine demuthvolle Hingebung von ſelbſt entſpringt als unerläßlichſte Bedingung zu ſeinem Verſtändniß.

Wer da glaubt, die größeren Werke Shakeſpeare's mit derſelben Leichtigkeit durchdringen zu können wie etwa die unſeres Goethe und Schiller, der wird nur den halben Genuß davon haben, nicht allein deshalb, weil Shakeſpeare in fremdem Boden wurzelt und einer anderen Zeit angehört, die man kennen muß um ihn zu verſtehen, ſondern auch deshalb, weil er ſich ganz hinter ſeiner Schöpfung verbirgt und viele ſeiner Schönheiten aufgeſucht ſein wollen wie die Quellen im ſchattigen Waldesdickicht. Dazu kommt die zu jener Zeit herrſchende Sitte der dramatiſchen Dichter, ihren Stücken eine Menge Dinge einzuknüpfen, welche zur Belehrung und zum Ergötzen des neugierigen Publikums dienten, aber mit dem Stücke ſelbſt eigentlich nichts zu thun hatten — Anſpielungen auf damals in den Vordergrund tretende Ereigniſſe, Zuſtände und Perſonen, welche, unrichtig gedeutet, wie das oft genug vorkommt, leicht ein falſches Licht auf das Stück, oder gar auf den Dichter ſelbſt werfen, deſſen hehres Bild man immer noch nicht müde wird, durch abgeſchmackte, nicht allein aller Wahr-

heit, ſondern auch aller Wahrſcheinlichkeit entbehrende Züge zu verunſtalten. So findet man — um hier nur ein Beiſpiel anzuführen — ſelbſt in den mit ſo liebevollem Eingehen geſchriebenen Werken eines Gervinus und Kreyßig die alte, längſt in das Gebiet der Fabel verwieſene Geſchichte von Shakeſpeare's Wilddiebſtahl als glaubwürdig wiederholt, woran denn von Gervinus Betrachtungen geknüpft werden, die natürlich eben ſo unrichtig ſind wie die Geſchichte ſelbſt.*)

Doch, um zur Hauptſache zurückzukommen: es iſt nicht möglich, Shakeſpeare gleich beim erſten Anlauf ganz zu verſtehen, wenn auch mit Recht geſagt werden kann, daß bei geſunden Naturen in den meiſten Fällen die erſten Eindrücke die richtigſten und bleibendſten ſind. Als ſicherſter Weg zu einem wirklich fruchtbaren Studium des Dichters iſt daher zu empfehlen, mit jedem ſeiner Stücke ſich erſt ſelbſt möglichſt innig vertraut zu machen und vor Allem ſich ein eigenes Urtheil darüber zu bilden, ehe man Vorleſungen darüber hört, oder Abhandlungen darüber lieſt.

Wer eine Shakeſpeare'ſche Tragödie hundertmal lieſt, um ein eigenes Urtheil darüber zu gewinnen, wird beſſer thun als wer hundert fremde Urtheile darüber hört oder lieſt, denn alle fremden Urtheile, ſo geiſtvoll dieſelben auch ſein mögen, werden Diejenigen mehr verwirren als belehren, welche nicht ſelbſt

*) Es iſt nachgewieſen, daß Sir Thomas Lucy niemals einen Wildpark beſeſſen, woraus ſich denn von ſelbſt ergiebt, daß in dieſem nicht exiſtirenden Park kein Wildfrevel begangen werden konnte. So konnte denn auch Shakeſpeare aus dem angeführten Grunde nicht von Sir Thomas verfolgt werden und brauchte nicht vor ihm zu fliehen. Trotzdem ſoll er nun noch achtzehn Jahre ſpäter ſein Müthchen an Sir Thomas gekühlt haben, indem er in der Figur des ahnenſtolzen Robert Schaal, dem er zwölf Hechte (luces) in ſein Wappen giebt, Sir Thomas Lucy verſpottete, der ein ſolches Wappen niemals geführt hat! Shakeſpeare's rächender Witz ſchwimmt nun obendrein gar nicht mit den Hechten, ſondern gründet ſich auf die falſche Ausſprache des Wortes luces wie (louses) durch einen wälſchen Prieſter, der alle Wörter falſch ausſpricht. Zur Ergänzung dieſer albernen Geſchichte wird noch eine Strophe aus einer alten Ballade angeführt, deren armſeliger Witz ſich ebenfalls lediglich um Lucy und lowsie dreht. Es iſt ſchwer zu begreifen, wie Männer von Geiſt und Geſchmack Shakeſpeare je ein ſolches Machwerk zuſchreiben konnten.

ſchon einen feſten Grund gelegt, eine eigene Meinung gewonnen haben.

Mit dem bloßen Leſen Shakeſpeare's iſt auch noch wenig gethan, wenn es nicht nach einer beſtimmten Methode geſchieht. Man überſpringt ſonſt zu leicht Stellen, die einen auf den erſten Blick wenig anmuthen, und ſchwelgt in ſchönen Einzelheiten, woran Shakeſpeare's Dramen ſo reich ſind, die aber, aus dem Zuſammenhange des Ganzen geriſſen, doch nicht ihre volle Wirkung üben können. Man muß deshalb vor Allem ſuchen, ſich über den Gang der Handlung und über die Träger derſelben, die Charaktere, klar zu werden. Dies geſchieht am beſten, indem man zunächſt den Geſammtinhalt des Stücks unbefangen auf ſich wirken läßt und dann mit Anſpannung aller Geiſteskräfte den Urſachen dieſer Wirkung nachgeht. Man wird ſolchergeſtalt erſt feſtſtellen, *was* geſchieht und dann *wie* es geſchieht. Man wird Schritt für Schritt dem Gang der Handlung folgen und die äußerlich im Bau des Stücks zerſtreuten, aber innerlich zuſammengehörigen Scenen aneinanderfügen, um das Urtheil über die einzelnen Charaktere zu begründen, die immer mit Hinblick auf das Ganze zu betrachten ſind. Erſt wenn man ſo das vom Dichter Gebotene zerlegt und ſelbſtthätig wieder aufgebaut hat und ſich, nach Maßgabe eigener Fähigkeit, über alle Charaktere klar geworden iſt, wird man den Schlüſſel zum Verſtändniſſe des Ganzen finden und das Weſentliche vom Unweſentlichen zu ſondern wiſſen. Denn, um dies hier gleich voraus zu bemerken: in unweſentlichen Dingen machte Shakeſpeare ſeiner Zeit und ſeinem Publikum Konzeſſionen, in weſentlichen Dingen nie! In der Hauptſache ſchrieb er immer als ob er für ſeines Gleichen ſchriebe und es ſcheint in der That, daß es eines Genius, dem ſeinen ebenbürtig, bedürfe, um ein völliges und reines Verſtändniß ſeiner weltumfaſſenden Dichtungen zu ermöglichen, denn welche Fortſchritte auch die Shakeſpearekritik in dieſem Jahrhundert gemacht

hat: noch immer gehen die Anſichten der berühmteſten Erklärer auseinander und die Zeit liegt noch unabſehbar fern, wo die widerſtreitenden Beurtheilungen ſeiner großen Tragödien ihren verſöhnenden, allgemein befriedigenden Abſchluß finden werden.

Schon Leſſing hat geſagt: »Die wahren Kenner der Dichtkunſt ſind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben ſo ſelten wie die Dichter ſelbſt geweſen.« Bis nun ein ſolcher kommt, der alle andern Kritiker eben ſo überragt, wie Shakeſpeare alle andern dramatiſchen Dichter, müſſen wir uns begnügen, das begonnene Werk durch gewiſſenhafte Forſchung und liebevolle Hingebung zu fördern, das überkommene Gute des reichen, vorliegenden Materials zu benutzen und die überkommenen Irrthümer abzuſtreifen. Vor Allem wollen wir uns hüten, in den Fehler Tiecks und Anderer zu verfallen, die mit höhnender Geringſchätzung auf die engliſche Kritik herabſahen, während ſie beſſer gethan hätten davon zu lernen.

Ich darf die Behauptung wagen, daß die Engländer im Verſtändniß ihres großen Dichters uns in keinem wichtigen Punkte nachſtehen, in manchem hingegen uns voraus ſind. Es wäre doch auch gar zu ſeltſam, daß ein großes Volk, aus dem ein ſolcher Dichter hervorgegangen, erſt eines andern Volkes bedürfte, um ihn ſich erklären zu laſſen. Wo Gott ſeltene Früchte wachſen läßt, da hat der Menſch auch den Magen ſie zu verdauen.

Die beſten engliſchen Kritiker haben immer Eines beachtet, was bei uns meiſt unbeachtet geblieben: daß Shakeſpeare ſeine Werke blos für die Bühne geſchrieben und zwar zunächſt für ſeine eigene Bühne, die er perſönlich leitete und wo deshalb kein Schauſpieler über das richtige Verſtändniß ſeiner Rolle in Zweifel bleiben konnte.

Unter ſolchen Umſtänden bedurfte es erklärender Einſchiebſel nicht. Der Dichter, ohnehin kein Freund von vielen Worten, drückte ſich ſo kurz wie möglich aus und überließ es

den Schauſpielern, Stellen, die uns heute räthſelhaft erſcheinen, durch die Darſtellung in ihrer vollen Wirkung zu offenbaren.

Erwägt man die lange Reihe von Jahren die Shakeſpeare an der Spitze eines Theaters geſtanden und behält dabei wohl im Auge, daß das Theater ſein ganzes Leben hindurch die einzige Quelle ſeines Unterhalts und Wohlſtandes war; erwägt man ferner welche hohe, für alle Zeiten giltige Anſichten Shakeſpeare von der Bedeutung der Bühne hatte, wie er ſolche im Hamlet ausſpricht, ſo wird man ſich ungefähr vorſtellen können, mit welcher maßvollen Vollendung ſeine Dramen unter ſeiner eigenen Leitung aufgeführt wurden.

Wem es vergönnt war, ſolchen Vorſtellungen beizuwohnen, der bedurfte keiner Erklärungen der Stücke, denn er ſah und hörte Alles was der Dichter gewollt hatte, deutlich vor ſich. Leider hat damals Niemand daran gedacht, dieſe Eindrücke für die Nachwelt feſtzuhalten; ſie würden hunderte von Büchern, die man über Shakeſpeare geſchrieben, überflüſſig gemacht haben. Aber wer ſollte auch an ſo etwas denken? Wer konnte damals ahnen, daß die in höchſter Blüthe ſtehende Volksbühne einem ſo raſchen Untergange geweiht wäre, um ſpäter, nachdem alle Spuren der alten, ächten Kunſt verloren gegangen, einem nach fremdländiſchem Muſter eingerichteten Theater Platz zu machen, auf dem Shakeſpeare's Werke nur in verkümmerter und verſtümmelter Geſtalt erſcheinen durften.

Von den innern wie äußern Urſachen des Aufſchwungs und Untergangs der Shakeſpearebühne wird ſpäter die Rede ſein; hier ſollte nur bemerkt werden, daß mit ihrem Untergang auch alle lebendige Erinnerung daran erloſch und es nun der Arbeit von Jahrhunderten vorbehalten blieb, das Verlorene fragmentariſch mühſam wieder aufzuſuchen, wie die vergrabenen Schätze eines untergegangenen Reichs.

Auch bei dieſer Arbeit, die ſchon zu höchſt erfreulichen Reſultaten geführt hat, war dem Theater ein hervorragender

Antheil zugewieſen; die bedeutendſten Künſtler haben ſich der Darſtellung Shakeſpeare'ſcher Charaktere mit beſonderer Vorliebe zugewandt und die höchſten und dankbarſten Aufgaben ihrer Kunſt darin gefunden. Dem ernſten künſtleriſchen Streben und den glücklichen Inſpirationen eines Garrick, Macready, Kean, Kemble, Devrient, Seydelmann u. A. hat die Shakeſpearekritik manchen erheblichen Fortſchritt, manchen fruchtbaren Wink zu verdanken und ſelbſt mittelmäßige Darſtellungen der Dramen des großen Dichters ſind immer noch förderlicher zu ſeinem Verſtändniß als das bloße Leſen ſeiner Stücke.

Hätte Shakeſpeare ſelbſt je daran gedacht, daß ſeine Werke einſt in unzähligen Ausgaben und Ueberſetzungen über alle Länder der Chriſtenheit verbreitet werden und den Geſchmack der ganzen gebildeten Welt beherrſchen würden, ſo hätte er ſicher Sorge getragen ſie nicht blos in durchgängig korrekter, ſondern auch allgemein verſtändlicher Ausgabe der Nachwelt zu überliefern, ſtatt in unbefangenſter Sorgloſigkeit ihre Veröffentlichung dem blinden Zufall zu überlaſſen.

Da er es aber leider unterließ ſelbſt eine Ausgabe ſeiner Werke zu veranſtalten und erſt ſieben Jahre nach ſeinem Tode eine ſolche erſchien, welche, außer den ſchon früher in Quartausgaben gedruckten, achtzehn bis dahin noch ungedruckte Stücke enthielt, ſo müſſen wir uns begnügen, die Dramen zu nehmen wie ſie nach dieſer älteſten Geſammtausgabe und den Ergebniſſen einer gewiſſenhaften Textkritik uns vorliegen. Jeder denkende Leſer wird ſich bemühen auf Grundlage des gegebenen Textes die Intentionen des Dichters zu erforſchen, die er bei jedem einzelnen Stücke wie in den verſchiedenen Charakteren verfolgte, aber völlig unſtatthaft iſt es, Dinge in den Text hineinzuphiloſophiren, die nicht darin ſtehen. Dieſe Bemerkung könnte leicht überflüſſig erſcheinen, weshalb ich durch ein paar Beiſpiele erläutern muß, daß ſie es nicht iſt. Man hört immer noch in Deutſchland, ſelbſt von den geiſtvollſten

Männern, Othello als »die Tragödie der Eiferſucht« erklären und dieſe Erklärung iſt ſo gäng und gebe geworden, daß der edle Mohr von Venedig ſelbſt im Volksmunde als das Ur- und Schreckbild der Eiferſucht gilt. Nun iſt aber dieſe Auffaſſung eine vollſtändig irrige, wovon ſich leicht Jeder überzeugen kann wer das Stück unbefangen lieſt. Shakeſpeare hat nie daran gedacht Othello zu einem Helden der Eiferſucht zu machen; er hat vielmehr bei der Charakterzeichnung des Mohren mit klarſter Abſichtlichkeit alle Züge vermieden, welche eine ſolche Deutung begründen könnten. Eiferſucht entſpringt aus Mißtrauen und von Mißtrauen iſt in Othello keine Spur zu finden. Er vertraut die ihm erſt eben anvermählte Desdemona dem Jago an, um ſie nach Cypern zu führen: würde das ein Mann thun, der auch nur die geringſte Anlage zur Eiferſucht hätte? Desdemona ſagt ſelbſt zu Emilie von ihm, er ſei nicht eiferſüchtig, und er beſtätigt das durch ſeine Worte wie ſeine Handlungen. Er iſt der Mann des offenen Vertrauens, eines Vertrauens das erſt dann in's Gegentheil umſchägt, als er ſich durch den Augenſchein von dem überzeugt hat, was Jago mit unerhörter Verſtellungskunſt ihm eingeredet. Daß dieſer Augenſchein ein trügeriſcher iſt, thut nichts zur Sache; Othello muß, nach Allem was vorhergegangen, an die Wahrheit des Geſehenen glauben. Setzen wir den Fall, Desdemona ſei wirklich ſchuldig geweſen: würde es dann irgend Jemanden eingefallen ſein, Othello's Betragen für das eines eiferſüchtigen Mannes zu halten? Mit einem ſolchen hätte der Dichter ſich's leichter machen können, als er in dieſem Stücke gethan, wo alle Hebel der Kunſt, der Intrigue, der Liſt und ſogar des Zufalls in Bewegung geſetzt ſind um die Kataſtrophe zu motiviren.

Eben ſo grundlos wie Othello zu einem eiferſüchtigen, hat man Macbeth zu einem »urſprünglich hohen und herrlichen Charakter« gemacht, eine Auffaſſung, für welche der Inhalt

der Tragödie auch nicht den allergeringſten Anhalt bietet, es ſei denn, daß man die Schiller'ſche Bearbeitung zur Richtſchnur nehme, wo es in der erſten Hexenſcene heißt:

Dritte Hexe.

Wir ſtreuen in die Bruſt die böſe Saat,
Aber dem Menſchen gehört die That.

Erſte Hexe.

Er iſt tapfer, gerecht und gut;
Warum verſuchen wir ſein Blut?

Zweite und dritte Hexe.

Strauchelt der Gute und fällt der Gerechte,
Dann jubiliren die hölliſchen Mächte.

Allein dieſe Verſe ſind von Schiller und nicht von Shakeſpeare, deſſen Macbeth kein Mann iſt, der erſt verſucht und verführt zu werden braucht ſeinen Weg zur Größe durch Mord zu bahnen, oder ſich ins Herz die böſe Saat ſtreuen zu laſſen, die längſt darin iſt und ſchon ſehr hoch aufgeſchoſſen zur Zeit wo er uns zuerſt entgegentritt.

Bei noch vielen andern Charakteren Shakeſpeare's werden wir ähnlichen Mißdeutungen begegnen, die einerſeits ihren Grund haben in dem Beſtreben der philoſophiſchen Ausleger, die Dramen des großen Briten »aus der Idee« zu konſtruiren und die Charaktere mit der Ariſtoteliſchen Forderung der Peripetie in Einklang zu bringen, anderſeits in der Schwierigkeit ſich von überkommenen irrthümlichen Vorſtellungen frei zu machen, beſonders wenn dieſelben ſich auf große Namen zurückführen laſſen.

Das Verſtändniß Shakeſpeare's wird vor Allem gefördert durch eine ſtreng hiſtoriſche Betrachtungsweiſe, welche die Wurzeln ſeiner Kunſt und Eigenthümlichkeit in ſeinen Vorgängern ſucht und ſeine Dramen genau mit den Quellen vergleicht aus welchen er geſchöpft hat. Man wird dann leicht

zu der Einſicht gelangen, daß Shakeſpeare bei der Schöpfung ſeiner Dramen nicht von abſtrakten Ideen ausging, die er zu verkörpern ſuchte, ſondern in den meiſten Fällen von ſchon fertig vorliegenden und zu ſeiner Zeit allbekannten Geſchichten, ja, daß er häufig ſogar ſolche Dramen ſeiner Vorgänger, welche ſich beſonderer Gunſt beim Publikum zu erfreuen hatten, nur überarbeitete, läuterte und vertiefte. Je bekannter der Stoff war, deſto kürzer faßte der Dichter ſich in der Expoſition, wie z. B. beim König Lear, deſſen erſte Scenen in dem ältern Drama, das unſerm Dichter vorlag, manchem Leſer beſſer gefallen dürften als in dem Shakeſpeare'ſchen Stücke, während der poetiſche Werth des ältern Stücks mit dem unſeres Dichters verglichen, ſich im Ganzen genommen verhält wie Kupfer zu Gold.

Man kann von der höchſten Bewunderung für Shakeſpeare erfüllt ſein, und doch zu der begründeten Einſicht gelangen, daß ſeine Stücke, obwohl überall vollendet in der Charakteriſtik, doch nicht überall den Forderungen dramatiſcher Kunſt, wie unſere Zeit ſie auffaßt, entſprechen. Wir ſehen es z. B. mit Recht als einen Mangel an, wenn der Dichter uns Geſtalten vorführt, welche die grundverſchiedenſten Deutungen zulaſſen, wie — unter vielen Anderen — die liebliche Geſtalt der Ophelia, welche man in Deutſchland ſeit Goethe's Vorgange ſich gewöhnt hat als ein lüſternes, ſinnliches Mädchen zu betrachten, während ſie den Engländern als die verſchämteſte knospenhafte Unſchuld gilt.*) Für beide Auffaſſungen

*) Maginn ſagt mit wahrer Entrüſtung von Tieck's Auffaſſung: »As for the gross theory of Tieck respecting Ophelia, it is almost a national insult. It maintains that she had yielded to Hamlet's passion, and that its natural consequences had driven her to suicide. Such a theory is in direct opposition to the retiring and obedient purity of her character, the tenour of her conversations and soliloquies, the general management of the play, and what I have endeavoured to show is the undeviating current of Shakespeare's ideas. If the German critic propounded this heresy to insult English readers through one of their greatest favourites in revenge for the ungallant reason

laſſen ſich die gewichtigſten Gründe anführen. Für die erſte: das ſeltſame Benehmen Hamlets gegen Ophelia und die Wahnſinnsſcene, wo ſie die bekannten anſtößigen Stellen aus alten Balladen ſingt vom Mädchen das gewonnen ward, vom Mädchen das zum Buhlen ſchleicht und ſo weiter; — für die zweite: daß Shakeſpeare in allen übrigen Dramen keinen weiblichen Charakter geſchaffen hat, den man irgendwie als lüſtern betrachten könnte, woraus ſich leicht der Schluß ziehen ließe, daß er die Zeichnung ſolcher Charaktere abſichtlich vermieden hätte.

Dies führt uns zu einem andern wichtigen Punkte der Beurtheilung Shakeſpeare's in ſeinem Gegenſatze zu den Dichtern des Alterthums, wie überhaupt aller Dichter, die vor ihm waren. Ich bemerkte in der Einleitung, daß ſeine große Eigenthümlichkeit vornehmlich ihren Grund habe in ſeiner wunderbaren Kraft der Charakteriſtik, welche ihn befähigt, Menſchen aller Stände, Völker und Zeiten aus ihrem innerſten Kern heraus darzuſtellen, als ſei für ihn die leibliche Schranke nicht vorhanden, welche Menſchen von Menſchen trennt, und als könne ſein überlegener Geiſt, ungehemmt durch Zeit und Raum, alle andern Geiſter zwingen ihm Rede zu ſtehen, die tiefſten Geheimniſſe ihrer Natur zu offenbaren. In beſonders überraſchender Weiſe aber gilt dies von ſeinen Frauengeſtalten und es iſt das gerade der Punkt den ich hier mit Nachdruck hervorheben wollte. Shakeſpeare hat in ſeinen Frauen eine ganz neue Welt der Schönheit erſchaffen, mit welcher ſich nichts von Allem was vor ihm da war vergleichen läßt. Man betrachte nur ſeine Desdemona, Imogen, Hermione, Miranda, Perdita, Julia, Cordelia, um auf der Stelle den ungeheuern

which the Archbishop of Canterbury in Henry V. assigns as he origin of the Salique law, he might be pardoned; but, as it is plainly dictated hy a spirit of critical wickedness and blasphemy, I should consign him, in spite of learning, acuteness, and Shakespearian knowledge, without compassion, to the avenging hands of Lysistrata.«

Abſtand dieſer uns menſchlich ſo nahe gerückten holdſeligen Weſen von den beiden vornehmſten weiblichen Figuren der griechiſchen Tragödie: Antigone und Elektra wahrzunehmen. Bei den griechiſchen Dramatikern kommt immer nur eine Seite des weiblichen Charakters zur Anſchauung, während Shakeſpeare's Frauen ſich uns überall in ganzer, warmer Lebensfülle offenbaren. Doch ließe eine Elektra und Antigone noch immer eher einen Vergleich mit den Frauen Shakeſpeare's zu, als eine Phädra, Klytemneſtra und Medea, die uns menſchlich nicht ſo nahe ſtehen wie eine Lady Macbeth, oder ſelbſt Cordeliens wildherziges Schweſterpaar.

Wenn ich oben den Satz aufſtellte, daß Shakeſpeare in ſeinen Frauencharakteren gefliſſentlich jeden lüſternen Zug vermeidet, ſo ſollte damit nicht gemeint ſein alle ſeine Frauen als Tugendheldinnen zu faſſen, was auf eine Anzahl derſelben, von Kleopatra herab bis zu Frau Hurtig ſchlecht paſſen würde: ſondern es ſollte dadurch hervorgehoben werden, daß er die Tugend wie das Laſter in ihren wahren Zügen malt, ſtatt dieſes in der ſchlüpfrigen, lüſternen Weiſe ſeiner Zeitgenoſſen darzuſtellen. Es würde Shakeſpeare's Natur entſchieden widerſtrebt haben, eine Annabella zu ſchaffen wie Ford, oder eine Vittoria Accarombona wie Webſter, moderner Schöpfungen ähnlicher oder noch ſchlimmerer Art nicht zu gedenken. Nirgends baut er ſeinen Plan auf weibliche Schwäche und läßt nirgends eine Intrigue zum Nachtheil ſeiner Heldinnen ſich entwickeln. — Kleopatra, die üppige Königin von Egypten, die er nicht umhin konnte nach der geſchichtlichen Ueberlieferung zu zeichnen, wächſt — ohne ihre eigenſte Natur irgendwie zu verleugnen — unter ſeinen Händen zu ſolcher Größe empor, daß wir es begreiflich finden wie man um ein ſolches Weib die Herrſchaft der Welt opfern kann, und ihr königlicher Tod läßt uns alle Schwächen ihres Lebens vergeſſen.

Die Phrynia und Timandra des Alcibiades und die Dortchen Lakenreißer des Falſtaff ſind nicht mit verführeriſchen Farben gemalt.

Wie edel und groß erſcheinen die Römerinnen in Coriolanus und Julius Cäſar! Welche Fülle bezaubernder und holdſeliger Geſchöpfe finden wir in den Shakeſpeare'ſchen Luſtſpielen! Ueberall läßt er die weibliche Tugend über Verleumdungen und Nachſtellungen triumphiren, wie Hero in »Viel Lärm um Nichts«, Hermione im »Wintermärchen«, Imogen in »Cymbeline«. Das einzige Stück in welchem Frauen betrogen werden, iſt »Maß für Maß«, allein auch hier findet eine Ausgleichung ſtatt, da Marianne Angelo's Gattin wird und Claudio die beleidigte Julietta wieder zu Ehren bringen muß. In den meiſten Fällen läßt der Dichter ſeine Helden in ehrenwertheſter Abſicht werben und wo es nicht geſchieht, fällt Spott und Schande auf ihr eigenes Haupt. Selbſt der witzige Falſtaff wird bei ſeinen Nachſtellungen der luſtigen Weiber von Windſor von dieſen zum Narren gehalten.

Man kann dieſes Thema zur Ehrenrettung der häufig mißdeuteten Shakeſpeare'ſchen Frauencharaktere nach allen Richtungen durchführen, wie das u. A. William Maginn in ſeinen Shakespeare Papers gethan hat; — für uns genügt es hier feſtzuſtellen, daß Shakeſpeare der erſte dramatiſche Dichter war, der in ewig lebensfriſchen Geſtalten alles Große und Schöne der weiblichen Natur offenbart hat, ohne deshalb im falſchen Sinne zu idealiſiren, ohne beim Lichte den Schatten zu vergeſſen, und daß er, wie in allem Andern, auch hierin bis heute unerreicht geblieben.

Es ergiebt ſich hieraus von ſelbſt der hohe ſittliche Standpunkt den er als Dichter einnahm und der unberechenbar ſegensreiche Einfluß den er dadurch übte; denn das alte wahre Wort: daß der ſittliche Werth des Mannes zu bemeſſen ſei nach ſeiner Würdigung der Frauen, gilt ganz beſonders in ſeiner Anwendung auf den Dichter.

Und die hohe Sittlichkeit die durch ſeine Werke weht, iſt es vor Allem was Shakeſpeare von ſeinen Vorgängern, Zeitgenoſſen und Nachfolgern unterſcheidet. Dazu kommt ſeine unendlich reiche und fruchtbare, aber immer durch den überlegenſten Verſtand geregelte Phantaſie, die ihn befähigte, von Ariel herab bis zu Kaliban eine Reihe von Weſen zu ſchaffen, für welche die ſichtbare Wirklichkeit ihm kein Vorbild bot und die uns doch ſo lebenswahr erſcheinen, als ſeien ſie der uns bekannteſten ſichtbaren Wirklichkeit entlehnt.

Bekanntlich wurde Shakeſpeare, weil er nie eine Univerſität beſucht und überhaupt, ſo viel wir wiſſen, keine regelrechte gelehrte Erziehung erhalten, in Bezug auf ſeine Kenntniſſe und künſtleriſche Bildung ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen ſehr unterſchätzt; über zwei Jahrhunderte hindurch galt er ſeinen Bewunderern als ein bloßes Naturgenie, das ungeſchult und unbeirrt durch Studium und Regel, wie in lunatiſchem Zuſtande immer auf der gefährlichſten Höhe der Schönheit wandle. Selbſt noch in neueren Werken über ſeine Dramen glaubt man den Dichter gegen den alten Vorwurf der Unwiſſenheit vertheidigen zu müſſen. So ſchwer iſt es, überkommene Vorurtheile auszurotten! Es ſollte ſcheinen, daß ein einmaliges Leſen der Shakeſpeare'ſchen Dramen genügend wäre um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der Dichter nicht allein mit der überlegenſten künſtleriſchen Berechnung ſchrieb, ſondern auch die ganze wiſſenſchaftliche Bildung ſeiner Zeit beherrſchte. Die neueſte Zeit hat ihm denn in dieſem Punkte auch, bei gründlichem Studium, vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laſſen und mit demſelben Eifer, mit welchem früher die Herren von der Zunft ihn verleugneten, nehmen ſie ihn jetzt als einen der Ihrigen in Anſpruch.

Die Naturforſcher ſtaunen über ſeine Kenntniß der Natur und weiſen nach, daß er niemals ein falſches Bild gebrauche, wie das bei andern großen Dichtern (z. B. bei Schiller) öfter

vorkommt; einer der berühmteſten engliſchen Rechtsgelehrten hat nachgewieſen, daß Shakeſpeare Juriſt von Profeſſion geweſen ſein müſſe, da ſich anders ſeine innige Vertrautheit mit den Geſetzen und ſeine Durchdringung der ſchwierigſten Rechtsverhältniſſe nicht erklären laſſe; Bucknill hat ein Buch geſchrieben: »The Medical Knowledge of Shakespeare«; die berühmten franzöſiſchen Irrenärzte Pinel und Esquirol werden von Maginn angeführt als Zeugen, daß Shakeſpeare Pſychiatrie ſtudirt haben müſſe, wie aus ſeinen ſcharfen Beobachtungen der Geiſtesſtörungen und ſeiner durchaus richtigen Darſtellung ihres Verlaufs deutlich hervorgehe; Seeleute von Fach bewundern ſeine nautiſchen Kenntniſſe und auch an »Betrachtungen über die religiöſe Bedeutung Shakeſpeare's« (Heidelberg, 1858) fehlt es nicht, der engliſchen Schriften über dieſen Gegenſtand gar nicht zu gedenken. Die größten Staatsmänner, Feldherren, Philoſophen, Dichter und Hiſtoriker haben bewundernd zu ihm aufgeblickt und eingeſtanden, daß ſie in ſeinen Werken eine unerſchöpfliche Quelle der Anregung und Belehrung gefunden; die größten Redner ſuchen ihren Reden Schmuck durch ſeine Worte und Nachdruck durch die ewige Wahrheit ſeiner Ausſprüche zu geben; die beſten Maler wetteifern in würdiger Wiedergabe der von ihm geſchaffenen Bilder; den Darſtellern bieten ſeine Werke die höchſten Aufgaben der Kunſt und alle unverdorbenen Zuſchauer und Leſer finden darin die erhabenſten Genüſſe.

Unſere Bewunderung für den Alles durchdringenden, weltbeherrſchenden Genius ſteigert ſich aufs Höchſte, wenn wir uns erinnern, daß zu ſeiner Zeit die dramatiſche Literatur in möglichſt geringer Achtung ſtand; daß er für eine Bühne ſchrieb, welche ſich kaum des Anſehens unſerer heutigen Vorſtadtbühnen erfreute und daß er ſelbſt dem damals noch für ehrlos geltenden Schauſpielerſtande angehörte, von welchem er in ſeinen Sonetten klagt, daß ſein Name dadurch ein Brand-

mal erhalte und ſeine edlere Natur dadurch erniedrigt werde, indem ſie, wie des Färbers Hand, die Farbe des Handwerks annehme.

Hierzu kommt noch die Erwägung, daß es ihm niemals vergönnt war, ſeine herrlichen Frauengeſtalten von Frauen dargeſtellt zu ſehen, da zu ſeiner Zeit alle Rollen von Männern und Knaben gegeben wurden und ſo die zarteſten und ſchönſten Linien ſeiner Zeichnung gar nicht zur Geltung kommen konnten. Eine Margarethe, Elinor, Regan, Goneril und ähnliche Charaktere kann man ſich ſchon von Männern dargeſtellt denken, — allein woher ſollte ein Mann die zarten Umriſſe, die weichen Bewegungen, den Duft und die Anmuth nehmen, welche wir von einer Julia, Desdemona oder Ophelia verlangen.

Heutzutage geſchieht es wohl, daß eine ſchöne oder geniale Schauſpielerin den Dichter begeiſtert, eine dankbare Rolle für ſie zu ſchreiben.

Shakeſpeare hatte nichts, was ihn von Außen begeiſtern konnte: er mußte Alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen und durch bloß poetiſche Mittel das zu erreichen ſuchen, was heute nur mit Hülfe von allerlei äußerlicher Zuthat, wie Dekorationen, Koſtüme u. dgl. erreicht werden kann.

Die äußerlichen, künſtlichen Mittel fehlten der altengliſchen Bühne anfänglich ganz und waren ſpäter nur in dürftigem Maße vorhanden. Vielleicht hat dieſer Umſtand nicht wenig beigetragen zu der außerordentlichen Sorgfalt welche damals die Dichter auf die Charakteriſtik verwandten.

Ich, für meine Perſon, habe nie den oft angeführten Ausſpruch Goethe's und ſeiner Nachbeter begreifen können, Shakeſpeare's Römer ſeien im Grunde nur eingefleiſchte Engländer im römiſchen Koſtüm. Hätte Goethe geſagt, Julia ſei nichts als eine eingefleiſchte Engländerin, man würde es ihm wahrſcheinlich auch nachgebetet haben.

Aber das iſt es gerade was Shakeſpeare von allen andern Dichtern unterſcheidet, daß er in Allem, was er uns vorführt, ſelbſt ſo fein zu unterſcheiden weiß. Er läßt die Sonne ſeines Geiſtes ſcheinen über Alterthum und Neuzeit, über Abend- und Morgenland, und überall zeigt er uns Land und Menſchen nach ihrer eigenen Art, denn die Aehnlichkeiten unter ſeinen Helden ſind keine andern als welche durch alle Menſchheit gehen.

Man fragt: wie war es möglich, daß aus ſo niederm Stande, in äußerlich ſo ungünſtigen Verhältniſſen ein ſolcher König unter den Menſchen erſtehen konnte, der geiſtig alle Völker der Chriſtenheit beherrſchte und ſie noch in kommenden Jahrtauſenden beherrſchen wird.

Der Verſuch, dieſe Frage zu beantworten, wird den Gegenſtand der nächſten Vorleſung bilden.

II.

Das Genie läßt ſich nicht analyſiren. Es erſcheint uns als eine wunderbar ſchaffende Kraft, die wir erkennen aus ihren Wirkungen, deren Urſprung und Weſen wir aber nicht zu erforſchen vermögen.

Im Traume ſehen wir oft Bilder vor uns erſtehen, die den zum größten Künſtler machen würden, der ſie feſtzuhalten und in ganzer Lebendigkeit wiederzugeben vermöchte. Wer im Wachen über die geheimnißvolle Welt gebieten kann, die im Schlummer über uns gebietet, — wer mit offenem Auge und klarem Bewußtſein das ſchaffen kann, was wir geſchloſſenen Auges und bewußtlos im Traume ſchaffen, den hat die Natur zum Künſtler erkoren.

Aber die glücklichſten Anlagen werden nur dann wahrhaft Schönes und Großes erzeugen, wenn ſie mit energiſcher Ausbildung Hand in Hand gehen, denn der Inhalt verlangt eine entſprechende Form, und Meiſterſchaft in der Form ſetzt Studium und Uebung voraus. Es erſcheint uns deshalb heute unbegreiflich, wie man Shakeſpeare, den Meiſter der Form und den Beherrſcher des ganzen Wiſſens ſeiner Zeit, jemals für ein bloßes Naturgenie hat nehmen können.

Man ſtaunte ihn an, ſtatt ihn verſtehen zu lernen; man riß ihn aus allem hiſtoriſchen Zuſammenhange und gewöhnte ſich, ihn nicht als einen Sohn ſeiner Zeit, ſondern als ein

vom Himmel gefallenes Wunder zu betrachten. Man beurtheilte ſeine Werke als hätte vor ihm kein dramatiſcher Dichter gelebt, der irgendwelchen Einfluß auf ihn geübt; man entdeckte darin eine Menge ſcheinbarer Ungeheuerlichkeiten, die man alle auf Rechnung ſeiner ungezügelten Naturkraft ſetzte; was man nicht verſtand, wurde durch ſein Haſchen nach Originalität, oder durch ſeinen vorgeblichen Mangel an Bildung erklärt.

Nach und nach hat ſich das Urtheil berichtigt. Die Herausgabe der Werke von Shakeſpeare's Vorgängern und Zeitgenoſſen lenkte die Aufmerkſamkeit auf dieſe und man entdeckte darin vereinzelt Alles, was bis dahin für Shakeſpeare'ſche Eigenthümlichkeit gegolten hatte. Jetzt wiſſen wir, daß nie ein Dichter weniger nach Originalität gehaſcht hat als dieſer größte von allen, den wir, um ihn richtig zu würdigen, zunächſt nur zu betrachten haben als den Vollender deſſen was vor ihm war.

Schon der treffliche Al. Schmidt, deſſen »Sacherklärende Anmerkungen zu Shakeſpeare's Dramen« viel zu wenig beachtet worden ſind, hob mit Nachdruck hervor, daß hiſtoriſche Kenntniß die richtige Schätzung des Dichters und den Genuß an ſeinen Werken weſentlicher fördern würde, als rein äſthetiſche Betrachtungen, die den Deutſchen nur allzugeläufig ſind, und in denen die Abſonderung deſſen, was die Individualität des Schreibenden hineingetragen hat, oft ſchwieriger iſt, als das Verſtändniß des Dichterwerkes ſelbſt. Man denke nur an Hamlet!

Shakeſpeare's Werke verhalten ſich zu denen ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen wie das Meer ſich verhält zu den Flüſſen und Strömen die es nähren.

Er fand beim Beginn ſeiner dramatiſchen Thätigkeit eine Menge von Stücken vor, die ſchon durch vieler Poeten Hände gegangen und von der Bühne herab Gemeingut des Volks geworden waren und er eignete ſich davon an was ihm zu

ſeinen Zwecken tauglich ſchien. Die urſprünglichen Verfaſſer waren meiſt vergeſſen oder hatten es überhaupt nie der Mühe werth gefunden ſich zu nennen, da es in jenen Zeiten — wenigſtens in den Augen der »guten Geſellſchaft« — keineswegs als ein feiner Ruhm erfunden wurde, Theaterſtücke zu ſchreiben.

Es läßt ſich mit Beſtimmtheit der Einfluß nachweiſen, den Lilly, Greene und Marlowe auf Shakeſpeare geübt und wir wiſſen, daß der größte Theil ſeiner hiſtoriſchen Dramen auf ältere Stücke deſſelben Inhalts ſich gründete, wie er denn überhaupt nirgends nach dem Ruhme der Originalität in Erfindung und Ausdruck geizte. Wie hätte er Verſe, oder ganze Scenen andern Dichtern entlehnen und ſeinen Stücken einflechten können, wenn ſeine Sprache auffallend von der Sprache jener Dichter abgewichen wäre?

Ich will mich anheiſchig machen, aus den Werken ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen eine reiche Blumenleſe ſchöner Einzelheiten zuſammenzuſtellen, die jeder Laie für ächt Shakeſpeariſch halten wird, und die ſelbſt der gelehrteſte Kenner altengliſcher Literatur dafür halten würde, wenn ihre Quellen ihm unbekannt wären. Ja, ſelbſt ganze Stücke, wie »Titus Andronikus« und »der Widerſpenſtigen Zähmung« ſind der Art, daß auch ein anderer Dichter jener Zeit ſie geſchrieben haben könnte. Aber trotz alledem ſteht Shakeſpeare himmelhoch über allen ſeinen Vorläufern, Zeitgenoſſen und Nachfolgern, die nur Aeußerlichkeiten mit ihm gemein haben, während ihnen für den eigentlichen Kern ſeiner erhabenen, grundſittlichen Natur ſelbſt das Verſtändniß gebricht.

Wir wollen verſuchen, uns in großen Zügen die Entwicklungsgeſchichte der altengliſchen Bühne zu veranſchaulichen, um zu ſehen was Shakeſpeare bei ſeinem Auftreten vorfand und was er Eigenthümliches hinzufügte, — worin er ſeinen Vorgängern glich und wodurch er ſich von ihnen unterſchied.

Die Geſchichte des engliſchen Dramas iſt nicht bloß deshalb im höchſten Grade anziehend und lehrreich, weil ſie uns in die erhabenen Schöpfungen des mächtigſten aller Dichter einführt, ſondern ſie gewinnt einen ganz eigenthümlichen Reiz hauptſächlich dadurch, daß ſie uns das Wachſen und Werden der dramatiſchen Kunſt von ihren unſcheinbarſten Anfängen bis zur Blüte der Vollendung in einer ſo naturgemäßen Entwicklung und hiſtoriſchen Continuität zeigt, wie wir Aehnliches nur bei den Spaniern, Gleiches bei keinem andern Volke der Neuzeit finden.

Aus den alten Myſterien oder Mirakelſpielen, deren Anfänge auf Frankreich zurückweiſen, entwickelten ſich die Moral-plays oder Moralitäten; aus dieſen die ſogenannten Interludes oder Zwiſchenſpiele, welche ſchon die Keime des eigentlichen Luſtſpiels enthielten, deſſen Entfaltung nicht lange auf ſich warten ließ, und faſt zu gleicher Zeit ſehen wir, unter dem Einfluß der ſchnell zur Herrſchaft gelangten klaſſiſchen Gelehrſamkeit, die erſten Verſuche, regelrechte Tragödien nach antiken Muſtern zu ſchaffen.

Aber die beſſern Dichter ſahen bald ein, daß ihre Aufgabe eine andere ſei, als neuen Wein in alte Schläuche zu gießen; ſie fuhren fort, die Meiſterwerke der Griechen zu ſtudiren und ihren Geſchmack dadurch zu bilden, aber ſie hörten auf, ſie nachzuahmen. Ihrem praktiſchen Sinne und geſunden Inſtinkte folgend, durchbrachen ſie die überlieferten Formen, behielten von den drei Einheiten des Ariſtoteles nur die wichtigſte: die Einheit der Handlung im Auge und ſchufen im Geiſte ihrer Zeit und ihres Volkes ein neues Drama, deſſen eigenthümliche Form ſich organiſch von Innen heraus geſtaltete und eben hierdurch ihre künſtleriſche Weihe erhielt. Ihre Verſchiedenheit von der griechiſchen wurde naturgemäß bedingt durch die Verſchiedenheit des Charakters und Entwicklungsganges beider Völker. Ein paar Worte werden genügen, dies zu veranſchaulichen.

Wie das Staatsleben, wurde auch die Kunſt der Griechen von Geſetzen beherrſcht, welche das Individuum nicht in derſelben Weiſe zur Geltung kommen ließen, wie das im modernen Staate und in der modernen Kunſt der Fall iſt. Das Einzelne, Beſondere verſchwand in der Harmonie des Ganzen; im Staate war Einheit, in der Kunſt Schönheit des Ganzen erſtes und vornehmſtes Geſetz.

In den Meiſterwerken antiker Sculptur finden wir wenig Geſichter von menſchlich charakteriſtiſchem Gepräge, weil die Künſtler nicht ſowohl durch das Geſicht, den eigenthümlichen Spiegel der Individualität, als durch die vollendete Formenſchöne und den Ausdruck der ganzen Geſtalt zu wirken ſuchten.

Aehnlich verhält es ſich mit den Meiſterwerken der griechiſchen Tragiker, deren Geſtalten ebenfalls das menſchlich-charakteriſtiſche Gepräge fehlt, weshalb auch die Schauſpieler zum Kothurn und zur Maske greifen mußten, um im Geiſte ihrer Rollen als Weſen höherer Art über alles menſchliche Maß hinausragend zu erſcheinen.

Sehr treffend nennt A. W. von Schlegel die griechiſchen Schauſpieler »bewegliche Statuen im großen Stile«. Dem entſprechend war auch die ganze Einrichtung des in koloſſalem Maßſtabe angelegten antiken Theaters, wo die Zuſchauer in ehrerbietiger Entfernung von der Bühne ihre Plätze hatten und Alles zuſammenwirkte, ſie in eine höhere Welt zu verſetzen. Die griechiſche Tragödie wurzelte ganz in heimiſchem Boden, nährte ſich faſt ausſchließlich von der geheiligten heimiſchen Sage und bewahrte immer den Charakter religiöſer Erhabenheit, ſo daß das Volk ins Theater ging mit ähnlichen Gefühlen wie in den Tempel zum Gottesdienſte.

Wie ganz anders finden wir die Einrichtung der Bühne und die Schauſpielkunſt bei den Engländern! Als hier die Tragödie ſich zu entwickeln begann, hatte das Drama ſeine religiöſen Windeln längſt von ſich geworfen. Man ſpielte in

Scheunen, Schulſtuben, Gerichtsſälen, Wirthshäuſern, Höfen — kurz überall, wo die wandernden Truppen Erlaubniß erhielten, ihr dürftiges Gerüſt aufzuſchlagen. Und als endlich ſeit 1575 ſtehende Bühnen in London gegründet wurden, erſchienen dieſe ſo beſchränkt und einfach, daß ſie an Umfang und Ausſchmückung kaum unſern heutigen Vorſtadtbühnen gleichkamen. Wie hätte hierher der feierliche Kothurnſchritt, die rhythmiſche Mimik der Alten gepaßt!

Der engliſche Zuſchauer wollte keine unnahbaren Halbgötter, ſondern ihm nahe gerückte Menſchen ſehen, Menſchen in leidenſchaftlicher Bewegung und an deren Kämpfen, Leiden und Freuden er menſchlichen Antheil nehmen konnte. Die Aufgabe des Dichters war es alſo, immer neue, eigenthümliche Charaktere zu ſchaffen, um die Zuſchauer zu feſſeln, und die Aufgabe des Schauſpielers beſtand in der Kunſt naturtreuer Menſchendarſtellung, deren Reiz im Reichthum leiſer und feiner Färbungen lag.

Hier mußte Alles vor den Augen der Zuſchauer *dargeſtellt* werden, während auf der antiken Bühne, wo das Rhetoriſche vorherrſchte, Alles *erzählt* wurde und die entſcheidende That immer hinter der Scene geſchah. Bei den Griechen waren alſo Wort und Handlung getrennt; bei den Engländern fiel Beides zuſammen.

Es iſt höchſt intereſſant, zu beobachten, wie in den erſten Verſuchen der Engländer, eine Tragödie nach antikem Muſter zu bilden, die im modernen Drama unzertrennlichen Elemente des Handelns und Redens noch nebeneinander liegen. Jeder Akt wird eröffnet durch eine Pantomime, welche ausführlich darſtellt, was geſchehen ſoll und durch den Dialog der Schauſpieler dann ſeine Ergänzung findet. Der nächſte nothwendige Schritt zur Vervollkommnung des Dramas war nun die Verſchmelzung der beiden zuſammengehörigen Elemente des Handelns und Redens. Kaum war dieſer Schritt gethan, als

das im Gegenſatz zu der antiken Schickſalstragödie ſogenannte Charakterdrama mit beiſpielloſer Schnelligkeit ſeiner Blüte entgegenwuchs, ſo daß Alles, was der altengliſchen Bühne ihr eigenthümliches Gepräge giebt, ſchon vor Shakeſpeare da war und er in formaler Beziehung nichts mehr verwiſchen oder hinzuthun, ſondern dem Ueberlieferten nur noch die Krone der Vollendung aufſetzen konnte.

Eine der Haupturſachen des raſchen und glänzenden Aufſchwungs der engliſchen Bühne iſt gewiß in dem Umſtande zu ſuchen, daß ſie früh eine beſtimmte Kunſtform, einen einheitlichen Stil fand, dem ſich alle Dichter anbequemen mußten, wenn ſie auf das Publikum wirken wollten. So groß auch, von Anbeginn der dramatiſchen Kunſt in England, die Mannigfaltigkeit der aus der Fremde eingebürgerten Stoffe war, ſie alle mußten engliſches Gepräge annehmen, um dem Publikum mundgerecht zu werden, welches ſich das Fremde nur im heimiſchen Gewande gefallen ließ.

Bei uns fand bekanntlich von jeher das umgekehrte Verhältniß ſtatt, und die Früchte davon ſind nicht ausgeblieben. Unſer Experimentiren im Stil und Geſchmack aller Völker und Zeiten hat unſre Bühne nach und nach zu vollſtändiger Stilloſigkeit und Verwilderung geführt.

Zwar tauchten auch in England ſchon früh neben der herrſchenden volksthümlichen Richtung allerlei wunderliche Sonderbeſtrebungen auf, aber ſie blieben vereinzelt und konnten nicht zu durchgreifender Wirkung gelangen, bis Ben Jonſon und ſeine Anhänger Shakeſpeare von der Bühne verdrängten und dieſe dadurch ihrem unvermeidlichen Untergange entgegenführten, denn als das lange Parlament im Jahre 1642 alles öffentliche Bühnenſpiel in England unterſagte, führte dieſer Gewaltſchritt nur zum äußern Abſchluß eines innerlich bereits vollzogenen Verweſungsprozeſſes.

Wir kommen auf dieſen Punkt ſpäter ausführlicher zurück und wollen hier zunächſt verſuchen, den angedeuteten Entwickelungsgang des engliſchen Dramas vor Shakeſpeare durch Beiſpiele zu veranſchaulichen.

Die Myſterien oder Mirakelſpiele, welche nach franzöſiſchem Vorgange ſeit dem zwölften Jahrhundert in England auf dieſelbe Weiſe ſich ausbildeten wie in Deutſchland, kann ich wohl füglich ganz übergehen, und über die Morals oder Moralitäten brauche ich nur ein paar Worte zu ſagen.

Schon in verſchiedenen älteren Mirakelſpielen kommen allegoriſche Figuren vor, ſo z. B. im eilften Stücke des Ludus Coventriae, in welchem das »Parlament des Himmels« dargeſtellt wird, erſcheinen Veritas, Juſtitia, Pax und Miſericordia. Später wurden auch der Tod und die Mutter des Todes ſtehende Figuren. Dieſe allegoriſchen Figuren nun bildeten den Uebergang von den Mirakelſpielen zu den Moralitäten. Unter Moralität (engl. Moral-play) verſtand man ein Drama, deſſen Charaktere allegoriſcher oder ſymboliſcher Natur waren und deſſen Inhalt darauf hinauslief, eine gute Lehre zur Förderung der Moral zu hinterlaſſen.

So lange dieſe Moralitäten ihrer urſprünglichen Anlage entſprachen, mußten ſie, der Natur der Sache nach, entſetzlich langweilig und abgeſchmackt ſein, denn man kann ſich beim beſten Willen nichts Langweiligeres denken als ein theatraliſches Ragout abſtracter Begriffe mit moraliſcher Tendenz als Beilage. Auch finden wir, daß das Einzige, was bei dieſen alten Moralitäten den Zuſchauern gefiel, die aus den Mirakelſpielen herübergenommenen komiſchen Figuren des Teufels und des Laſters waren. Letzteres erſchien als eine Art Kasperle in langem, buntem Kleide, mit einer Peitſche in der Hand, und der Teufel wurde durch Maske und Kleidung ſo abſchreckend dargeſtellt, wie er in der Phantaſie des Volkes lebte: das Geſicht entſtellt durch eine ungethüme Naſe, die ganze Geſtalt

in zottiges Fell gehüllt und als Ergänzung Schweif und Klaue. Die Aufführung der Moralitäten fand in ähnlicher Weiſe ſtatt wie die der Mirakelſpiele.

Die Bühne (engl. pageant oder scaffold genannt) beſtand aus einem auf Rädern ruhenden, zwei- oder dreiſtöckigen Gerüſt, deſſen unterer Raum als Ankleidezimmer oder auch als Hölle diente. Jede Zunft hatte ihre eigene Rollbühne, auf der ſie ihr eigenes Stück auf eigene Koſten darſtellte. Oft wurden ſolcher Bühnen mehrere nebeneinander geſchoben, wenn die Stücke eine Vergrößerung des Schauplatzes nöthig machten. Die meiſten dieſer Stücke, ſoviel wir davon wiſſen, haben wenig oder gar keinen poetiſchen Werth und ſind für uns nur von Bedeutung als Zwiſchenglieder in der Entwickelungsgeſchichte des engliſchen Dramas.

Neben den Moralitäten beſtanden Puppenſpiele, pantomimiſche Aufführungen, Mummereien und ähnliche Volksbeluſtigungen, die mehr oder weniger ins dramatiſche Gebiet einſchlugen und wohl oft dazu dienten, die Aufführung einer langweiligen Moralität zu unterbrechen. So entwickelten ſich, nach dem Vorgange der franzöſiſchen Entremets, die ſogenannten Interludes oder Zwiſchenſpiele, welche beſonders unter der Regierung des prachtliebenden Heinrich VIII. in Aufnahme kamen und ſchon die Keime des eigentlichen Luſtſpieles enthalten. Die beſten Stücke dieſer Gattung hatten zum Verfaſſer John Heywood, einen Mann von gelehrter Bildung, der als Spieler des Spinetts Mitglied der Kapelle des Königs war und ſeit 1520 für die Bühne zu ſchreiben begann.

Zwiſchenſpiele nannte man ſchon ſeit Eduard IV. alle zwiſchen andere Luſtbarkeiten eingeſchobenen ſceniſchen Darſtellungen, allein durch Heywood, deſſen Stücke ganz neuer Art waren, bekam auch der Name eine ganz andere Bedeutung. Um die Natur dieſer Zwiſchenſpiele zu veranſchaulichen, will ich den Inhalt des älteſten derſelben kurz

anführen. Es ist betitelt: »Ein lustiges Spiel zwischen dem Ablaßkrämer und dem Mönche, dem Pfarrer und Nachbar Pratte« und stammt wahrscheinlich aus dem Jahr 1520.

Ein Ablaßkrämer und ein Mönch haben von einem Pfarrer die Erlaubniß erhalten, seine Kirche zu benutzen; der Eine, um seine Reliquien aufzustellen und durch Ablaßertheilung Geld zu gewinnen, der Andere, um für Geld eine Predigt zu halten. Der Mönch kommt zuerst an und hat eben seine Predigt begonnen, als der Ablaßkrämer erscheint und ihn störend unterbricht. Jeder will sich Gehör verschaffen, sie gerathen tobend an einander und der Wortstreit artet bald in förmliches Kämpfen mit Händen und Füßen aus. Der Pfarrer, durch den Lärm herbeigezogen, will die Streitenden trennen, und da ihm dies nicht gelingt, so ruft er den Nachbar Pratte zu Hülfe, der über den Ablaßkrämer herfällt, während der Pfarrer den Mönch festzuhalten sucht, aber ihre Bemühungen sind fruchtlos und sie werden selbst auf das Unbarmherzigste durchgeprügelt, bis es zu einer Ausgleichung kommt und der Mönch und Ablaßkrämer freien Abzug erhalten.

Um einen Begriff von der Sprache zu geben, führe ich ein paar Verse aus der Rede des Ablaßkrämers an:

Hier ist eine Reliquie aus alter Zeit:
Die große Zehe der heiligen Dreieinigkeit;
Wer diese Zehe berührt mit dem Mund,
Wird von Zahnschmerz geheilt und bleibt immer gesund.
Hier ist auch ein französischer Sonnenhut,
Der höchst merkwürdige Wunder thut,
Die heilige Jungfrau pflegt' ihn zu tragen,
Wenn sie lustwandelte an sonnigen Tagen.
Noch eine Reliquie ist hier zu sehen,
Wodurch schon die größten Wunder geschehn:
Der Kinnbacken aller Heiligen!
Die Frommen, die sich betheiligen
Diesen Knochen zu küssen, sind allezeit
Gegen Gift und Ansteckung gefeit.

Die Interludes waren gewöhnlich sehr kurz, einaktige Possen, aus denen sich das breiter angelegte Lustspiel entwickelte,

wie aus den Moralitäten das ernſtere Drama und die Tragödie.

Die älteſte engliſche Komödie, welche wir noch beſitzen: »Ralph Roiſter Doiſter«, von Nicolas Udall, datirt aus der Regierungszeit Eduards VI., und das älteſte hiſtoriſche Drama: »Ferrex und Porrex«, wurde im Jahre 1561 aufgeführt.

Der Held der fünfaktigen Komödie »Ralph Roiſter Doiſter« iſt ein verliebter Geck, der die Hand einer jungen, reichen und ſchönen Wittwe zu gewinnen ſucht, welche ſchon mit einem Andern verlobt iſt.

Ein Verwandter von Ralph, Merrygreek, der die Rolle eines Dieners bei ihm ſpielt und die luſtige Perſon des Stückes iſt, weiß dem eitlen Manne auf die drolligſte Weiſe dermaßen zu ſchmeicheln, daß er, im Vertrauen auf ſeine eingebildete Schönheit, es unternimmt, den verlobten Nebenbuhler aus dem Felde zu ſchlagen. Nun entſpinnt ſich eine Reihe theils wirklich komiſcher, theils ſehr ins Rohe ſtreifender Scenen, wobei auch eine derbe Prügelei vorkommt, die ſehr zum Nachtheil des armen Ralph ausfällt, den ſein ſchelmiſcher Diener Merrygreek unter dem Vorwande, ihm beizuſtehen, in der allgemeinen Verwirrung ſelbſt mit durchbläut. Obgleich Ralph beſchämt abziehen muß und die ſchöne Dame Conſtanze ihrem Verlobten treu bleibt, iſt dieſer doch mißtrauiſch geworden, da er meint, Ralph würde nicht ſo zudringlich geweſen ſein, wenn ſie ihm nicht Veranlaſſung dazu gegeben. Doch gelingt es ihr, ſich zu rechtfertigen, und das Ganze endigt mit einer allgemeinen Verſöhnung, wobei Ralph ſelbſt zum Hochzeitsſchmauſe geladen wird.

Um einen Begriff von dem Dialoge zu geben, führe ich ein paar Verſe aus der Stelle an, wo die ſchöne Dame ſich darüber ängſtigt, das Mißtrauen ihres Geliebten erweckt zu haben:

O Gott, wie nöthig iſt es heutzutage,
Daß man ſich völlig tadellos betrage!
Erweckt man nur durch bloßen Schein Verdacht,
Gleich wird ein großer Lärm daraus gemacht.
Unſchuldig, wie ich bin im Thun und Denken,
Muß doch mich des Geliebten Mißtrau'n kränken —
Doch Du, Herr! hilfſt uns, wenn die Noth am größten,
Und wirſt auch mich unſchuldige Dulderin tröſten!

Das hiſtoriſche Drama »Ferrex und Porrex«, auch »die Tragödie von Gorboduc« genannt, iſt in mehr als einer Hinſicht unſerer Aufmerkſamkeit würdig: einmal, weil es die Mitte hält zwiſchen dem volksthümlichen Drama, welches komiſche und tragiſche Elemente vereint, die Handlung oft durch ganze Menſchenalter fortſpinnt und den Schauplatz mit den Begebenheiten wechſelt — und den Nachbildungen des antiken Dramas, worin ſtrenge Scheidung des Tragiſchen von dem Komiſchen und Beobachtung der drei Einheiten von Ort, Zeit und Handlung Geſetz bleibt. Dann iſt es merkwürdig dadurch, daß es zwei Verfaſſer hat: Thomas Sackville und Thomas Norton, die das erſte Beiſpiel jener Theilung der Arbeit gaben, welche ſpäter ſo allgemeiner Brauch wurde, daß die meiſten Stücke der altengliſchen Bühne von verſchiedenen Dichtern herrühren. Sobald irgend eine ſchaurige oder merkwürdige Begebenheit das Volk bewegte, machten ſich gleich zwei, drei auch vier Dichter darüber her, um möglichſt ſchnell mit vereinten Kräften ein Drama daraus zu bilden.

Endlich wird in »Ferrex und Porrex« der erſte Verſuch gemacht, das monotone Reimgeklapper, worin ſich bis dahin der dramatiſche Dialog bewegte, gänzlich abzuſchütteln und fünffüßige, umgereimte Jamben (oder Blankverſe, wie ſie die Engländer nennen) dafür einzuführen. Durch alles Dieſes iſt das Stück, welches an und für ſich keinen großen poetiſchen Werth hat, von literarhiſtoriſcher Bedeutung geworden, indem es ſchon alle Keime zu Dem enthält, was Marlowe's und Greene's Werke in reicher Entfaltung erſchließen.

Der Inhalt der Tragödie ist kurzgefaßt folgender:

Gorboduc, ein König von Britannien, der sechshundert Jahre vor Christi Geburt regierte, theilte das Reich unter seine Söhne Ferrex und Porrex. Jeder der beiden Prinzen strebte nach der Alleinherrschaft, und so entspann sich ein langer Streit zwischen ihnen, der endlich einen blutigen Bürgerkrieg hervorrief, in welchem Porrex seinen ältern Bruder Ferrex erschlug. Ihre Mutter Videna, deren Lieblingssohn Ferrex gewesen war, rächte seinen Tod, indem sie Nachts in Porrex' Kammer drang und den Schlafenden ermordete. Das Volk, empört über diesen grausamen Mord, stand auf gegen das Herrscherhaus und tödtete den König Gorboduc sammt seiner Gemahlin Videna. Hierauf erhob sich der Adel gegen das Volk, brachte eine Armee zusammen und züchtigte die Rebellen. Nun aber stritten die vornehmsten Anführer unter einander um den Thron, da das Land ohne König und Prinzen war. Dieser Kampf, der Britannien zu einer Wüste machte, bildet den Schluß der Tragödie, welche eigentlich schon mit dem Tode des Porrex hätte enden sollen.

Jeder Akt wird durch eine Pantomime eröffnet, welche im Voraus die Dinge offenbart, die kommen sollen, und unter andern Seltsamkeiten kommen in dem Stücke auch schon Soldaten mit Feuergewehren vor.

Als Probe der Sprache führe ich eine Stelle aus der zweiten Scene des fünften Aktes an:

O Jupiter, wie thöricht ist dies Volk,
Wie ganz und gar bethört von blinder Wuth,
Daß es, uneingedenk der alten Zeit,
Davon so manches Pergament und Buch
Erzählt, welch Unheil stets Empörung weckt,
So ruchlos frevelt gegen Fürst und Thron,
Obschon es weiß aus seiner Väter Mund,
Welch grause Strafe die Empörer trifft.
Ja, und obschon es selber Schmach und Tod
Genug geseh'n bei Denen, die der Strang
Des Henkers und des Rechtes scharfes Schwert
Gestraft für Aufruhr gegen Fürst und Thron. —

Es herrſcht in dieſer Tragödie durchweg ein moraliſirender didaktiſcher Ton, der kaum ein- oder zweimal von Ausbrüchen wirklichen Gefühls oder poetiſcher Begeiſterung durchbrochen wird. Eine ſolche Ausnahmsſcene iſt die, wo Marcella den frühen Tod ihres geliebten Ferrez beklagt:

Wie oft, mein edler Prinz, erblickt' ich Dich,
Auf Deinem wilden ſtampfenden Roſſe ſitzend,
Vor dem Turnei in heller Rüſtung glänzend,
Am Helm den Aermel Deiner Herrin tragend,
Ihr zu gefallen Dich in's Kampfſpiel ſtürzend
Und ſtarken Arm's freundlichen Feind bezwingend!
Ich ſah Dich hoch zu Roß die Keule ſchwingen,
Sah Dich zu Fuß, das mächtige Schwert in Händen —
Ach, nie werd' ich das Alles wiederſehn!

Gleich nachher erſchien ein Stück: »Julius Cäſar«, das erſte bekannte Beiſpiel, daß ein Held aus der römiſchen Geſchichte Stoff zu einem engliſchen Drama gegeben. Dann finden wir einer Tragödie: »Cambyſes« von Preſton und einer andern: »Romeo und Julia« von einem unbekannten Dichter Erwähnung gethan.

Seit dem Jahre 1570 mehrten ſich die Tragödien, Komödien und Hiſtorien in erſtaunlicher Weiſe. Die Stoffe hierzu wurden aus aller Herren Ländern genommen: Egypten, Aethiopien, Griechenland, Frankreich, Deutſchland, beſonders aber Spanien und Italien, mußten ihren Tribut an Geſchichten liefern, um die Bühnen mit Dramen zu verſorgen.

Eine Menge Ueberſetzungen aus alten und neuen Sprachen vermittelte auch dem ungelehrten Publikum die Geiſtesſchätze aller Nationen, mit welchen die Engländer außerdem durch Handel und Schifffahrt in lebhaftem Verkehr ſtanden.

Der Eifer für das Studium der Alten war ſo lebhaft erwacht, daß ſogar Damen am Hofe, und die Königin ſelbſt, gründliche Kenntniſſe in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache erwarben, und eine allgemeine Bekanntſchaft mit der alten

Mythologie bis in die unterſten Schichten des Volkes drang. Durch die religiöſen Spaltungen und Kämpfe des Jahrhunderts war in die Nation eine gewaltige Bewegung gekommen, die im Einzelnen viel Unheil erzeugte, dem geiſtigen Leben aber einen mächtigen und fruchtbaren Aufſchwung gab, deſſen ſegensreiche Folgen die Regierungszeit Eliſabeths zur glorreichſten Periode der engliſchen Geſchichte machten.

Bereits dreißig Jahre vor Eliſabeth war eine Ueberſetzung der »Andria« des Terenz im Druck erſchienen, und von 1559 bis 1566 folgte eine Reihe mehr oder minder freier Ueberſetzungen der Tragödien des Seneca von Jaſper Heywood, dem Sohne des berühmten John Heywood, Verfaſſer der Interludes; ferner von Alexander Nevyle, John Studley und Thomas Newton.

Von 1568 bis 1580 wurden am engliſchen Hofe eine Menge neuer Komödien, Tragödien, Hiſtorien und Moralitäten aufgeführt, deren ungedruckte Texte für uns verloren ſind, aber aus den überlieferten Titeln iſt zu erſehen, daß der Geſchmack für das Klaſſiſche und Moderne ſich ungefähr das Gleichgewicht hielt, während die Moralitäten nur noch eine ganz untergeordnete Rolle ſpielten. Es befanden ſich nämlich unter 52 Stücken (nach Collier, III. 24—25) achtzehn, deren Stoffe der antiken Sage und Geſchichte entlehnt waren, einundzwanzig, welche in der neuern Geſchichte und Sage wurzelten; ſieben Komödien aus dem gewöhnlichen Leben und ſechs Moralitäten.

Es würde mich zu weit führen, auf die noch erhaltenen Dramen eines Kyd, Edwards, Gascoigne und Anderer näher einzugehen, da ſie wenig Eigenthümliches enthalten, und ich hier hauptſächlich diejenigen Dichter hervorheben möchte, welche nachweisbar Einfluß auf Shakeſpeare geübt.

Dies gilt zunächſt von John Lilly, Shakeſpeare's Vorbild in der poetiſchen Proſa, Robert Greene, ſeinem Vorbilde im

Drama, und endlich von Marlowe, dem erſten großen Tragödiendichter Altenglands. Wir finden bei ihnen ſchon alle glänzenden Einzelheiten ſeiner eigenen Dichtungen,*) aber um vollendete Werke wie er zu ſchaffen, fehlte ihnen ſeine ſittliche Hoheit, ſein männlicher und wahrhaftiger Charakter. Denn nur aus einem harmoniſchen Geiſte können harmoniſche Werke entſpringen und noch hat kein wahrhaft großer Dichter gelebt, der nicht zugleich ein großer Menſch geweſen.

Die Blütezeit des engliſchen Dramas, welche der wuchtige Marlowe im Sturmſchritt heraufgeführt und welche in Shakeſpeare ihren Höhepunkt erreichte, war zu glorreich, um von langer Dauer zu ſein. Sie glich — wenn für die Poeſie ein Gleichniß aus der politiſchen Geſchichte erlaubt iſt — den Eroberungszügen Alexanders des Großen, welche die Welt unterwarfen, ohne doch ein dauerndes Weltreich zu gründen; und deren äußere Erfolge ſo ſchnell verloren gingen wie ſie gewonnen waren, während der Glanz und Ruhm des Eroberers, die mächtige Anregung die von ihm ausging, und der innere geiſtige Gehalt ſeiner Sendung unverloren blieb für die nachwachſenden Geſchlechter.

Wie Philipp zu Alexander, ſo verhielt ſich Marlowe zu Shakeſpeare, und wie die Feldherren, welche den großen König überlebten, ſein Weltreich zerſtückelt unter ſich theilten, ſo theilten ſich die Nachfolger des großen Dichters in die verſchiedenen Gebiete ſeiner weltumfaſſenden Dichtung.

Es iſt merkwürdig, aber wohl zu erklären, daß der Aufbau und Zerfall des poetiſchen Reichs, welches Marlowe und Shakeſpeare gegründet hatten, mit den hiſtoriſchen Ereigniſſen jener thatenreichen Zeit Hand in Hand ging. Man kann füglich den Beginn der Blütezeit des engliſchen Dramas an

*) Den für dieſe Behauptung in der urſprünglichen Vorleſung durch Anziehung von Stellen aus den Werken der genannten Dichter geführten Beweis kann ich mir hier erſparen, da inzwiſchen der dritte Band meines Werkes „Shakeſpeare's Zeitgenoſſen“ erſchienen iſt, welcher Lilly, Greene und Marlowe ausführlich behandelt.

die Vernichtung der ſpaniſchen Armada knüpfen, der England ſeine Herrſchaft über die Meere verdankte, und das Ende der kurzen Glanzperiode fällt zuſammen mit den Unruhen und Bürgerkriegen, welche dem Sturze Karls I. vorhergingen.

Für große politiſche wie poetiſche Thaten tritt eben der günſtigſte Moment immer dann ein, wenn zwei Zeiten und Mächte, eine untergehende und eine werdende, aufeinander ſtoßen. Die Einen nehmen Partei für das Alte, die Andern für das Neue, und nur ein ganz großer Dichter, wie Sophokles bei den Griechen, Shakeſpeare bei den Engländern, vermag ſich über Beides zu erheben, die berechtigten Elemente beider Parteien anzuerkennen, ſie zu verſöhnen und zu beherrſchen.

In Shakeſpeare vollzog ſich der poetiſche Abſchluß des Mittelalters, durch ſeine hiſtoriſchen Dichtungen weht noch der ritterliche Geiſt des überwundenen Feudalſtaats, während er zugleich der neuen Zeit ſo gerecht wurde, daß ſeine Werke erſt jetzt, dritthalb Jahrhunderte nach ſeinem Tode, recht anfangen, das Gemeingut aller Gebildeten zu werden. Völlig unbegründet iſt die Annahme, daß die Zeitgenoſſen des großen Dichters ihn ſchon ſo gut zu würdigen gewußt hätten, wie wir ihn heute würdigen; vielmehr läßt ſich nachweiſen, daß weniger das Große und Ewige in ſeinen Schöpfungen ihm den Beifall der Menge gewann, weniger das, wodurch er ſich von den gleichzeitigen Dichtern unterſchied, als das, worin er ihnen glich, in den Konzeſſionen die er dem Geſchmack des Publikums machte. Wäre dem anders, ſo würden nicht ſeine minder begabten Nachahmer ihn ſo ſchnell in der Gunſt des Publikums überflügelt haben und würden nicht gerade diejenigen ihrer Dramen, welche dem geläuterten Geſchmack am verwerflichſten erſcheinen, damals die gefeiertſten geweſen ſein.

Der Wurm des Verderbens lag ſchon in der Knospe des engliſchen Dramas und nur daraus erklärt ſich die ſonſt völlig räthſelhafte Erſcheinung, daß ſeine Blüte eine ſo über-

aus kurze war. Eine Menge günſtiger Umſtände hatte zuſammengewirkt, ſein raſches Aufblühen zu fördern; die Haupturſache iſt jedoch in den Wirkungen der Reformation zu ſuchen. Während der Zeiten des Ritterthums befand ſich die Literatur vorzugsweiſe in den Händen der vornehmern Klaſſen und der geiſtlichen Orden; durch die Reformation wurde Jedem der Weg zur literariſchen Arena gebahnt. Schon die Ueberſetzung der Bibel war von unermeßlichem Einfluß auf die Entwickelung der Literatur, da ſie Allen gleichzeitig die reinſten Quellen der Weisheit und Poeſie erſchloß. Es geht aus den Werken faſt aller Dichter aus der Blütezeit des engliſchen Theaters hervor, daß die Bibel eine Hauptquelle ihrer Begeiſterung war. Durch die Reformation, verbunden mit der Wiederbelebung der Schätze des klaſſiſchen Alterthums, wurde die Saat in den fruchtbaren Acker Altenglands geſtreut, welche in den Tagen Eliſabeths und Jakobs in ſo reicher Ernte aufging.

Dazu kam, von Seiten des Volks, eine noch kritikloſe, friſche poetiſche Empfänglichkeit, ein noch ungezügelter Enthuſiasmus, und auch ein Aberglaube, den die Dichter nicht theilten, der ihnen aber ſehr in die Hände arbeitete. Es iſt nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß der Shakeſpeare eines aufgeklärten, philoſophiſchen Zeitalters wahrſcheinlich ſeine Hexenſcenen in Macbeth nicht geſchrieben haben würde.

Während die dramatiſchen Dichter der Franzoſen ſich nach den mißverſtandenen Muſtern der Alten bildeten und in kaltem Formalismus verloren, griffen die engliſchen Poeten kühn ins menſchliche Herz, ſeine Geheimniſſe nach allen Seiten erſchließend und in charakteriſtiſchen Geſtalten offenbarend. Die Philoſophie fiel bei ihnen mit der Poeſie zuſammen und wirkte in dieſer konkreten Faſſung nur um ſo mächtiger. Das gilt im Großen und Allgemeinen und vorzugsweiſe in Bezug auf Shakeſpeare, während wir bei den andern Dichtern jener Zeit häufig Dinge finden, welche darzuſtellen heute geradezu un-

möglich wäre und welche uns ſo abſtoßend und roh erſcheinen, daß ſie uns — ohne Kenntniß der Urſachen ihres Entſtehens — leicht das Ganze verleiden könnten. Allein wir dürfen nicht vergeſſen, daß die Dichter damals lediglich für die Bühne ſchrieben, daß dieſe meiſtens nur von Leuten aus den unterſten Schichten und aus dem Mittelſtande beſucht wurde, die an Rohheiten und Ungeheuerlichkeiten Gefallen fanden, welche uns heutzutage unbegreiflich erſcheinen. Es liegen uns ausdrückliche Zeugniſſe vor, daß die beſſeren Dichter den rohen Anmuthungen des Publikums nur mit innerſtem Widerſtreben ſich fügten, aber nachgeben mußten, wenn ſie ein volles Haus machen wollten. Das Theater war eben in England kein Hof- oder Nationalinſtitut, ſondern ein Volkstheater, mit allen Vorzügen und Nachtheilen eines ſolchen. Von einem Verkehr, wie Ludwig XIV. mit den hervorragenden Dichtern und Künſtlern ſeiner Zeit unterhielt, war am Hofe Eliſabeths niemals die Rede. Zwar hatte die jungfräuliche Königin entſchieden poetiſche Bedürfniſſe und Neigungen und verſuchte ſelbſt hin und wieder ihre geheimſten Gedanken und Gefühle in Verſen auszuſprechen, allein ihres perſönlichen Umgangs wurden nur die den höchſten Ständen angehörenden poetiſchen Dilettanten gewürdigt, welche an ihrem Hofe lebten und ſo viele Lieder zum Preiſe ihrer Schönheit und Weisheit dichteten, daß ſich ein äußerlich ganz ſtattliches Werk daraus zuſammenſtellen ließe.

Von den großen dramatiſchen Dichtern, welche ihrer Regierung unſterblichen Glanz verliehen, war noch keiner geboren, als Eliſabeth den Thron beſtieg. Sie hat das Theater vom Puppenſpiele an bis zur höchſten Blüte der Vollkommenheit ſich entwickeln ſehen, ohne die dramatiſche Kunſt irgendwie thätig zu fördern oder zu unterſtützen. Ihr einziges Verdienſt beſtand darin, ihr keine Hinderniſſe in den Weg zu legen und durch öftern Theaterbeſuch dem hochmüthigen Adel

mit gutem Beiſpiel voranzugehen. Erſt eilf Jahre nach ihrer Thronbeſteigung wurde die erſte ſtehende Bühne errichtet, und zwar mußte das außerhalb des eigentlichen Bereichs der Stadt geſchehen, an einem Orte, der nicht unter der Jurisdiktion des Lord-Mayor ſtand, welcher die Schauſpieler als unehrbare Leute aus London verwieſen hatte und ſammt der hochachtbaren Korporation der City ihr unverſöhnlicher Gegner war und blieb. Der Oppoſition dieſer ehrenwerthen Männer gegen das »unheilige Theaterweſen« ſchloſſen ſich alle reſpektabeln Bürger an, welche ihren Reſpektabilitätsbegriff nach äußeren Beziehungen regelten.

So hatten denn die armen dramatiſchen Dichter, welche meiſt zugleich Schauſpieler waren, von vornherein mit allerlei Mißgunſt und Unbill zu kämpfen und nahmen in der bürgerlichen Geſellſchaft eine ganz vereinſamte Stellung ein. Man ließ ſich von ihnen unterhalten gegen ein billiges Eintrittsgeld, allein dabei hatte es ſein Bewenden. Die Hervorragendſten unter ihnen ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie irgend einem ariſtokratiſchen Gönner oder Kunſtenthuſiaſten ihre Werke dediziren durften und eine Vergütung dafür empfingen. Ein intimer Verkehr ſolcher Gönner mit den Dichtern und Schauſpielern kam nur in ſeltenen Ausnahmsfällen vor.

Will man einen Vergleich ziehen zwiſchen den Bühnenzuſtänden der damaligen Zeit und der Gegenwart, ſo darf man die äußere Stellung, welche das altengliſche Theater im Anſehn der Geſellſchaft einnahm, nicht höher anſchlagen als diejenige, welche heutzutage unſere Vorſtadtbühnen einnehmen. So wenig dieſe eigentliche Sammelplätze der guten Geſellſchaft ſind, obgleich ſie ſehr häufig Beſucher aus allen Ständen, bis in die höchſten Regionen hinauf, an ſich locken, ſo wenig waren es jene, obgleich die Königin und andere hohe Perſonen ſie häufig beſuchten.

War die Königin nicht zugegen, ſo herrſchte vor und während der Vorſtellung unter den Zuſchauern das bunteſte

Treiben. Die jungen Stutzer aus den höheren Ständen trugen ihre Verachtung gegen das gewöhnliche Publikum förmlich zur Schau, indem ſie ihre Stühle auf die Bühne bringen ließen, oder ſich dort zu beiden Seiten auf Binſenmatten ausſtreckten, ihre Pfeifen rauchten, Wein tranken und Karten ſpielten. Benahmen ſie ſich zu ſtörend, ſo wurde wohl mit Aepfeln und faulen Eiern nach ihnen geworfen, allein der größere Theil des Publikums folgte bald ihrem Beiſpiele und ſuchte ſich in ähnlicher Weiſe für ſein Geld die Zeit zu vertreiben. Bier, Wein, Obſt und Taback war immer im Theater zu haben. Es ſoll zuweilen vorgekommen ſein, daß man vor Tabacksqualm die Schauſpieler nicht ſehen, und vor Nüſſeknacken kein Wort verſtehen konnte.

Die Stelle unſerer heutigen Hofbühnen wurde damals vertreten durch die Privattheater der Großen, welche ſchon lange vor und lange nach der Errichtung der öffentlichen Bühnen beſtanden und auf welchen, in geſchloſſenen Kreiſen, oft Herren und Damen aus den höchſten Ständen mitwirkten, während in den öffentlichen Theatern alle Frauenrollen, ohne Ausnahme, von Knaben oder Männern gegeben wurden.

Die Schauſpielertruppen beſtanden anfangs gemeiniglich nur aus vier Perſonen, wovon jede mehrere Rollen übernehmen mußte. Im Jahre 1583 wählte Eliſabeth zwölf der vorzüglichſten Schauſpieler aus verſchiedenen, von den Edelleuten unterhaltenen Geſellſchaften, die der Königin Livree trugen und »Ihrer Majeſtät Diener« genannt wurden. Dieſe Schauſpieler hatten gegen eine geringe Beſoldung (die beſtbezahlten erhielten kaum 3½ Pfd. St. jährlich) die Verpflichtung, bei beſondern Gelegenheiten im Palaſte der Königin zu ſpielen, und ſie ſtanden, gleichwie die ſogenannten »Knaben der Kapelle« unter dem Befehl des Maſter of the Revels, der zugleich die Cenſur über alle aufzuführenden Dramen ausübte.

Aus den Knaben der Kapelle, die gewöhnlich damit an-

fingen, Frauenrollen zu ſpielen, rekrutirten ſich ſpäter auch die andern Theater. Außerdem hatte jeder Schauſpieler noch ſeinen Lehrling, der meiſt jugendliche Rollen ſpielte und wöchentlich 4 bis 6 Sh. Gehalt bekam, während die Einnahme der Schauſpieler ſelbſt ſich nach ihrer Stellung zum Theater richtete. Sie zerfielen in Theilnehmer und Miethlinge (Sharers und Hirelings); die Erſtern waren unmittelbar betheiligt am Gewinn, die Letztern erhielten eine beſtimmte Gage. Die Einnahme für jede Vorſtellung wurde nämlich, nach Abzug der Tageskoſten, in vierzig gleiche Theile getheilt, wovon die Eigenthümer des Theaters funfzehn Theile erhielten und die Schauſpieler zweiundzwanzig, während der Reſt zum Ankauf neuer Dramen beſtimmt war.

Die Zuſchauer wurden durch Trompetengeſchmetter und lauten Ausruf herbeigelockt; eine auf der höchſten Spitze des Theaters entfaltete Fahne verkündete, daß die Vorſtellung beginnen werde. Der überall angeſchlagene Zettel enthielt nur den Titel des Stücks, ohne Verzeichniß der Perſonen und Schauſpieler.

Schon im Jahre 1583 klagt ein eifriger Puritaner, John Field, in ſeinen »Ermahnungen zu einem gottſeligen Wandel« (Godly Exhortations) folgendermaßen über die Anziehungskraft der Theater: »Dieſen Flaggen des Trotzes gegen Gott, und den Trompeten die geblaſen werden, eine ſolche Geſellſchaft zuſammenzubringen, wird es eher gelingen öffentliche Orte zu füllen, als es das Predigen des heiligen Gotteswortes vermag.«

Je heftiger im Laufe der Zeit die von den Puritanern und Rundköpfen ausgehende Oppoſition wurde, deſto mehr nahmen ſich die jungen vergnügungsſüchtigen Kavaliere des Theaters an, wo nur die Extreme der Geſellſchaft den Ton angaben. Es bedurfte ſtarker Reizmittel, die Aufmerkſamkeit eines ſolchen Publikums zu feſſeln, an welchem die griechiſchen Tragödien,

deren damals verſchiedene in der griechiſchen Ueberſetzung aufgeführt wurden, faſt ſpurlos vorübergingen. Dagegen konnte der Dichter dieſem Publikum, deſſen Phantaſie durch die Mirakelſpiele und Moralitäten, welche oft Ereigniſſe von Jahrhunderten in wenigen Stunden abſpannen, an das Wunderlichſte und Ungeheuerlichſte gewöhnt war, auch die ſtärkſten Zumuthungen machen in Bezug auf ſelbſtthätige Ergänzung des in dürftiger Form mangelhaft Gebotenen. War das Publikum nur in der Hauptſache gepackt, ſo ließ es ſich durch nebenſächliche Unzulänglichkeiten nicht aus der Stimmung bringen.

Ein Glück war es unter ſolchen Umſtänden, daß ſich von vornherein Dichter von hoher Begabung und klaſſiſcher Bildung der engliſchen Volksbühne bemächtigten und mit künſtleriſchem Bewußtſein einen Stil ſchufen, der für ihre Nachfolger maßgebend blieb, ſo daß alle dramatiſchen Dichtungen jener Zeit, wie mannigfaltig und verſchiedenartig ihr Gehalt auch ſein mochte, in der Form eine überraſchende Aehnlichkeit haben, welche es oft ſchwer macht, ihre Verfaſſer zu unterſcheiden, zumal manches Drama zwei, drei und oft noch mehr gemeinſchaftliche Verfaſſer hatte.

In Betreff des Inhalts dieſer Dramen zeigte ſich aber ſchon nach kurzer Blütezeit ein ſo tiefer ſittlicher Verfall und Ungeſchmack, daß die meiſten damaligen Zugſtücke für uns faſt ungenießbar erſcheinen, ja daß uns manche ſchon durch ihre (in heutiger Damengeſellſchaft unausſprechlichen) Titel abſchrecken.

Die Verwilderung und ſittliche Begriffsverwirrung der Dichter ging mit der des Publikums Hand in Hand und dies führt uns zu der im Eingange gemachten Bemerkung zurück, daß der Wurm des Verderbens ſchon in der Knospe des engliſchen Dramas lag.

Von vornherein war das Intereſſe am Stoff überwiegend und die ſtrengeren Forderungen der Kunſt traten mehr und mehr in den Hintergrund. Es gab noch keine äſthetiſche Kritik,

um den ungeſtümen Schaffensdrang der Dichter zu zügeln und in die rechten Bahnen zu leiten. Das Theater ſtand nicht hoch genug im Anſehn, um als eine nationale Bildungsanſtalt gewürdigt zu werden; die gedrückte Stellung der Schauſpieldichter wirkte nachtheilig auf ihr Schaffen wie auf ihren Charakter ein; da ſie nach außen keinen Halt hatten, verloren ſie auch den inneren Halt, und der Beifall der Menge, die einzige Quelle ihrer Anregung und Belohnung, wurde zugleich die Quelle ihres Verderbens.

Nur der einzige Shakeſpeare behielt, trotz aller Ungunſt der Verhältniſſe, immer die höchſten Ziele der Kunſt im Auge. Die Konzeſſionen welche er dem Publikum machte, beſtanden in unweſentlichen Einzelheiten, die eben ſo gut hätten wegbleiben können, ohne dem ewigen Werthe ſeiner Dichtungen zu ſchaden. Aber was bei ihm Ausnahme war, wurde bei ſeinen Nachfolgern zur Regel, und die geniale Freiheit, mit welcher er die überkommene Form erweiterte und ſeinen Zwecken dienſtbar machte, artete bei ſeinen Nachfolgern in Zügelloſigkeit aus, ſo daß unter ihnen der Einfluß, den das Theater auf das Publikum übte, ebenſo ſchlecht war als der, den es von ihm erlitt. Das Schauſpiel endigte damit die Vorwürfe zu verdienen, welche Anfangs ſeine Gegner ungerechterweiſe dagegen erhoben hatten.

Beſonders ſeit dem Regierungsantritt Karls I. nahm die Oppoſition gegen das Theater einen bedrohlichen Charakter an, der mehr und mehr in das konfeſſionelle Gebiet hinüberſpielte. Die katholiſche Königin Henriette begünſtigte das Schauſpiel und liebte es, ſich ſelbſt auf ihrem Privattheater als Schauſpielerin zu zeigen. So geſchah es, daß den Puritanern die Anhänger des Theaters und der Königin zugleich als Anhänger der katholiſchen Partei galten.

Im Jahre 1633 erſchien ein, großes Aufſehen erregendes Werk von Prynne, welches unter dem Titel »Histriomastix«,

d. i. die Geißel der Schauſpieler, in leidenſchaftlichſter Weiſe gegen das Theaterweſen zu Felde zog und alle Schauſpieler als Diener des Teufels verdammte. Da das Buch auch die Schauſpielerinnen (deren es bekanntlich auf der Volksbühne keine gab) ſammt und ſonders als verworfene Geſchöpfe bezeichnete und dieſe Stelle auf die Königin bezogen wurde, welche zufällig gerade einen Tag vor dem Erſcheinen des »Histriomastix« ſelbſt in einem Stücke in Somerſet-Houſe aufgetreten war, ſo hatte der fanatiſche Verfaſſer ſchwer für ſeine Angriffe zu büßen, indem man ihn zweimal an den Pranger ſtellte, ihm beide Ohren abſchnitt, ihn zu einer Geldſtrafe von 5000 Pfd. St. verurtheilte, ſeiner Titel und Würden beraubte und endlich Zeitlebens einkerkerte.

Es iſt demnach nicht zu verwundern, daß die Puritaner, ſobald ſie ans Ruder kamen, allem Theaterweſen mit Einem Schlage ein Ende machten, und bei näherer Kenntniß der Sachlage muß man geſtehen, daß dieſer Akt nur der äußere Abſchluß eines innerlich ſchon vollzogenen Verweſungsprozeſſes war.

* * *

Aus der Betrachtung des Entwickelungsganges der altengliſchen Bühnendichtung ergeben ſich eine Menge Züge zum beſſeren Verſtändniſſe Shakeſpeare's, aber man muß eingeſtehen, daß das Beſte und Höchſte in ihm dadurch nicht erklärt wird, ſondern nur um ſo unbegreiflicher erſcheint. Je ſorgfältiger wir den Spuren ſeines Wachsthums nachgehen, je näher wir den Boden prüfen aus welchem er ſeine Nahrung gezogen, deſto wunderbarer ſteht er vor uns in ſeiner einſamen Größe.

Das ruſſiſche Theater
in ſeiner ſocialen Bedeutung.

Digitized by Google

Bekanntlich ist alle Kunst, und so auch die dramatische, religiösen Ursprungs. Bei den Griechen waren es die Dionysosfeste, aus deren Feier sowohl Tragödie als Komödie hervorging, während bei den christlichen Völkern das geistliche Schauspiel vorzüglich aus der Oster- und Weihnachtsfeier sich entwickelte.

Durch die vollendete Kunstform, in welche das griechische Drama gleich bei seinem Entstehen hineinwuchs, sowie durch die strenge Scheidung des Tragischen vom Komischen und endlich durch die glückliche Fügung, daß die drei größten tragischen Dichter des Alterthums, Äschylos, Sophokles und Euripides unmittelbar auf einander folgten, bewahrte das altgriechische Theater länger als irgend ein anderes den Charakter religiöser Ergebenheit, der ihm von vornherein sein weihevolles Gepräge gab. Aber als sein Verfall eintrat, hat es sich auch niemals wieder daraus erhoben, wie wir überhaupt von keinem Volke wissen, unter welchem die Wunderblume der dramatischen Poesie zweimal in voller Pracht geblüht hätte. Allein wenn sie in einem Lande verwelkte, so erneute sie sich, durch den Samen, den sie trug, in einem anderen Lande auf jungfräulichem Boden.

Während die Kirchenväter und ältesten christlichen Lehrer mit Recht und Fug die rohen Auswüchse und lüsternen Schaustellungen der entarteten griechischen und römischen Bühne

bekämpften, bildeten ſich ſchon im Schoße der neuen Kirche ſelbſt Elemente des Dramatiſchen, die nur der weiteren Ausbildung harrten, um dem Volke das Verlorene zu erſetzen. Der Gottesdienſt war eine ſymboliſch-liturgiſche Darſtellung des Erlöſungswerkes und aus den darin gebotenen dramatiſchen Keimen entwickelten ſich die ſpäteren Myſterien, Paſſionsſpiele und Moralitäten, denen ſehr bald profane Mummereien und mimiſche Spiele zur Seite traten, wie ſich denn auch viele dramatiſche Elemente aus der altnordiſchen Mythologie in das chriſtliche Frankreich, Deutſchland und England herüberretteten, wo ſie bis zum heutigen Tage unter dem Volke fortwachſen.

Die ſeit uralter Zeit gefeierten Rauhnächte und Lostage (d. i. das Julfeſt oder die Zeit der Sonnenwende) waren reich an dramatiſchen Spielen, wovon ſich noch Spuren genug in Deutſchland und England finden. Wie das heidniſche Julfeſt in chriſtlicher Zeit zum Weihnachtsfeſte wurde, ſo wurde der Tannenbaum mit ſeinen vergoldeten Aepfeln und Nüſſen, die einſt als Fruchtopfer dem Gotte Wuotan galten, eine Spende für die Kinder des Hauſes. Und von den einſt zu Ehren des Gottes aufgeführten Tänzen und Spielen hat ſich beſonders der Schwert- oder Rieſentanz und das damit zuſammenhängende Spiel vom Drachentödter bis heute unter dem engliſchen Volke erhalten. Der Drache erſcheint als Sinnbild des Winters; mit ihm kämpft der junge Frühlingsgott, bis er ihn überwunden. Sein Sieg iſt der Sieg der Sonne über den Winterhimmel.

Wie weit das Theater nun auch in ſeiner mannigfaltigen Entwickelung bei den Völkern romaniſcher und germaniſcher Zunge ſich von der Kirche entfernte, ja ihr ſogar häufig — beſonders in Deutſchland und England — feindlich entgegentrat: ganz verleugnen konnte es ſeinen Urſprung nie; unabhängig von den Hof- und Stadtbühnen erhielt ſich im Volke — wenn auch nur an wenigen Orten — der alte

dramatiſche Kultus, wie wir denn erſt vor Kurzem wieder in den neueſten Aufführungen des Paſſionsſpiels in Oberammergau ein merkwürdiges Zeugniß von der unzerſtörbar religiöſen Natur der Schauſpielkunſt geſehen haben.

Ein ſolcher urſprünglicher Zuſammenhang zwiſchen Kirche und Bühne, wie er in Frankreich, Spanien, England, Italien und Deutſchland nachzuweiſen iſt, hat in Rußland nie beſtanden. In dieſem merkwürdigen Lande, welches, trotz der unleugbar reichen Begabung des Volks, bisher noch in keiner Kunſt ſich ſelbſtſchöpferiſch gezeigt hat, iſt auch die Schauſpielkunſt nicht aus dem Volke hervorgegangen, ſondern hat ſich erſt vom Petersburger Hofe aus durch fremde Künſtler unter das Volk verbreitet.

Ich darf hier nicht unerwähnt laſſen, daß verſchiedene ruſſiſche Literarhiſtoriker dieſe Thatſache beſtreiten und die Anfänge des ruſſiſchen Theaters auf die Kirche und das Volk zurückführen, indem ſie nachweiſen, daß ſchon im 17. Jahrhundert geiſtliche Schauſpiele oder Myſterien in Kiew aufgeführt wurden, von dort aus ſich durch die Ukraine verbreiteten und bald auch in Moskau ähnliche Darſtellungen hervorriefen.

Allein es iſt dabei zu bemerken, daß dieſe in Kiew aufgeführten Myſterien polniſchen Urſprungs waren, in polniſcher Sprache geſchrieben, von polniſchen Studenten dargeſtellt und auf den engen Bereich der Kloſtermauern beſchränkt, woraus ſich ergiebt, daß ſie nicht der griechiſch-ruſſiſchen, ſondern der römiſchen Kirche entſprungen ſind und nicht der ruſſiſchen, ſondern der polniſchen Literatur angehören, welche ſich von jener weſentlich unterſcheidet. Und was ihre in Moskau dargeſtellten Nachahmungen anbelangt, welche von dem Mönche Simeon Polotzky herrühren, ſo wurden dieſelben in der, nur den Gelehrten verſtändlichen ſlavoniſchen Kirchenſprache geſchrieben und ſind dem Volke bis heute ein Buch mit ſieben Siegeln geblieben. Daſſelbe gilt von den Myſterien eines anderen

geiſtlichen Dichters: Dimitry, der als Metropolit von Roſtow ſeine Heiligengeſchichten in dem dortigen Seminarium aufführen ließ und ſpäter ſelbſt unter die Heiligen verſetzt wurde. An der Entwickelung des ruſſiſchen Theaters, welches ganz unter ausländiſchen Einflüſſen entſtand, haben dieſe Stücke nicht den geringſten Antheil gehabt.

Die erſten in Rußland aufgetretenen Schauſpieler waren Deutſche, welche der Zar Alexei Michailowitſch nach Moskau kommen ließ, um ſich an ihren Darſtellungen zu ergötzen. Das erſte nicht-geiſtliche Stück wurde in den Gemächern der Zarin Sophie Alexejewna von den Damen und Herren ihres Hofes aufgeführt; dieſes war — ſehr bezeichnend für den Gang, welchen die dramatiſche Literatur Rußlands nehmen ſollte — Molière's »Arzt wider Willen«.

Unter der Regierung Peters I. kamen verſchiedene deutſche Schauſpielertruppen nach Petersburg und Moskau, aber der Kaiſer nahm keine Notiz davon, obgleich er ſich während ſeines Aufenthalts in Paris für das dortige Theater ſo begeiſtert hatte, daß er dem berühmten Schauſpieler Baron einen Ehrendegen ſchenkte. Am ruſſiſchen Hofe begannen wirkliche theatraliſche Vorſtellungen erſt mit der Thronbeſteigung der Kaiſerin Anna Iwanowna (1730), welche eine deutſche, eine franzöſiſche und eine italieniſche Truppe nach Petersburg berief und dieſelben abwechſelnd in ihrem Palaſte ſpielen ließ, wozu jedoch natürlich nur ein kleiner, auserleſener Kreis von Zuſchauern eingeladen wurde.

Als die Kaiſerin Eliſabeth den Thron beſtieg, wurde die bis dahin bei Hofe herrſchende deutſche Sprache durch die franzöſiſche verdrängt und die erſten dramatiſchen Verſuche ruſſiſcher Dichter entſtanden ganz nach franzöſiſchem Zuſchnitte und Muſter. In den Vorſtellungen der fremden Schauſpielertruppen am Hofe hatten die Kadetten als Choriſten, oder beim Ballet, auch wohl ſonſt in kleineren Rollen häufig mitwirken müſſen.

Dadurch war der Nachahmungseifer in ihnen rege geworden und ſie verſuchten bald, auf eigene Fauſt, unter ſich, Stücke aufzuführen. So geſchah es, daß i. J. 1750 die erſte in ruſſiſcher Sprache geſchriebene Tragödie »Chorew« von Sumarokoff — der deshalb der Vater der ruſſiſchen Bühne genannt wird — zum Erſtenmale im Kadettenhauſe zur Darſtellung kam, wo ſie bei den militairiſchen Zuhörern unerhörten Beifall fand. Die Kaiſerin ließ das Stück auf ihrer Hofbühne wiederholen und war ſo entzückt von dem Talent des Dichters und der Darſteller, daß ſie Sumarokoff durch ehrenvolle Auszeichnung und reiche Geſchenke zu weiteren Schöpfungen aufmunterte und die Darſtellungen im Kadettenhauſe fortan perſönlich leitete.

Sie war nicht nur regelmäßig bei den Aufführungen, ſondern auch bei allen Proben zugegen und überwachte mit beſonderer Sorgfalt die Toilette derjenigen jungen Leute, welche Frauenrollen darzuſtellen hatten. (Es wird erzählt, daß bei dieſen theatraliſchen Uebungen ein talentvoller junger Mann, Namens Beketoff, in ſo hohem Grade die Gunſt der Kaiſerin zu gewinnen wußte, daß ſie ihn in kurzer Friſt zum Range eines Generallieutenants erhob. Nun hatte die Kaiſerin aber einen älteren Günſtling, Namens Schuwaloff, deſſen Gattin, eiferſüchtig auf den Einfluß welchen Beketoff gewonnen, dieſem auf der Probe eine giftige Beitze ſtatt der Schminke reichte und ſein ſchönes Geſicht dadurch ſo entſtellte, daß er wirklich darüber die Gunſt der Kaiſerin verlor und als Gouverneur nach Aſtrachan geſchickt wurde.)

Als der erſte namhafte ruſſiſche Schauſpieler wird Wolkoff genannt, ein junger Kaufmann aus Roſtow, der bei längerem Aufenthalte in Petersburg Gelegenheit gefunden hatte, den dortigen theatraliſchen Aufführungen beizuwohnen und ſich ſolchergeſtalt davon begeiſtert fühlte, daß er nach ſeiner Rückkehr in Roſtow eine eigene Bühne gründete, die bald ſolchen Ruf

gewann, daß ihn die Kaiſerin mit ſeiner kleinen, von ihm ſelbſt gebildeten Truppe nach Petersburg kommen ließ, wo im Jahre 1756 das ruſſiſche Hoftheater errichtet wurde, deſſen Direktor Sumarokoff und deſſen erſter Schauſpieler Feodor Wolkoff war.

Die für das Theater begeiſterte Kaiſerin verwandte große Summen darauf, ihre Schauſpieler durch Ausländer wiſſenſchaftlich und künſtleriſch ausbilden zu laſſen, und ihr gutes Beiſpiel blieb für ihre Nachfolger maßgebend, ſo daß in dieſer Beziehung der ruſſiſche Hof allen anderen Höfen den Rang abgelaufen hat.

Unter den aufgeführten Stücken ſtanden in erſter Reihe die Tragödien Sumarokoffs und Ueberſetzungen Racine's, Corneille's und Molière's, wovon jene nur matte Kopieen waren. Doch läßt ſich die begeiſterte Aufnahme, die ſie fanden, Zeit und Umſtände in Betracht gezogen, ſehr wohl begreifen und jedenfalls konnten die ruſſiſchen Dichter damals, wo für ſie die Schätze der engliſchen und ſpaniſchen Bühne noch nicht gehoben waren, keine beſſeren Führer wählen, als die Franzoſen.

Glücklicher als in der Tragödie war Sumarokoff im Luſtſpiel, wo er mehr aus dem wirklichen Leben ſchöpfen konnte, wie denn überhaupt das Eigenthümlichſte und Bedeutendſte, was die ruſſiſche Bühne ſeit ihrem jetzt hundertjährigen Beſtehen hervorgebracht, dem Gebiete des Luſtſpiels angehört, weshalb wir auf dieſes vorwiegend unſere Aufmerkſamkeit zu richten haben.

Eine Continuität der Entwickelung, wie wir ſolche bei allen anderen Kulturvölkern finden, läßt ſich in Rußland auf keinem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft nachweiſen; Alles ging und geht hier ſprungweiſe vorwärts. Dies erklärt ſich daraus, daß, abgeſehen von der rein lyriſchen Volkspoeſie, alle Geiſteserzeugniſſe faſt ausſchließlich von den höheren Ständen ausgingen, welche nicht im Volke wurzelten, ihre Bildung lediglich aus der Fremde holten und deshalb nichts Volksthümliches ſchaffen konnten.

Dieſe Scheidung des bloß nach fremdländiſchen Muſtern gebildeten Adels von dem ganz ungebildeten Volke erklärt Vieles in der ruſſiſchen Literatur, was ſonſt unerklärlich wäre. So finden wir z. B. die höchſt merkwürdige, bei keinem andern Volke vorkommende Erſcheinung, daß in Rußland die Kunſtpoeſie mit der Satire begann und daß bis zu dieſem Tage alle beſſeren Erzeugniſſe der ruſſiſchen Poeſie ſatiriſcher Natur ſind.

Der reiche Adel des Landes, in den Anſchauungen des Weſtens und beſonders Frankreichs gebildet und aufgewachſen, mußte natürlich in ſeinem Kontakt mit den heimatlichen Zuſtänden auf allerlei Ungeheuerlichkeiten ſtoßen, welche ſeinen verfeinerten Geſchmack beleidigten, oder ſeinen Spott herausforderten. So geſchah es denn, daß die poetiſchen Talente, welche ſich unter der Ariſtokratie aufthaten, ihr Augenmerk vornehmlich auf wunderliche Aeußerlichkeiten und verſchrobene Erſcheinungen ihres Landes richteten und ihre Kunſt daran übten, da ihnen zu tieferen Schöpfungen nicht bloß Ernſt und Ausdauer, ſondern auch eine volksthümliche Baſis, ja, alles Verſtändniß für die Poeſie des Volkslebens fehlte.

Erſt in neuerer Zeit hat man angefangen, die Schätze zu heben, welche das ruſſiſche Volksleben in mannigfaltiger Fülle bietet. Zugleich iſt die ungeheure Kluft, welche früher das Volk vom Adel trennte, merklich kleiner geworden; die Bildung beginnt auch in den unteren Klaſſen Eingang zu finden und es haben ſich aus dem Volke ſchon Dichter hervorgethan, welche den ariſtokratiſchen Poeten an Talent nicht nachſtehen und ſie an Friſche und Innigkeit des Gefühls übertreffen.

Dabei iſt jedoch der ſatiriſche Zug, den ich vorhin als charakteriſtiſch erwähnte, immer vorherrſchend geblieben, weil jedes klarblickende Dichterauge, auch ohne durch abendländiſche Anſchauungen gebildet und verwöhnt zu ſein, in Rußland überall auf abſonderliche Erſcheinungen ſtößt, die den Spott

herausfordern. Denn in Rußland iſt der ganze Zuſchnitt des Staates und der Geſellſchaft nicht auf naturgemäße Weiſe aus den Bedürfniſſen des Volkes erwachſen, ſondern durch Zwangsmittel von oben herab nach fremdländiſchem Muſter willkürlich geſchaffen und dem Volke aufgedrungen. Offen dagegen anzukämpfen würde die ſchlimmſten Strafen zur Folge gehabt haben; es blieb den freieren patriotiſchen Geiſtern nichts übrig, als ihren Kampf mit poetiſchen Waffen zu führen, das Wirkliche im Gewande der Fabel zu zeigen und es ſo dem Spotte des Volks preiszugeben.

Der Dienſtadel, getragen von 14 Rangſtufen, nach welchen die ruſſiſche Geſellſchaft — abgeſehen von dem Adel der Geburt, des Geiſtes und der Geſinnung — ſich gliedert, erzeugte in ſeiner frühen Entartung eine Menge höchſt wunderlicher Zuſtände und Menſchen, gegen welche die Dichter mit Witz und ſittlicher Entrüſtung ihre Angriffe richteten und den Beifall aller Beſſeren und Gebildeteren ihres Volkes dafür ernteten.

So iſt beſonders in neuerer Zeit der Inhalt des ruſſiſchen Dramas vorwiegend ſocialer Natur geworden und dieſe bildet ſeine Eigenthümlichkeit, wodurch es ſich auf das Beſtimmteſte von den dramatiſchen Erzeugniſſen anderer Völker unterſcheidet, wie ſpäter an einigen hervorragenden Beiſpielen veranſchaulicht werden ſoll.

Hier galt es nur zuvor feſtzuſtellen, daß wirklich etwas Eigenthümliches in der dramatiſchen Literatur Rußlands beſteht und daß dieſes erſt der neueren Zeit angehört.

Wenn daher die Anfänge des ruſſiſchen Theaters um ein Jahrhundert zurückdatirt werden, ſo iſt damit nur die Zeit beſtimmt, wo zuerſt eine ſtehende Bühne in Rußland gegründet wurde, auf welcher man fortwährend Stücke in ruſſiſcher Sprache darſtellen ließ, ohne daß dadurch der ruſſiſche Geiſt in eigenthümlicher und energiſcher Weiſe ſich offenbart hätte, weil dazu

früher nicht allein alle volksthümliche Grundlage fehlte, sondern auch von oben herab jede freiere Entfaltung unmöglich gemacht war.

Nach dieſen, den Kern der Sache berührenden Erläuterungen kann ich mich beim Wiederanknüpfen des chronologiſchen Fadens in der Anführung der einzelnen Dichter und ihrer Werke um ſo kürzer faſſen.

Unter Katharina II. nahm die ruſſiſche Bühne, beſonders in Bezug auf Schauſpielkunſt, einen bedeutenden Aufſchwung. Dmitrewsky, der Nachfolger Wolkoffs, wurde von der Kaiſerin zu ſeiner künſtleriſchen Vervollkommnung nach England geſchickt, wo er Garrick und andere berühmte Schauſpieler kennen lernte, die ſein Talent ſehr hoch ſtellten.

Geboren in einem Jahrhundert, wo die Literatur die herrſchende Macht in Europa war, betrachtete Katharina das Theater als ein Mittel zur Volksbildung. Sie errichtete eine neue, großartige Bühne, das ſogenannte »ſteinerne Theater«, welches eine ungeheure Menge von Zuſchauern faßte, ſo daß der Eintrittspreis zu Gunſten des Volks bedeutend ermäßigt werden konnte. Außerdem ließ ſie, als Muſter für die ruſſiſchen Darſteller, die beſten italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Truppen nach Petersburg kommen und auf ihrem Hoftheater mußten die vornehmſten Damen und Herren ihrer Umgebung mitſpielen, ja ſogar am Ballete theilnehmen. Die Kaiſerin ſelbſt verfaßte mehrere Luſtſpiele, und begabte Damen ihres Hofs — wie z. B. die berühmte Fürſtin Daſchkoff — thaten auf ihren Wunſch desgleichen.

Auch entſtanden unter Katharina's Regierung eine Menge Tragödien, welche jedoch alle, ohne Ausnahme, nur matte Nachahmungen franzöſiſcher Muſter waren. Der vornehmſte Nachfolger Sumarokoffs als Tragödiendichter war ſein Schwiegerſohn Knäſchnin, der ſich beſonders den älteren Crébillon zum Vorbild nahm, während Katharina ſich lieber in Nachahmungen Shake-

ſpeare's verſuchte und unter anderen Stücken auch ſeine »luſtigen Weiber von Windſor« überſetzte. Dieſe führen uns zum ruſſiſchen Luſtſpiel zurück, deſſen bedeutendſter Vertreter damals von Wiſin war, ein alter Hofmann, der ſeine Bildung auf der Univerſität zu Moskau erhalten hatte und im Miniſterium der Auswärtigen als Sekretair des Grafen Panin diente. Die Satire dieſes Dichters zeichnet die wunderlichen Erſcheinungen, welche die franzöſiſche Bildung des vorigen Jahrhunderts im Kontakt mit dem Altruſſenthum erzeugte. Sein beliebteſtes Stück war Nedoroſſl, ein ſchwer zu überſetzender Titel, der im Deutſchen nur andeutungsweiſe durch »das Mutterſöhnchen« wiedergegeben werden kann. Ein früheres Stück von Wiſins: »der Brigadier« hatte weniger Werth als »das Mutterſöhnchen«, das ſich bis in die jüngſte Zeit auf der Bühne gehalten hat.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trat ein neuer Tragödiendichter, Oſeroff, auf, deſſen »Ödipus in Athen« beſonders dadurch die Gunſt des Publikums gewann, daß eine Schauſpielerin erſten Ranges, die hochbegabte Seménowa, ihre glänzende Laufbahn mit der Rolle der Antigone begann.

Oſeroffs Nachfolger war der noch lebende, ſehr fruchtbare Kukolnik, der für Rußland ungefähr daſſelbe iſt, was für Deutſchland Raupach war.

Als Verfaſſer gern geſehener und wirkſamer Schauſpiele verdient unter den Neueren beſonders Polewoi genannt zu werden, der ſich außerdem durch gute Ueberſetzungen Shakeſpeare'ſcher Stücke ein großes Verdienſt um die Bühne erworben.

Im Jahre 1806 erſchienen von dem berühmten Fabeldichter Kryloff zwei Luſtſpiele »der Modeladen« und die »Lektion für Töchter«, welche beide viel Beifall fanden und verdienten.

Chmelnitzky bereicherte die Bühne durch geſchmackvolle Ueberſetzungen, zeigte aber auch in einigen Originalſtücken, daß er von den franzöſiſchen Luſtſpieldichtern viel gelernt hatte.

Er zeichnet ſich beſonders durch einen anmuthigen und gewandten Dialog aus.

Andere Talente von minderem Belang überſpringend, gehen wir jetzt gleich zu dem bedeutendſten ruſſiſchen Luſtſpieldichter, Gribojédoff, über, um aus der Analyſe ſeines Hauptwerks die eigenthümliche Bedeutung der ruſſiſchen Komödie näher kennen zu lernen.

Gribojédoff, im Jahre 1794 in Moskau geboren, trat nach einer ſorgfältigen Ausbildung, die ihn ſowohl mit den alten wie mit den neueren Sprachen vertraut machte, früh ins Militair ein, diente dann im auswärtigen Miniſterium und wurde als Geſandter am perſiſchen Hofe im Jahre 1829 — noch nicht 35 Jahre alt — zugleich mit allen damals in Teheran wohnenden Ruſſen bei einem Volksauflaufe ermordet.

Nachdem er ſich ſchon früher durch dichteriſche Arbeiten vortheilhaft bekannt gemacht hatte, verfaßte er während ſeines erſten Aufenthaltes in Aſien (etwa um das Jahr 1823) ſein berühmtes Luſtſpiel »Gore ot umà«; ein Titel, der wörtlich überſetzt, heißt »Kummer aus Geiſt«, der aber dem Sinne nach beſſer zu umſchreiben iſt: »das Unglück, ein vernünftiger Menſch zu ſein.«

In dieſem, von Ariſtophaniſchem Geiſt und Witz erfüllten Stücke gab der Dichter mit einer poetiſchen Freiheit des Geiſtes, wie ſolche wohl nur bei längerer Entfernung von der Heimat möglich war, ein ſo ſcharf gezeichnetes, allſeitig zutreffendes Bild der ruſſiſchen Geſellſchaft und ihrer Auswüchſe, daß er Zeit ſeines Lebens darauf verzichten mußte, ſeine geniale Schöpfung durch die Bühne oder durch die Preſſe an die Oeffentlichkeit treten zu ſehen. Allein das hinderte ihre Verbreitung nicht im Geringſten. Eine Kopie des Stücks, welche der Dichter einem Freunde anvertraut hatte, vervielfältigte ſich mit ſo fabelhafter Geſchwindigkeit und regte die Geiſter dermaßen an, daß es binnen wenigen Monaten nicht bloß in

den Händen, ſondern auch im Gedächtniß aller gebildeten Ruſſen war. Meines Wiſſens hat die Literaturgeſchichte kein zweites Beiſpiel aufzuweiſen, daß eine Komödie ohne Vermittlung der Preſſe und der Bühne eine ſo ungeheure und nachhaltige Wirkung auf ein ganzes Volk geübt hätte.

Erſt 9 Jahre nach ſeinem Entſtehen kam das Stück — deſſen Verfaſſer damals längſt im Grabe ruhte — auf Befehl des Kaiſers in den Buchhandel und auf die Bühne, aber ſo verſtümmelt, daß man doch immer wieder zu den Abſchriften ſeine Zuflucht nehmen mußte, um ſich den unverkümmerten Genuß des Ganzen zu verſchaffen. Doch übte es auch in ſeiner Cenſur-Verſtümmelung noch Anziehungskraft genug, um jede Vorſtellung auf großen wie auf kleinen Theatern zu einem Feſte für das Publikum zu machen. Es lohnt ſich der Mühe, den Urſachen einer ſo unerhörten Wirkung nachzuforſchen.

Seinen Stoff griff der Dichter unmittelbar aus dem Leben heraus; ſeine meiſterhaft durchgeführten Charaktere ſind eben ſo viele Typen der vielgegliederten ruſſiſchen Geſellſchaft; in der Kompoſition nahm er ſich Molière's Komödien, in der Sprache Goethe's Fauſt zum Vorbild; den Stil bildete er ſich ſelbſt, und ſchuf ſo aus Einem Guſſe eine moderne Muſterkomödie, die unter den neueren Erzeugniſſen, auch außerhalb Rußlands, nicht ihres Gleichen hat.

Tſchatzky, der Held des Stücks, iſt ein junger Edelmann ohne Vorurtheile, deſſen vortreffliche Anlagen des Geiſtes und Herzens durch eine ſorgfältige Erziehung zu harmoniſcher Ausbildung gelangt ſind. Er gewinnt unſere Sympathie nicht durch hochfliegende Thaten und Beſtrebungen, ſondern einfach dadurch, daß er eine geſunde, friſche Natur iſt, empfänglich für alles Wahre und Schöne und deswegen ein entſchiedener Gegner aller Heuchelei, Lüge und Unnatur. Er drängt ſeine Grundſätze und Anſichten Niemanden auf, hält aber mit ſeinem freien und witzigen Urtheile über die herrſchenden Verkehrt-

heiten niemals zurück und geräth so in Konflikt mit der ganzen Gesellschaft.

Die männlichen Vertreter dieser Gesellschaft, wie der Dichter sie uns schildert, sind Menschen, deren ganzes Dichten und Trachten darauf gerichtet ist, auf der vierzehnstufigen Leiter staatlicher Ehren immer höher zu klimmen, die Brust mit Orden zu bedecken und möglichst viel Geld zusammenzuraffen, ohne in Bezug auf die Mittel allzu wählerisch zu sein. Sie sehen verächtlich herab auf Alles, was nicht unmittelbar zur Förderung ihrer Zwecke dient. Bildung, Sittlichkeit, treue Pflichterfüllung, Vaterlandsliebe, Ehrlichkeit sind für sie Worte ohne Sinn. Kriechend nach oben, hochfahrend nach unten, schätzen und beneiden sie einander nur mit Hinblick auf ihre Machtstellung, ihren Einfluß, ihre Titel und Orden.

So lernen wir zunächst Famussoff kennen, den Vorstand einer Kronbehörde, einen an Rang und Einfluß hochgestellten Mann, von glatten Manieren, aber innerlich roh und ehrlos, eine ganz gemeine Büreaukratenseele, der, nachdem er einen hohen und einträglichen Posten erreicht hat, über welchen er nicht gut mehr hinaus kann, sich jetzt um die Geschäfte gar nicht mehr bekümmert und nur noch darauf bedacht ist, seine einzige Tochter möglichst vortheilhaft zu vermählen. *)

*) Der Charakter Famussoffs tritt besonders ergötzlich in der zweiten Scene des zweiten Akts hervor, wo er Tschatzky vorwirft, daß er die Bedeutung eines geschmeidigen Rückens nicht hinlänglich zu würdigen wisse:

Vom Hochmuth laßt Ihr Alle Euch bethören,
Statt auf vernünftigen Rath zu hören
Und bei uns Aeltern nachzufragen
Wie man sein Glück gemacht in Eurer Väter Tagen.
Sieh' mich nur, oder Deinen Oheim an,
Den Seligen — das war ein Mann!
Der speiste nicht von Silber: nein, von Gold!
Und seiner Diener und Lakai'n
Mochten wohl an die Hundert sein.
Mit Orden ganz bedeckt kam er zu Hof gerollt —
Im langen Zug. Er lebte ganz
Am Hofe, und in welchem Glanz!

Er hat ſein Auge auf einen jungen und reichen Oberſt Skaloſub geworfen, einen Offizier, der ihn an Rohheit wo möglich noch übertrifft, aber ſeine ganze Bewunderung dadurch erregt, daß er es verſtanden hat, ohne militairiſche Kenntniſſe und Verdienſte eine ſo ſchnelle Karriere zu machen.*)

Das war ein anderer Hof als heute,
Und anders waren auch die Leute
Zu unſrer großen Katharina Zeit.
Da gab's noch Männer voller Würdigkeit,
Man lebte noch auf großem Fuße.
Und wenn Du noch ſo achtungsvoll geblickt,
Sie hätten kaum mit dem Toupé genickt
Zum Gegengruße.
Stets zeigten ſie ſich würdevoll und rühmlich,
Und aßen, tranken auch ganz eigenthümlich.
Doch wenn den Oheim je Dein Auge traf,
Du wärſt vor Ehrfurcht ſcheu zurückgewichen —
Was iſt ein heutiger Fürſt wohl oder Graf
Mit ihm verglichen!
Ein ernſter Blick, ein ſtolzes Weſen
War ſtets auf ſeiner Stirn zu leſen.
Doch: galt es wirklich ſich zu bücken,
Gab's keinen zweiten ſo geſchmeidigen Rücken!
Bei einer Cour hab' ich's erlebt vor Zeiten,
Daß er das Unglück hatte auszugleiten
Auf dem glatten, ſpiegelblanken Parkette,
So daß er faſt den Hals gebrochen hätte.
Und wie er keuchend ſeine alten Glieder
Vom Boden aufgerungen wieder
Und grüßend vor der Kaiſerin ſteht:
Trifft ihn ein Lächeln Ihrer Majeſtät,
Ein Allerhöchſtes Lächeln — und der Greis
Stürzt gleich zum Zweitenmale nieder
(Natürlich dieſesmal mit Fleiß).
Von Lachen wiederhallt der Saal,
Und er ſteht auf und — fällt zum drittenmal!
Klug war er, trieb er's auch ein wenig bunt;
Krank fiel er hin — ſtand aber auf geſund.
Denn Keiner ſtand ſeitdem in ſolchen Gnaden
Und ward ſo oft zum Whiſt geladen
Wie er! u. ſ. w.

*) Zur Charakteriſtik dieſes Oberſten laſſe ich auch ein paar kleine Züge folgen. Famuſſow, der ihn auf alle Weiſe zum Schwiegerſohn gewinnen will, ſagt ihm viel Schmeichelhaftes und kommt dann auch auf ſeinen Vetter zu ſprechen:

Dann kommt Moltſchalin, der Sekretair und das Faktotum Famuſoffs, ein höchſt armſeliger Menſch, von niedriger Herkunft und Geſinnung, der die Flöte bläſt, eine ſchöne Hand ſchreibt, ſich immer nach der neueſten Mode kleidet, niemals eine eigene Meinung hat und den Launen ſeines Herrn mit blinder Unterwürfigkeit ſich fügt, alſo alle Eigenſchaften beſitzt,

— Doch kommen wir
Auf Ihren Vetter jetzt zurück,
Der Ihrer Protektion verdankt ſein ganzes Glück.
Skalozub.
Wir thaten Anno Dreizehn uns hervor
Zuerſt im fünften, dann im zehnten Jägercorps.
Famuſſoff.
Glücklich der Vater, dem ein ſolcher Sohn geworden!
Mich dünkt, er trug im Knopfloch einen Orden?
Skalozub.
Ja, für den dritten Auguſt! Sie haben recht geſehen.
Wir ſaßen feſt in den Tranſcheen,
Da galt's!
Er kriegt's in's Knopfloch und ich an den Hals.
Famuſſoff.
Ihr Vetter iſt ein lieber Mann;
Man ſieht ihm gleich den Helden an.
Skalozub.
Ach, leider iſt er nicht der Alte mehr
Und liebt die neue Richtung gar zu ſehr.
Was hatte der im Dienſt für Glück!
Doch plötzlich ließ er Rang und Orden,
Zog auf ſein Landgut ſich zurück
Und iſt ein Bücherwurm geworden.

Wie ſpäter Tſchatzky ſich in das Geſpräch miſcht und in ſeinem ſittlichen Entrüſtungseifer Dinge ſagt, wobei Famuſſoff die Haare ſich ſträuben, merkt bloß Skalozub nichts davon, da es ihm vorgekommen als hätten Tſchatzky's Ausfälle ausſchließlich den Gardeoffizieren gegolten, die Skalozub ſelbſt nicht leiden kann, weil er nicht zu ihnen gehört. Er ſagt deshalb zu Tſchatzky:

„Ich muß geſtehn, Eins hat vor Allen
In Ihrer Rede mir wohlgefallen:
Sie ſagten, daß man in der Stadt
So viel Vorliebe für die Garde hat.
Die Garde iſt hier aller Damen Wonne
Und blendet ſie gleichwie die Sonne.
Ich wüßte gern: warum zieht man ſie vor
Zum Beiſpiel unſerm erſten Corps?"
u. ſ. w.

eine gute Carrière zu machen. Dieſe Fiſchſeele wird zum Gegenſtande der Liebe Sophiens, die, kaum den Kinderſchuhen entwachſen, ſtolz darauf iſt, einen Mann ſo vollſtändig zu beherrſchen, während er gar keine Neigung für ſie empfindet, aber die glühendſte Erwiederung ihrer Leidenſchaft heuchelt, bloß um die Tochter ſeines Chefs nicht zu beleidigen.

Die andern, weniger in den Gang der Handlung eingreifenden Perſonen ſind Goritſcheff, ein vor Zeiten wetterfeſter und tüchtiger Offizier, der aber jetzt unter dem Pantoffel einer leidenſchaftlichen und herrſchſüchtigen Frau als Weichling und Hypochonder erſcheint, — Repetiloff, ein alter geckenhafter Wüſtling, deſſen Thorheiten mit den Jahren gewachſen ſind, — Tugouchoffsky, ein alter, tauber Fürſt, und Sagoretzky, als betrügeriſcher Spieler bekannt, aber trotzdem wegen ſeiner Gewandtheit und Speichelleckerei in der vornehmen Geſellſchaft wohlgelitten.

Dazu kommt Sophie, die verliebte Tochter Famuſſoffs mit ihrer ſchlauen Kammerzofe Liſette; die Fürſtin Tugouchoffsky mit ſechs unverheiratheten Töchtern; die alte Gräfin Chrumin mit ihrer hochnaſigen Enkelin, die ſie auf die Bälle führt, und endlich Madame Chleſtoff, eine bösartige, klatſch- und zankſüchtige alte Dame.

In dieſer Geſellſchaft nun iſt Tſchatzky der einzige wahrhaft gebildete, ſittliche und anſtändige Menſch, während alle Andern nur den Firniß der Bildung und des Anſtandes haben und ſo tief geſunken ſind, daß ihnen nicht nur der wirkliche Adel der Geſinnung, ſondern auch jedes Verſtändniß dafür fehlt.

Der gerade Sinn, die Ehrenhaftigkeit und glühende Vaterlandsliebe Tſchatzky's erſcheinen ihnen lächerlich, weil ſie ſehen, daß er es damit zu Nichts gebracht hat und auch zu Nichts bringen wird. Anfangs haben ſie ſeinen ſchlagenden Witz, die Ueberlegenheit ſeines Wiſſens und Verſtandes ge-

fürchtet; ſeit ſie aber bemerkt haben, daß er damit weder eine hohe Stellung im Staat, noch Reichthümer, noch Titel und Orden zu erringen vermocht, hat er alles Anſehen bei ihnen verloren und ſie ſtimmen zuletzt Alle darin überein, ihn einfach für einen Narren zu halten. So ſteht er vereinſamt und verkannt in der heimatlichen Welt, bloß weil er das Unglück hat ein vernünftiger, für Wahrheit und Recht begeiſterter Menſch zu ſein. Sein Geiſt, ſeine Bildung, ſeine Ehrenhaftigkeit ſind die Quelle ſeiner Leiden. Das iſt es, was ſchon der kurze, markige Titel des Stücks beſagt und was der Dichter im Gang der ſehr einfachen Handlung meiſterhaft ausgeführt hat.

Dieſe Handlung knüpft ſich an eine Liebesgeſchichte, deren Anfang ſehr vielen andern gleicht, deren Entwickelung aber ganz eigenthümlicher Art iſt.

Tſchatzky hat, als ein naher Verwandter Famuſſoffs, von Jugend auf viel in deſſen Hauſe verkehrt; die Tochter des Hauſes, Sophie, ſeine ſchöne Couſine, iſt gleichſam unter ſeinen Augen aufgewachſen und er hat, da ſie früh ihre Mutter verloren und der Vater ſich wenig um ſie kümmerte, auf das Eifrigſte ihre Bildung zu fördern und ihren Sinn für Höheres zu wecken geſucht. So hat ſich früh ein vertrautes Verhältniß zwiſchen ihnen gebildet, welches bloß deshalb nicht gleich zur Ehe führte, weil ſie noch zu jung war und er den vorſchriftsmäßigen Rang im Dienſte noch nicht gewonnen hatte. Um ſchnell zu ſeinem Ziele zu kommen, trennte er ſich von ihr und ging nach Petersburg, wo er bald eine Anſtellung im Miniſterium erhielt und wegen ſeiner Fähigkeiten hochgeſchätzt wurde. In kurzer Zeit verlor er jedoch die Gunſt des Miniſters wieder, weil er ſich nicht zu ehrloſen Zwecken mißbrauchen laſſen wollte; verließ dann, in der Einſicht, daß er es auf geradem Wege zu nichts bringen werde, den Staatsdienſt ganz und beſuchte zu ſeiner weiteren Ausbildung die vornehmſten Länder Europa's.

Nichts vermochte inzwiſchen Sophiens Bild aus ſeinem Herzen zu verdrängen. Die Sehnſucht nach ihr trieb ihn zurück nach Moskau; hier angekommen merkt er aber bald, daß während ſeiner Abweſenheit ein Anderer ihre Gunſt gewonnen haben müſſe. Sein ganzes Weſen ſträubt ſich gegen die ihm von allen Seiten aufgedrungene Annahme, daß dieſer Andere der von ihm mit Recht gründlich verachtete Moltſchalin ſei. Er kann ſich die mit der ganzen Glut ſeiner Seele von ihm geliebte Sophie nicht ſo tief geſunken denken, daß ſie ihn einem ſo ganz und gar nichtigen Menſchen geopfert habe; in dem Augenblick aber, wo er wirklich dieſe Ueberzeugung gewinnt, hört auch ſeine Liebe zu ihr auf und ſie wird ebenſo empfindlich durch ſeine Verachtung geſtraft wie durch die Entdeckung, daß Moltſchalin eigentlich ihr Kammermädchen liebe und ihre Neigung nur deshalb ſcheinbar erwiedert habe, um ſie, als die Tochter ſeines Vorgeſetzten, nicht zu beleidigen.

Dieſe außerordentlich kunſtvoll angelegte Scene ſpielt in einer von Säulen getragenen Vorhalle des Hauſes, nach dem Ende eines Balles, der bei Famuſſoff ſtattgefunden hat. Es iſt drei Uhr Morgens; die Gäſte haben ſich ſchon alle entfernt, nur Tſchatzky iſt noch zurückgeblieben, unten in der Halle ſeinen verſpäteten Wagen erwartend. Plötzlich erſcheint Sophie oben auf der Treppe im Hintergrunde, glaubt in ihm Moltſchalin zu erkennen und ruft ihn leiſe an. Bald gewahrend daß ſie ſich getäuſcht hat, eilt ſie ſchnell zurück. Tſchatzky erräth leicht den Zuſammenhang der Sache und verbirgt ſich hinter einer Säule, neugierig der Dinge wartend die noch kommen ſollen. Gleich darauf erſcheint die Kammerzofe mit einem Lichte, um ſich nach Tſchatzky umzuſehen und Moltſchalin in das Zimmer ihrer Herrin zu beſcheiden.

Ach Gott, wie grauſig iſt es hier
Im Vorhaus, Nachts allein! Geſpenſter fürcht' ich ſehr,
Doch die Lebendigen noch mehr.

Wie mich die Herrin plagt! Gott ſei mit ihr!
Sie ſagte, Tſchatzky müſſe unten ſein,
Sie hab' ihn ſelbſt geſehn. Was fällt ihr ein!
(Sich umſehend)
Welch ein Vergnügen, hier im nächt'gen Graus
Umherzuſchwärmen! Der iſt längſt zu Haus
In ſeinem warmen Bett geborgen
Und ſpart ſein Lieben auf bis morgen.
Doch muß ich ja noch zu Moltſchalin gehn.
(Sie klopft an Moltſchalin's Thür)
Sie da! — Nun, hören Sie? Schnell aufgewacht!
Mein Fräulein wünſcht Sie noch zu ſehn zur Nacht.
Doch müſſen Sie ſich hübſch beeilen,
Die Gnäd'ge wartet und ich darf nicht weilen.

(Moltſchalin kommt gähnend und verſchlafen zum Vorſchein. Im Hintergrunde oben auf der Treppe erſcheint Sophie wieder, die alles Folgende hört, gleichwie Tſchatzky, der unbemerkt in ſeinem Verſteck bleibt.)

Sind Sie denn ganz von Stein und Erz?

Moltſchalin.

Mein ſüßes Herz!
Kommſt Du aus eignem Antrieb? Sprich!

Liſette.

O nein, das gnäd'ge Fräulein ſendet mich.

Moltſchalin.

Wer ſollte glauben, daß in dieſen Wangen,
In dieſen Aederchen der Liebe hold Erröthen
Noch nie geſpielt! Fühlſt Du denn nur Verlangen
Durch Botenlaufen die Zeit zu tödten?

Liſette.

Ach, Ihnen, als baldigem Ehemann,
Steht ſchlecht das Gähnen und Liebeln an.
Den lob' ich, der vor dem Hochzeitstag
Nicht eſſen und nicht ſchlafen mag!

Moltſchalin.

Mit wem ſollt' ich denn Hochzeit machen?

Liſette.

Nun, mit dem Fräulein.

Moltſchalin.

's iſt zum Lachen!
Glaubſt Du denn, Deine gnädige Herrin
Wird meine Gattin? O Du kleine Närrin!

Liſette.

Ich weiß nicht, wie Ihr nur ſo ſprecht:
Ihr iſt ja doch kein Andrer recht!

Moltſchalin.

Mag ſein! Ich zitt're immer nur vor Schrecken,
Der Alte könnte uns entdecken —
Dann wär' es aus mit dem verliebten Weſen,
Der machte nicht viel Federleſen!
Er würde uns verfluchen und verjagen.
Doch ſoll ich Dir die ganze Wahrheit ſagen?
Bei Deinem Fräulein wird's mir nimmer froh zu Muthe,
Ich lieb' ſie nicht und hab' ſie nie geliebt!
Der Himmel ſchenk' ihr alles Gute!
Vor mir war ſie in Tſchatzky ſchon verliebt —
Und nun? So wird auch dieſe Glut zerſtieben!
Ach könnt' ich nur Dein Fräulein halb ſo lieben
Wie Dich! Ich thue was ich kann
Und ſtelle mich recht zärtlich an,
Allein, der Himmel weiß:
Bei ihrem Anblick werd' ich kalt wie Eis.

Sophie (für ſich).

Wie niedrig! O, kaum kann ich mich bezähmen!

Tſchatzky (für ſich).

Der Schuft!

Liſette.

Sie ſollten ſich doch ſchämen!

Moltſchalin.

Mein Vater rieth mir, daß ich Allen
Beſtrebt ſein müßte zu gefallen;
Dem Hausherrn freundlich ſtets erſchiene,
Dem Vorgeſetzten, unter dem ich diene,
Dem Diener, der die Kleider putzt und Schuh,
Dem Hausknecht ſelbſt — und ſeinem Hund dazu.
Weiß man doch nie, wozu es nützen kann!

Liſette.

Ei, ei! da ſind ſie ja ein liebevoller Mann!

Moltſchalin.

Das Fräulein lieb' ich nur als Tochter meines Herrn.

Liſette.

Das alſo iſt des Pudels Kern!
So, lieben Sie des Mannes Kind,
Bei dem Sie ſelbſt wie Kind im Hauſe ſind,
Der Ihnen Orden, Titel gab und Rang.
Doch kommen Sie, wir ſchwatzen ſchon zu lang!

Moltſchalin.

So komm zu Deiner weinerlichen Schönen;
Doch erſt erlaub' mir, voll Entzücken
Dich an dies warme Herz zu drücken!

(Liſette ſtößt ihn zurück.)

Warum iſt ſie nicht Du?

Sophie (die unbemerkt hinzu getreten iſt, für ſich).

Mich ſo zu höhnen!

(Wie Moltſchalin gehen will, tritt ſie ihm mit den Worten entgegen):

Zurück! Genug hört' ich, hier ſoll es enden,
Scheuſal! Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, vor den Wänden.

Moltſchalin.

Was ſeh' ich, Sie
Fräulein Sophie?

Sophie.

Kein Wort mehr! Beim gerechten Gott,
Nicht länger treibt man mit mir Spott!

Moltſchalin (ſich ihr zu Füßen werfend).

Erbarmen! O Ihr Zorn trifft ſchwer!
Bedenken Sie!

Sophie.

Gar nichts bedenk' ich mehr!
Und ſchwiegen Sie, ſo wär' es beſſer —
O, die Vergangenheit iſt mir ein ſcharfes Meſſer!

Moltſchalin.

Erbarmen Sie ſich doch!

Sophie.

Wozu dies Kriechen noch!

So geht es noch eine Weile fort; ſie kann ſich vor Scham und Entrüſtung kaum aufrecht halten und ihr einziger ſchwacher Troſt iſt, daß die Enthüllung im Dunkel der Nacht geſchehen und daß Tſchatzky nichts davon erfahren. In dieſem Augenblicke tritt Tſchatzky vor, während Moltſchalin davon läuft und ſich in ſein Zimmer verſchließt. Tſchatzky geſteht, daß er Alles geſehen und gehört.

Mit offnem Ohr und Auge ſtand ich da,
Ich ſah' — und glaubte ſelbſt nicht was ich ſah:
Und dieſer Wicht, den Sie mir vorgezogen,
Der Sie um Scham- und Ehrgefühl betrogen,
Läuft jetzt davon, voll Angſt und Schrecken
Sich hinter Thür und Riegel zu verſtecken.
Wer faßt des Schickſals launenhafte Tücke!
Ein wahrhaft liebend Herz verſchließt's dem Glücke,
Läßt Geiſt, Gemüth verkannt, mißachtet werden:
Doch die Moltſchalins ſind beglückt auf Erden!

Ich habe hier eine Stelle aus dem Schluſſe herausgegriffen, um den eigenthümlichen Ausgang der Liebesgeſchichte zu zeigen, welcher das Paar nicht zuſammen-, ſondern erſt recht auseinanderführt.

Man hat dem Stücke dies zum Vorwurf gemacht: »denn — ſagen die Kunſtrichter — das moderne Luſtſpiel verlangt einen verſöhnenden Ausgang, dieſes aber ſchließt mit einer Diſſonanz und das iſt ein Fehler, den aller Witz und Geiſt nicht auszugleichen vermag.«

Nun würde allerdings ein gewöhnlicher Luſtſpieldichter, der denſelben Stoff zu behandeln gehabt hätte, mit den gewöhnlichen Mitteln einen ſogenannten befriedigenden Abſchluß herbeigeführt haben. Es wäre ſicher auch für Gribojédoff ein Leichtes geweſen, die Kluft welche Tſchatzky von Sophie trennt, durch einen ſentimentalen Rührbrei auszufüllen, das Paar zuſammenzubringen und auch in den übrigen Charakteren — welche wir am Ende verlaſſen, wie wir ſie im Anfange gefunden haben — einen Umſchwung herbeizuführen. Daß er dies billige Kunſtſtück verſchmähte, muß doch wohl durch eine tiefere Abſicht begründet geweſen ſein.

Als Tſchatzky's Liebe zu Sophie erwachte, hatte dieſe ihre eigentliche Natur noch nicht herausgekehrt und war dem verderblichen Einfluſſe ihrer Umgebung noch nicht erlegen. Er nahm von ihr ein Bild mit ſich fort, das er nicht wiederfand, als er heimkehrte. Je mehr uns nun ſeine edle Natur anzieht und unſere Theilnahme weckt, deſto mehr muß uns ihre gemeine Natur abſtoßen und Widerwillen einflößen. Hiernach können wir ihm nur Glück wünſchen, daß er nicht Sophiens Gemahl wird, woraus folgt, daß der äußerlich unbefriedigende Abſchluß um ſo mehr dazu angethan iſt, uns innerlich zu befriedigen.

Sophie verdient die beſchämende Strafe, die ihr zu Theil wird, in vollem Maße; wir dürfen dabei vorausſetzen, daß dieſe Strafe einen heilſamen Einfluß auf ſie üben werde.

Dagegen iſt bei den übrigen Charakteren kein Umſchwung zum Beſſern denkbar; ſie ſind zu feſt in ihre Haut hineingewachſen um ſie noch abſtreifen zu können. Tſchatzky unterſcheidet ſich von der ganzen Geſellſchaft wie der Tag von der Nacht: Beide können nicht zugleich beſtehen. Tſchatzky unterliegt im Kampfe mit ſeinen Gegnern, die Nacht triumphirt noch über den Tag — aber das Verſöhnende liegt darin, daß aus dieſer Nacht — gleichſam als Herold des nahenden Tages — ein Dichtergeiſt aufſteigen konnte, glanzvoll und mächtig genug, um zeigen zu können wie dunkel es ſei.

Die Famuſſoff, die Skaloſub und Moltſchalin ſind noch nicht ausgeſtorben in Rußland, aber ſie haben ihr früheres Anſehen verloren; ſie werden nicht mehr bewundert und beneidet, ſondern ſie werden ausgelacht und verachtet.

Solchen ungeheuren Umſchwung zum Beſſern hat dieſes einzige Luſtſpiel bewirkt, deſſen reiche Vorzüge hier natürlich nur angedeutet, nicht erſchöpfend gewürdigt werden können. Wie Shakeſpeare's Falſtaff, oder Molière's Tartuffe leben alle Perſonen der Gribojédowſchen Komödie im Munde des Volkes fort und die Famuſſoff, Skaloſub und Moltſchalin dürfen nicht mehr wagen ſich ſo breit zu machen wie früher.

Dieſer Komödie, durch welche für alle folgenden der Ton angegeben wurde, zunächſt ſteht eine andere von eben ſo draſtiſcher Wirkung und eben ſo ſcharfer Charakterzeichnung, aber ſonſt von weit geringerem künſtleriſchen Werth. Es iſt das »der Reviſor« von Gogol, Rußlands bedeutendſtem Novellendichter, der durch mehrfache Ueberſetzungen auch in Deutſchland bekannt geworden iſt. In dem »Reviſor« hat ſich Gogol die Aufgabe geſtellt, die Beſtechlichkeit und Rohheit des ruſſiſchen Beamtenthums zu geißeln. Das Stück ſpielt nicht in der vornehmen Welt, ſondern in einer kleinen Kreisſtadt, und die darin vorkommenden Perſonen ſind, ohne Ausnahme, gemeine Naturen. Die Fabel iſt kurz gefaßt dieſe: Der Stadtpräſekt

hat von einem guten Freunde Nachricht erhalten, daß ein Reviſor aus Petersburg incognito die ganze Provinz bereiſe, um das Leben und Treiben der Beamten zu beobachten und darüber an die Regierung zu berichten. Der Brief des guten Freundes ſchließt mit den Worten: »Da ich weiß, daß bei Dir, wie bei jedem Andern, kleine Sünden vorkommen, weil Du ein kluger Mann biſt und das nicht gern fahren läſſeſt, was Dir in die Hände fließt, ſo rathe ich Dir, Vorſichtsmaßregeln zu ergreifen, denn er kann jede Stunde ankommen, wenn er nicht ſchon da iſt und irgendwo incognito wohnt.«

In ſeiner Herzensangſt beruft der würdige Stadtpräſekt alle Beamten zu ſich: den Adminiſtrator der Wohlthätigkeitsanſtalten, den Schulinſpektor, den Kreisrichter, den Polizeimajor und den deutſchen Arzt des Kreiſes, um dieſe Mitſchuldigen von dem drohenden Ereigniß in Kenntniß zu ſetzen und mit ihnen zu berathen wie der Gefahr am beſten vorzubeugen ſei. In dieſer ſtarkgefärbten, aber ſehr ergötzlichen Scene gerathen die Ehrenmänner etwas aneinander, indem Einer dem Andern vorwirft es mit dem Gelderpreſſen doch ein wenig zu arg getrieben zu haben.

Indem ſie noch ſo hin- und herſtreiten und uns dabei in einen wahren Abgrund von Korruption blicken laſſen, kommt der Poſtmeiſter hinzu, dem auch das Herz vor Furcht ſchlägt, der aber die Andern, welche glauben, die Regierung ſchicke nur deshalb einen beſonderen Beamten, weil vielleicht Klagen über die ſchlechte Verwaltung des Kreiſes in Petersburg eingelaufen ſeien, einigermaßen durch die Verſicherung beruhigt, daß er ſeit ſeiner Amtsführung, aus angeborener Neugier und um ſich die Zeit zu vertreiben, alle abgehenden Briefe erbrochen, aber nichts Bedrohliches darin gefunden habe.

Ein paar alberne Gutsbeſitzer aus der Umgegend, Bobtſchinsky und Dobtſchinsky, die ſich gewöhnlich im Wirthshauſe aufhalten, bringen plötzlich die Nachricht, daß ſie dort einen

jungen, geheimnißvollen Beamten aus Petersburg geſehen haben, der allen Anzeichen nach der erwartete Reviſor ſei. Er habe ein ſcharfes Auge, ſehe allen Leuten in die Schüſſeln, habe beim Wirth einen nach Saratoff viſirten Paß deponirt, wohne aber, ſtatt nach Saratoff zu reiſen, ſchon ſeit anderthalb Wochen im Wirthshauſe und bezahle ſeine Rechnung nicht — lauter untrügliche Anzeichen, daß er der erwartete Reviſor ſein müſſe.

Bei dem Gedanken, nun ſchon ſeit anderthalb Wochen von dem fürchterlichen Reviſor heimlich beobachtet zu ſein, gerathen die Beamten in halbe Verzweiflung, da ſich Jeder bewußt iſt, während dieſer Zeit eine anſehnliche Reihe von Nichtswürdigkeiten verübt zu haben. Sie beſchließen, ſich in Galla zu werfen, dem Reviſor im Wirthshauſe ihre Aufwartung zu machen und Alles aufzubieten ihn gnädig zu ſtimmen. Der Stadtpräſekt, als die vornehmſte Perſon, will ihnen die Wege bahnen und ins Wirthshaus gehn, gleich als ob ſein Amtseifer ihn von Zeit zu Zeit dahin treibe, um nachzuſehen, daß es den Reiſenden an Nichts fehle und ihnen kein Unrecht geſchehe. Vorher trifft er jedoch in der Geſchwindigkeit noch einige Anſtalten, um ſich den Rücken zu decken. Er befiehlt dem Polizeimajor, ſchnell die verwahrloſten Straßen ſäubern zu laſſen, den barfuß umherlaufenden Soldaten Schuhe zu verabfolgen, bei einem alten Zaune und thurmhohen Haufen Kehricht Strohwiſche aufzuſtecken, daß es ausſehe als ob dort planirt würde. »Und — ſagte er — ſollte gefragt werden, warum die Hospitalkirche nicht erbaut ſei, für welche vor fünf Jahren eine Summe angewieſen wurde, ſo vergeßt nicht zu ſagen, man habe angefangen zu bauen, ſie ſei aber abgebrannt. Und wenn gefragt wird, ob man mit dem Dienſt zufrieden ſei, daß Alle antworten: Ganz zufrieden, gnädiger Herr! — Und wer von ihnen nicht zufrieden iſt, dem ſoll ein Kreuzdonnerwetter an den Hals fahren ... Ach, du ge-

rechter Himmel! Gott gebe nur, daß die Sache glücklich ablaufe, aber dann will ich auch den Heiligen ein ſolches Licht aufſtecken, wie ſie noch keins gehabt haben und jeder Schuft von Kaufmann ſoll dazu einen Tribut von hundert Pfund Wachs liefern!«

Den vermeintlichen Reviſor lernen wir bald darauf im Wirthshauſe kennen als einen leichtſinnigen jungen Mann, der auf dem Wege in die Heimat begriffen iſt, aber nicht weiter kann, weil er in der letzten Stadt den Reſt ſeines Geldes verſpielt und vertrunken hat. Der Wirth droht eben, ihn einſperren zu laſſen, wenn er nicht gleich Anſtalt mache ſeine Schulden zu bezahlen, als plötzlich durch das Eintreten des Stadtpräfekten die Sache eine andere Wendung erhält.

Der junge Windbeutel macht dem Präfekten gar kein Hehl aus ſeiner Lage, aber dieſer, der ſelbſt nie ein wahres Wort geſagt hat, es ſei denn aus Irrthum geſchehen, hält Alles für Verſtellung. Er ſchätzt ſich glücklich, daß der junge Mann es nicht verſchmäht, 400 Rubel von ihm anzunehmen und ſogar der Einladung folgt, im Hauſe des Präfekten zu wohnen. Frau und Tochter des Präfekten ſind außer ſich vor Freude, einen ſo vornehmen Gaſt zu bewirthen und der vermeintliche Reviſor, der ſich bald in ſeine Rolle zu finden weiß, knüpft ſofort ein zärtliches Verhältniß mit der ſchmachtenden Tochter des Hauſes an. Alle Beamten machen ihm in großer Uniform ihre Aufwartung und Jeder weiß ihm ein Päckchen Banknoten in die Hand zu ſchieben, um ſich der Gnade des hohen Herrn zu verſichern, der die größte Luſt hat, dies muntere Leben möglichſt lange fortzuführen, aber durch ſeinen Diener aufmerkſam gemacht wird, daß es doch klüger ſei, ſich mit dem vielen Gelde möglichſt bald aus dem Staube zu machen, um nicht durch die Ankunft des wirklichen Reviſors überraſcht zu werden.

Während der Diener den Koffer packt, ſchreibt der junge Mann einen Brief an einen gleichgeſinnten Freund in Peters-

burg, dieſem in ausgelaſſener Weiſe das ſeltſame Mißverſtändniß ſchildernd, dem er ſo viele Tafelfreuden und Banknoten verdankt. Vor der Abreiſe hat er noch verſchiedene Leute aus der Stadt zu empfangen, die ihm ebenfalls Geſchenke bringen und bei der Gelegenheit um Abhülfe des Drucks bitten, den ſie unter dem ſchrecklichen Regiment des Präſekten und der übrigen Beamten zu erdulden haben. Er nimmt gnädig Alles entgegen und verſpricht alles Mögliche dafür. Der Präſekt iſt außer ſich, wie er das Vorgefallene erfährt, wird aber ſchnell wieder beruhigt und fühlt ſich hochgeehrt, als der junge Mann ihn um die Hand ſeiner Tochter bittet. Darauf reiſt dieſer ab, mit dem Verſprechen, in wenigen Tagen zurückzukehren. Der Präſekt, mit der Ausſicht auf einen ſolchen Schwiegerſohn, der ſich rühmt, ein intimer Freund des Miniſters zu ſein und ſelbſt mit dem Kaiſer auf gutem Fuße zu ſtehen, fängt jetzt erſt recht an, den Tyrannen zu ſpielen und benimmt ſich hochmüthig ſelbſt gegen ſeine nächſten Bekannten. Da tritt, wie er die Beamten um ſich verſammelt hat, plötzlich der Poſtmeiſter herein mit dem von ihm erbrochenen verhängnißvollen Briefe, den der junge Windbeutel an ſeinen Freund in Petersburg geſchrieben hat und wodurch der ganze Schwindel enthüllt wird. Der Präſekt will vor Wuth und Scham aus der Haut fahren, daß ein ſo blutjunger Windbeutel ihn, den alten ſchlauen Fuchs überliſtet hat, während die Andern ihm ſeine Beſchämung von Herzen gönnen. Allein auch ſie ſollen nicht ungeſtraft bleiben. Ein Gensd'arm erſcheint mit der Meldung, daß auf kaiſerlichen Befehl ein Beamter aus Petersburg angekommen ſei, der ſie zu ſich in's Gaſthaus entbieten laſſe. Allgemeine Beſtürzung. Der Vorhang fällt.

Die komiſche Wirkung dieſes Stücks auf der Bühne iſt ganz unbeſchreiblich. Es wird erzählt, Kaiſer Nikolaus habe nach der erſten Aufführung des Reviſors den Dichter zu ſich in die Loge kommen laſſen und ihm unter Anderm geſagt:

»So habe ich nie gelacht wie heute Abend!« Worauf Gogol erwiederte: »Ich habe eigentlich eine andere Wirkung mit dem Stücke beabsichtigt.«

Die beiden vorhin analysirten Lustspiele der zwei begabtesten dramatischen Dichter Rußlands haben uns nur die Auswüchse und Schattenseiten des russischen Lebens gezeigt; ich will jetzt, zur Vervollständigung unseres Bildes, versuchen Sie noch mit einem Werke bekannt zu machen, welches der jüngsten Vergangenheit angehört und uns einen tieferen Blick in die Lichtseiten des russischen Volkscharakters thun läßt.

Es ist das eine erst im Jahre 1857 unter dem Titel »Fürst Lupowitzky« erschienene Komödie von Konstantin Aksakoff, einem Dichter, der in der Blüte seines Lebens und Schaffens erst vor wenigen Monaten vom Tode ereilt wurde.

Der Inhalt seines Stücks ist kurz gefaßt dieser:

Im Café de Paris sitzen drei vornehme Russen: Fürst Lupowitzky, Graf Dolonsky und Baron Saljutin beisammen, welche von Rußland nicht viel mehr wissen, als daß sie von dort ihre Renten beziehen, womit sie sich im Auslande das Leben möglichst angenehm zu vertreiben suchen. Fürst Lupowitzky hat plötzlich den Entschluß gefaßt auf seine Güter nach Rußland zu reisen, um die Früchte seiner ausländischen Studien und Erfahrungen zum Besten seiner Bauern zu verwerthen. Die beiden Andern finden diesen Entschluß thöricht und suchen ihn davon abzubringen.

Sie haben die schmutzigen Bauern nie gesehen, welche ihnen jährlich ihre halbe Million Renten schicken und wünschen sie auch nicht zu sehen, da sie meinen, daß es für dieses ungebildete Volk der Ehre genug sei, seinen gebildeten Herren die Mittel zu liefern Rußland in der großen Welt mit Glanz zu vertreten und ihrer Genüsse theilhaftig zu werden. Fürst Lupowitzky dagegen, dem das Leben in der großen Welt nachgerade langweilig geworden, sucht eine nützliche Thätigkeit und

hält es für eine dankbare Aufgabe, für das Wohl seiner Unterthanen zu wirken. Er schämt sich, die Sitten des russischen Landvolks nur aus den Werken fremder Touristen zu kennen und will jetzt mit eigenen Augen sehen und prüfen, ob denn wirklich in diesem Volke die Keime höherer Entwickelung nicht zu finden seien.

So erreicht er glücklich seine Güter und schickt Wagen und Dienerschaft voraus, um die letzte kurze Strecke zu Fuß zurückzulegen und die malerische Umgegend in Augenschein zu nehmen. Alles gefällt ihm weit besser als er erwartet hatte. Im Dorfe angelangt, macht er seinen Gefühlen in einem französischen Monologe Luft und wird von zwei Mädchen belauscht, die am Brunnen mit Wasserschöpfen beschäftigt sind.

»Das ist gewiß unser Gutsherr selbst«, sagt die Eine zur Andern.

— Warum meinst Du das? — fragt diese.

»Nun, weil er gar nicht aussieht wie eine Russe! Er spricht nicht russisch, trägt keine russische Kleidung, und sieh mal! was er für ein wunderliches Glas in's Auge gekniffen hat!«

Der Fürst bemerkt die Mädchen, unterhält sich mit ihnen und findet, daß sie sehr geweckten Geistes sind.

Wie die Bauern die Ankunft ihres Gutsherrn erfahren, begrüßen sie ihn nach alterthümlicher Sitte, ihm Salz und Brot überreichend. Er ist sehr gerührt davon und hält ihnen eine schwungvolle Rede, in welcher er seine in Paris gelernten Volksbeglückungstheorien auseinandersetzt, wovon die Bauern natürlich kein Wort verstehen.

Er hat Ueberfluß an Geld und gutem Willen ihnen zu helfen, weiß jedoch gar nicht, wie er ihnen beikommen soll: sie wünschen weiter nichts, als keine fremden Verwalter zu haben, ihre Angelegenheiten selbst zu besorgen und den Staroſten aus ihrer eigenen Mitte zu wählen. Wie gut sie es verstehen, ihre Angelegenheiten selbst zu ordnen, davon wird ihm gleich

ein Beiſpiel vor Augen geführt. Das Dorf muß einen Rekruten ſtellen, zu welchem Zwecke die ganze Gemeinde ſich verſammelt. (Ich muß hier erläuternd bemerken, daß es unter dem ruſſiſchen Volke als das größte Unglück betrachtet wird, Soldat zu werden, einmal weil der Dienſt ſehr beſchwerlich und von langer Dauer iſt, und dann weil Niemand, der aus einem Gemeindeverbande ausgetreten iſt, wieder in denſelben zurücktreten kann.)

Die Meiſten ſtimmen für Andreas, einen verwaiſten jungen Mann, und geben als Grund an, daß er der Einzige im Dorfe ſei, der weder Eltern noch Geſchwiſter zurücklaſſe, die ihn beweinten. — Da tritt ein älterer Mann auf und ſagt: eben das müſſe ein Grund ſein, Andreas nicht zu wählen, denn verwaiſt in der Welt zu ſtehen, ſei ſchon traurig genug, aber deshalb von der heimiſchen Gemeinde losgeriſſen zu werden, ſei doppelt traurig. Dazu komme, daß Andreas die Tochter des Staroſten liebe, eines Mannes, dem ſie Alle zu großem Dank verpflichtet ſeien.

Nach dieſer Vorſtellung wird einſtimmig beſchloſſen, Andreas auf Gemeindekoſten loszukaufen, was für eine Summe von 800 Silberrubeln möglich iſt.

Fürſt Lupowitzky hört ganz gerührt die Verhandlung aus dem Fenſter ſeines Schloſſes mit an; er will die 800 Silberrubel der Gemeinde ſchenken, findet aber bald, daß er den wackern Bauern dadurch die Freude nur trüben würde und begnügt ſich damit, die Verbindung des befreiten Andreas mit ſeiner geliebten Paraſcha zu beſchleunigen und die Abgaben der Gemeinde zu vermindern.

Dieſes vom Dichter mit feinem Geiſte und warmem Herzen durchgeführte Stück iſt dramatiſch nicht ſo wirkſam wie die beiden vorhin erwähnten, mag aber ebenfalls als Beleg dienen, wie ſehr die beſten dichteriſchen Kräfte in Rußland danach ringen, der Bühne eine ſociale Bedeutung zu geben, aus dem

vollen, frischen Leben zu schöpfen, um der Zeit ihr eigenes Bild vorzuführen, das Schlechte zu geißeln, das Lächerliche zu verspotten und das unverwüstlich Gute, was in dem mißachteten Volke wirklich vorhanden ist, zu Ehren zu bringen.

Das einzige Lustspiel Gribojédoffs »das Unglück ein vernünftiger Mensch zu sein« hat in Rußland mehr Gutes gewirkt, als alle Gesetze und Ukase zusammengenommen und steht beim Volke auch in weit höherem Ansehen als jene.

Gribojédoff gehörte, gleichwie seine Nachfolger, der Moskowiterpartei an, welche das Heil Rußlands hauptsächlich in der Bildung und sittlichen Hebung des Volkes, sowie in der Entwickelung der nationalen Institutionen sucht und gegen alle Nachäfferei des Auslandes, besonders aber gegen die durch und durch korrumpirte Büreaukratie entschiedene Opposition macht.

Als der beste heutige Lustspieldichter in Rußland wird Ostrowsky genannt, von dessen Werken — die mir von befreundeten Russen sehr gerühmt werden — ich noch zu wenig kenne um mir ein Urtheil darüber zu erlauben.

Ueberhaupt bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß diese Skizze in keiner Weise Anspruch darauf macht, erschöpfend zu sein. Es sollte nur das Eigenthümliche der moskowitischen Bühne hervorgehoben und daran gezeigt werden, daß die russischen Dichter einen guten Grund gelegt haben, auf welchem sich weiter bauen läßt, wie es denn sehr bezeichnend ist für den Geschmack des durch sie gebildeten Publikums, daß in Moskau heute hauptsächlich der ins Russische übersetzte Shakespeare die Bühne beherrscht.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

BIBLIOTECA
Map 201629

502.500